AUTHOR: SCHWERDFEGER, JOSEF ADOLF

TITLE: VEINNA GLORIOSA: BILDER UND....

PLACE: [WIEN]

DATE: 1923

Master Negative #

91-80342-11

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

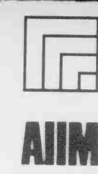
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Schwerdfeger, Josef
Vienna gloriosa; bilder und studien aus Wiens vergangenheit, von Josef Schwerdfeger ... [Wien, Wiener drucke, 1923.
355 p. incl. illus., plates, ports. 19 cm.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

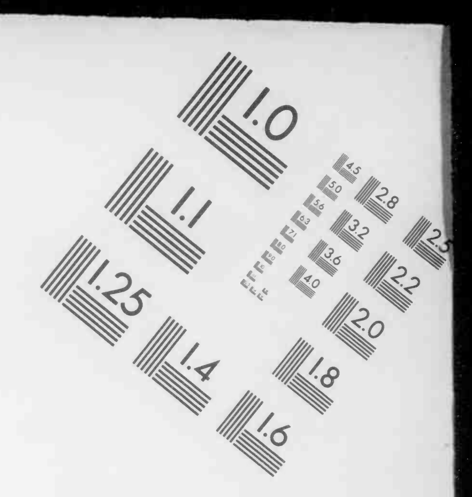
FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 9-12-92 INITIALS M.D.C.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



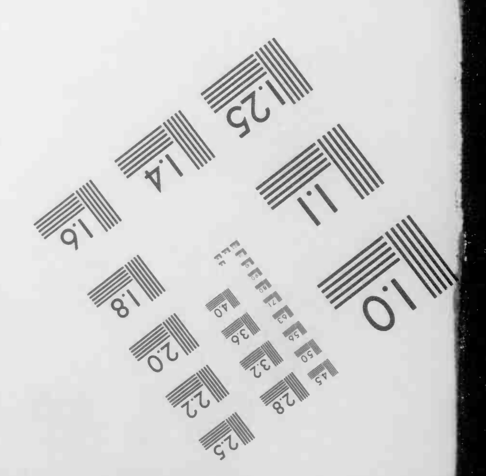
AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202



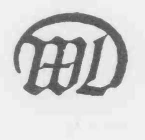




MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.




SIGILLVM · COLLEGII · COLUMBIAE · NOVI · EBORACI
IN LVMINE TVO VIDERIMVS LVMEN



VIENNA GLORIOSA

Bilder und Studien
aus Wiens Vergangenheit
von
Josef Schwerdfeger



Allegorie auf Wien und Niederösterreich
Kupferstich von Tobias Sadeler nach Frans de Neve (1678)

VIENNA GLORIOSA

Bilder und Studien

aus Wiens Vergangenheit

von

Josef Schwerdfeger

Mit 29 Bildern

1923

Wiener Drucke



Allegorie auf Wien und Niederösterreich
Kupferstich von Tobias Sadeler nach Frans de Neve (1678)

VIENNA GLORIOSA

Bilder und Studien
aus Wiens Vergangenheit

von

Josef Schwerdfeger

Mit 29 Bildern

1923

Wiener Drucke

Druck: Christoph Reißer's Söhne in Wien

Lob und Herkommen der Stadt Wien



Wien! Das Wort hat einen süßen, weichen Klang wie der Ton vornehmer Violinen, wenn sie zum „Blauen-Donau-Walzer“ ansetzen. Da klang das römische Vindobona viel sonorer, der Gravität der einstigen Weltbeherrscher angemessen. Denn die goldenen Adler der berühmten X., XIII. und XIV. Legion leuchteten über der jungen Gründung vor fast zwei Jahrtausenden! Römische Legionäre stehen als stattliche Paten an der Wiege des geschichtlichen Wiens. Die Menge, die heute über den Hohen Markt der Inneren Stadt hastet, die Bewohner der alten verwitterten Häuser hinter dem Palais Sina, der Gassen und Gäßchen bei St. Ruprecht und gegen den Steilrand des einstigen Donauufers zu, ahnen wohl nur zum geringsten Teil, daß es in seiner Art klassischer Boden ist, den sie betreten, daß zwanzig Jahrhunderte auf diesen Fleck Erde herabsehen. Ein römischer Kaiser edelster Art, Marcus Aurelius,



Wien! Das Wort hat einen süßen, weichen Klang wie der Ton vornehmer Violinen, wenn sie zum „Blauen-Donau-Walzer“ ansetzen. Da klang das römische Vindobona viel sonorer, der Gravität der einstigen Weltbeherrscher angemessen. Denn die goldenen Adler der berühmten X., XIII. und XIV. Legion leuchteten über der jungen Gründung vor fast zwei Jahrtausenden! Römische Legionäre stehen als stattliche Paten an der Wiege des geschichtlichen Wiens. Die Menge, die heute über den Hohen Markt der Inneren Stadt hastet, die Bewohner der alten verwitterten Häuser hinter dem Palais Sina, der Gassen und Gäßchen bei St. Ruprecht und gegen den Steilrand des einstigen Donauufers zu, ahnen wohl nur zum geringsten Teil, daß es in seiner Art klassischer Boden ist, den sie betreten, daß zwanzig Jahrhunderte auf diesen Fleck Erde herabsehen. Ein römischer Kaiser edelster Art, Marcus Aurelius,

hat jahrelang in der römischen Militärstadt Wien geweilt, hier und im nahen Carnuntum entstand sein kluges philosophisches Buch „Selbstbetrachtungen", das im Laufe der Jahrhunderte so vielen Trost gebracht hat. Im März 180 starb der Imperator zu Wien und wurde wahrscheinlich auf der Höhe von St. Ulrich durch Feuer bestattet, wo sich jetzt das Denkmal einer weit weniger ehrwürdigen, aber dafür recht anheimelnden Wiener Lokalfigur erhebt — des lustigen Augustin!

Auf der gewaltigen Denksäule des philosophischen Kaisers inmitten der „Piazza Colonna" in Rom stellt ein Relief den Danubius dar, wie er sein bärtiges Haupt aus den Wellen hebt beim Auszug des römischen Heeres gegen die Markomannen; die typische Stadt im Hintergrund ist Wien. Und auf der Plattform des Kapitols, zu der die Prachtstiege Michelangelos hinanführt, erhebt sich das Reiterstandbild Mark Aurels. Beide Monumente dieses für Wien so bedeutsamen antiken Imperators haben seltsamerweise auch Kunstwerke des modernen Wiens beeinflußt. Nach dem Muster der Mark-Aurel-Säule schuf Fischer von Erlach die großen Türme der Karlskirche und nach dem klassischen Vorbild der Mark-Aurel-Statue der Tiroler Zauner sein Monument auf dem Josefsplatz, das den Wiener Imperator Joseph II. darstellt in derselben antik-vornehmen Gebärde wie Mark Aurel auf dem Kapitol vor dem Stadthaus von Rom. War ja doch Joseph dem Titel nach „römischer Kaiser", wie denn auch sein Großvater Karl VI. sich in der Tracht eines römischen Imperators darstellen ließ auf der Statue im Prunksaal seiner feinsten Schöpfung, der Nationalbibliothek.

Es sind also gar stolze Eingangsakkorde, mit denen Vindobonas Geschichte anhebt. Aber die Vorgeschichte reicht noch weit tiefer zurück. Jener Name ist, wie die Urbevölkerung des Wiener Bodens überhaupt, keltischen Ursprungs. Der Name Wien bedeutet etwas Lichtes, Helles, Sonniges, wie es ja auch heute noch selbst der Millionenstadt Wien eigen ist. Freilich nicht den düstern engen Gassen der Altstadt, wohl aber den westlichen weinfrohen Gefilden von Döbling, Grinzing und Nußdorf. Auch sie haben ihren Heros aus klassischer Zeit, den Nationalökonomen unter den Cäsaren, den kaiserlichen Winzer Probus.

Keltisch also ist der allererste Ursprung Wiens und dies scheint noch jetzt im Blute des modernen Volkstums fortzuleben, so sehr es auch im wesentlichen bajuvarisch-deutschen Gepräges ist. Aber keltisch ist der Sinn für schöne Formen — in der Kunst wie in der „lebenden Natur", die Grazie, der Sinn fürs Gefällige, die Eleganz, der leichte, frohe Ton, wie er sonst dem schwerflüssigeren bajuvarischen Wesen nicht eigen ist. So entsteht eine gewisse Ähnlichkeit mit der Hauptstadt des größten einstigen Keltenlandes, Galliens, Paris. Mode und Eleganz, Kunstgewerbe und namentlich Kleinplastik gedeihen hier wie dort, ebenso Lebensfreude, traditionelle Höflichkeit und Liebenswürdigkeit. Übrigens ist sich die stolze Schwester an der Seine ihres gleichfalls römisch-klassischen Ursprungs und einer Geschichte, die ähnlich der Wiens oft sich von der Lokalgeschichte einer Stadt zur Landes-, ja Weltgeschichte weitete, viel mehr bewußt. An der Pariser Universität besteht eine eigene Lehrkanzel für Geschichte der Stadt, Wien hat es noch nicht einmal zur simpelsten Privatdozentur an seiner „Alma mater" für Geschichte der Stadt Wien gebracht!

Es wäre weit übertrieben, jenen Zweig von Leichtblütigkeit, Eleganz, Liebenswürdigkeit, Lebensfreude, die im Wiener Volkstum dem sonst so knorrigen deutschen Stamm aufgepfropft ist, einzig als Erbteil der keltischen Urbevölkerung zu erklären. Da sind sicher auch slawische, magyarische und italienische Einflüsse und Blutmischungen mitbestimmend. Denn wie Wien gleichsam am Treffpunkt dreier europäischer Hauptgebirge liegt, der Alpen, der Karpaten und der Sudeten, so auch ethnographisch am Berührungspunkt deutscher, slawischer und magyarischer Volksmassen. Auch ist an dieser Stelle die Donau einem südlichen Meer, der Adria, und damit dem romanischen Volkstum verhältnismäßig am nächsten. Diese Völkerberührung war nicht immer eine friedliche, das Wiener Becken im Gegenteil öfter eines der großen europäischen Schlachtfelder, gleich der Po-Ebene, Flandern und der Ebene um Leipzig. Bei einem solchen Zusammenstoß kam der letzte der urdeutschen ersten österreichischen Dynastie, der Babenberger, zu Fall im südlichen Teil des Wiener Beckens gegen Ungarn und etwas über 30 Jahre später bei einem deutsch-tschechischen Zusammenstoß, eine stolze Erscheinung böhmischer Geschichte, Ottokar II., im nördlichen Teil. Und noch 1848 im Oktober war die Ebene um Wien bei Schwechat der Schauplatz einer Schlacht zwischen den Ungarn und der Wien einschließenden Windischgrätz-Armee. Die Schlacht bei Kroissenbrunn 1260, wo Ottokar II. seinen ungarischen Rivalen besiegte, eine wahre Völkerschlacht deswegen, weil selbst Russen teilnahmen, der glorreiche 12.-September-Sonntag von Wien 1683 und die napoleonischen Sommerschlachten von 1809, deren Donner die Fenster Alt-Wiens erzittern machte, ergänzen diese Schlachten-

chronologie. So Gott will, ist sie hiermit für immer gänzlich geschlossen!

Kehren wir wieder zurück in die Zeiten fernster Stadtgeschichte. Wien erscheint auf der berühmten spätrömischen Postkarte, die als „Tabula Peutingeriana“ ein Kleinod der einstigen Hofbibliothek bildet. Der Humanist und Augsburger Patrizier Konrad Peutinger, Vater der anmutigen gelehrten Konstanze, die im Auftrage Maximilians I. Hutten zum Dichter krönte, hat dieser mittelalterlichen Kopie einer römischen Straßenkarte den Namen gegeben, der feingebildete kluge Savoyer Eugenius sie anno 1717 vom Feldlager zu Belgrad aus erworben. Und nun ist sie köstlicher Wiener Besitz, gleich der berühmten „Gemma Augusti“, Augustus und seine Familie, die der kunstsinnige melancholische Rudolf II. († 1612) um die für seine Zeit ungeheure Summe von 12.000 Dukaten für seine „Kunstkammer“ erwarb, das Meisterwerk der Steinschneidekunst.

Allerdings die antike Großstadt zur römischen Kaiserzeit war nicht Wien, sondern etwas stromabwärts Carnuntum, das uns in seinem „Museum Carnuntinum“ (Deutsch-Altenburg) ein vollständiges Bild römischer Kultur bietet. Vom Kunstwerk klassischer Vollendung, wie der vorzüglichen Gemme des Kaisers Antoninus Pius aus goldig schimmerndem Karneol bis zu unausgebackenen Broten, zu Kämmen und Stecknadeln ist hier alles vertreten, was antikes Leben charakterisiert. „Oberirdisch“ ragt freilich nur das wuchtige „Heidentor“ bei Petronell weit hinaus ins Donauland. Diese Dinge waren allerdings dem echten Wiener schon in goldener Friedenszeit ein spanisches Dorf.

Kein geringerer als Theodor Mommsen, der wiederholt nach Carnuntum pilgerte, hat vor einem halben

Jahrhundert die Teilnahmslosigkeit des großen Wien für die einst so bedeutende Schwester vor seinen Toren zornig gerügt. Auch Carnuntum liegt an strombeherrschender Stelle, die nahen Hundsheimer Berge ermöglichen einen weiten Ausblick; unser Leopoldiberg ist freilich ein noch besserer „Lug' ins Land". Wir haben Carnuntum erwähnt, weil sein Geschick mit dem Wiens eng verflochten ist. Mit dem Falle Carnuntums durch die Quaden (375), ein Ereignis, das dem Soldatenkaiser Valentinianus das Herz brach, ist auch das Schicksal Vindobonas besiegelt, wenn es auch noch einige Jahrzehnte, vielleicht bis ins 5. Jahrhundert hinein, bestand. Römerbauten erhielten sich bis ins 17. Jahrhundert. Ein römischer Wachtturm in der Nähe der Peterskirche am Graben (dem später ausgefüllten und in einen Platz verwandelten antiken Graben), allerdings mit modernem Pyramidendach versehen, ist noch auf Merians Stadtbild von 1649 (einer trefflichen Verkleinerung von Hufnagels großer Ansicht von 1609) zu sehen. Auch das erst unter Karl VI. 1732 abgebrochene Peilertor zwischen Naglergasse und Graben dürfte ursprünglich ein römisches Stadttor gewesen sein.

Gerade aus den Gegenden nördlich und nordwestlich von Wien, wo sich ein Germanenschwarm, aus Rugiern, Herulern und anderen Stämmen, zusammenballte, sollte der Stoß erfolgen, der das morsche Römerreich vernichtete. Der Mann, der im Hochsommer 476 den letzten weströmischen Kaiser stürzte und sich selbst zum „König" erklärte, Odoaker, war sozusagen ein „Waldviertler" aus dem jetzigen Niederösterreich, aus dem Hinterland von Wien. Auch die Zelle Sankt Severins, der ihn „einsegnete" vor seinem Zuge, ist als „Fabiana" wohl nicht allzuweit von Wien zu suchen (Mautern), wenn auch

die fixe Erklärung Wolfgang Lazius' für Wien („Fabiana, Biana, Bienna, Wienna, Wien") mehr humoristisch anmutet.

Mit der Abführung der Leiche des heiligen Severins, des „Apostels von Norikum", sinkt der Vorhang über das römische Wien und „Austria Romana" gänzlich. Jene Abführung erfolgte auf Befehl des dankbaren Odoaker, dem vom Heiligen einst der Purpur verheißen worden war, und hatte als Ziel die südliche italische Heimat Severins. Der Bahre folgte die römische Bevölkerung, die er einst allein durch die Macht seiner Persönlichkeit vor den nordischen Barbaren geschützt hatte. Aber die Erinnerung an die klassische Vergangenheit Wiens erlosch nicht. Als 1493 in Nürnberg Schedels Weltchronik erschien mit der ältesten im Druckverfahren hergestellten Ansicht von Wien, einem großen Holzschnitt, wahrscheinlich von Wohlgemut, dem Lehrer Dürers, hat er zur Überschrift „Vienna Pannoniae"; zur Erinnerung an die römische Provinz, zu der einst Wien gehörte; und ebenso steht auf den Alt-Wiener Drucken der bekannten Verlagsfirma Alantse (auf der Brandstätte) in Maximilianischer Zeit „Vienna Pannoniae", auch ein Zeichen des wiedererwachenden klassischen Altertums, des Humanismus.

*

Jahrhunderte vergehen, bis jener Vorhang sich wieder hebt. Eine ziemlich lakonische Notiz in den Annalen des bayrischen Klosters Altaich, eine Hauptquelle für die Geschichte des salischen Kaiserhauses zum Jahre 1038, meldet: „Viennam ab Hungaris captam" („Wien ist von den Ungarn besetzt"). Bei aller Trockenheit der erste sichere Beweis für das Dasein eines mittelalter-

lichen Wiens! Es handelte sich — zur Erläuterung der Stelle sei's gesagt — um einen kleinen Krieg, den der heilige Stephan mit dem römisch-deutschen König („Kronprinzen“ würden wir heute sagen) Heinrich III. führte, noch zu Lebzeiten von dessen Vater Kaiser Konrad II., von dem die Bügelinschrift auf der alten deutschen Kaiserkrone in unserer Schatzkammer herrührt. Der Krieg scheint für die „Hungarn“, wie schon die obige für Wien so wichtige Notiz beweist, nicht erfolglos ausgegangen zu sein.

Was hatte sich aber nicht mittlerweile auf dem Boden um Wien zugetragen! West- und Ostgoten waren einst noch im „Altertum“ flüchtig darüber hinweggezogen, ohne eine andere als verschwommene Erinnerung zu hinterlassen, die sich nach Gottfried Fries in dem stolzen Volksglauben der spätmittelalterlichen Österreicher verdichtete, sie seien Nachkömmlinge der Goten. Der Name des großen Gotenkönigs Theodorich, des Besiegers Odoakers, war daher bis ins 15. Jahrhundert hochgeschätzt und oft als Taufname gebraucht („Dietrich“). In Wahrheit war die dauernde Kolonisation der österreichischen Alpenländer durch den bayrischen Stamm erfolgt (Vorarlberg ausgenommen) unter dem Herzog Thassilo, der sich im Stift Kremsmünster (777) ein dauerndes Denkmal gesetzt hatte. Ein Wiener und ein Münchner werden sich daher vorzüglich verstehen, auch sich im heimatlichen Dialekte unterhalten.

Thassilos herzogliche Gewalt erlag wieder der größten Herrschergestalt des Mittelalters, Karl dem Großen, der auf seinen Feldzügen gegen die Avaren im heutigen Ungarn wohl über die Stätte, wo einst Vindobona stand, hinweggezogen sein dürfte. Daß er zu Wien das Christentum gepflanzt und die Peterskirche

gestiftet haben soll, ist wohl nur Legende. Immerhin verdanken wir ihr das schöne Denkmal Weyrs an der seit 1702 barockisierten Peterskirche und noch 1914 wurde der 28. Januar, der Kalendertag Sankt Karls des Großen, in Wien festlich begangen. Immerhin ist Karl der erste Begründer Österreichs (des kürzlich zu Saint Germain „neugeschaffenen“!), indem er um 803 seine Ostmark gegen die Avaren schuf.

Wohl bestand diese nur etwas über ein Jahrhundert, bis sie 907 mit dem ganzen bayrischen Heerbann, dem sie angeschlossen war, den Pfeilen und Roßsehufen der Magyaren erlag. Der Ort dieser Schlacht soll nach neuesten Ergebnissen bei „Wien“ zu suchen sein. Aber das 10. Jahrhundert hatte kaum erst seine Mitte erreicht, als sie durch den großen Ungarnsieg Ottos I. des Großen auf dem Augsburger Lechfelde am Laurentiustag 955 ihre Wiedergeburt feierte, als ottonische Ostmark, klein zwar, nur das Viereck zwischen Enns-Traisen, Donau, Ötschergebiet umfassend, aber entwicklungsfähig. Deutschösterreich kann stolz sein, daß zwei so gewaltige Taufpaten, die beiden größten Herrscher des Mittelalters, an seiner Wiege standen!

Wien aber lag noch außerhalb dieser Grenzen. Bestand noch höchstens als Fischerstädtchen. Zu unvergleichlich aber ist die Lage, als daß es dabei geblieben wäre. Stehst du auf dem Leopoldsberg, so hast du den letzten Ausläufer des mächtigsten europäischen Gebirges, der Alpen, unter deinen Füßen. Gegenüber steigt der Bisamberg auf, der edle Weinproduzent, wie ihn 1649 Merian nennt („Bisnberg nobilis producens vina“). Er ist der letzte Ausläufer des deutschen Mittelgebirges. Wendest du den Blick gegen Osten, so begrüßt

dich an klaren Tagen die blaue Kette der kleinen Karpaten, mit dem nicht allzu fernen Thebener Kogel. Der breite Strom, der größte Mitteleuropas, ist hier der Adria am nächsten. Übrigens durchbricht er gerade hier den mächtigen Gebirgsbogen Alpen-Karpaten und schafft das Haupttor zwischen Okzident und Orient. Der Weg längs der Donaustraße kreuzt sich hier mit der durch die Oder-March gegebenen Richtung von der Ostsee zur Adria — dereinst die Bernsteinstraße der alten Phönizier. So ist Wien geradezu der Typus einer natürlichen Stadt. Die Natur läßt sich niemals vergewaltigen und der große Handelsplatz Wien ist nicht das Produkt irgend einer günstigen politischen Konstellation, einer Fürstenlaune, sondern natürlicher geographischer Verhältnisse.

Ein glücklicher Griff war es, daß gleich der Sohn Ottos des Großen, Otto II., die junge Ostmark einem klugen und tapfeken fränkischen Geschlechte verlieh, den Babenbergern. Die ersten Markgrafen dieses Hauses waren allerdings mehr kaiserliche Beamte als Fürsten, doch kraft ihrer Stellung als Vorposten zu eigener Initiative gewöhnt und berechtigt und den Zwecken der Mark entsprechend die Erweiterung und Abrundung ihres Landes nach Osten anstrebend, wie dies schon dem Namen Ostarichi, Ostrich, Osterland, Österreich entsprach. Schon der erste dieser fränkischen Herren erreicht von Melk aus die Höhe des heutigen Wienerwaldes, der einst als Mons Cetius die Grenze bildete zwischen den römischen Provinzen Norikum und Pannonien. Bald ist nebst dem Land nördlich von der Donau auch das Stück bis zur Leitha gewonnen, zunächst als „Neumark Österreich" und endlich beschließt einer der Markgrafen, durch die Hand der schönen Agnes, Tochter

des Kanossakaisers Heinrich IV., mit dem fränkischen Hause nahe verwandt, den Sitz auf dem nach ihm genannten Leopoldiberg aufzuschlagen. Nicht ohne Bewegung standen wir einst in der Klosterneuburger Prälatur vor dem wie Elfenbein glänzenden Haupt Sankt Leopolds! Unter diesem Schädelrund entstand nicht nur der Gedanke der Gründung von Klosterneuburg, einer der hervorragendsten Kulturstätten Alt-Österreichs, sondern früher noch die Idee, die Markgrafenburg vom Melker Felsen auf die weit hinaus in die Lande blickende Höhe vor Wien zu verlegen. Damit war die Zukunft Wiens als nunmehriger Hauptstadt der Ostmark gesichert. Schon Leopolds III. Sohn und zweiter Nachfolger, Heinrich II. Jasomirgott, tat den nächsten, folgerichtigen Schritt. Er verlegte die Residenz nach Wien selbst („Am Hof"); er war der erste Herzog von Österreich.

Wien umfaßte zu seiner Zeit etwa wieder das Viereck der römischen Militärstadt: Steilrand des Donauufers bei St. Ruprecht und Maria am Gestade im Norden, Graben im Süden, die Richtung der Rothgasse im Osten, das vom Ottakringer Bach tief eingeschnittene Tal im Westen. Nun aber setzte die erste größere Stadterweiterung ein. Der Jasomirgott schlug die Brücke über den Tiefen Graben hinüber, zog das Plateau westlich vom Platz Am Hof mit ein ins Weichbild der Stadt („Freyung") und gründete im Schottenstift 1158 eine der geistigen Hochburgen Alt-Wiens. Imposant ist sein modernes Denkmal an der Außenwand der Schottenkirche, reizvoller noch der zierliche Barockbrunnen im grünen Garten des großen Schottenhofes. Den schönsten Reiz des Platzes Freyung bildet übrigens der „Austria"-Brunnen Schwanthalers, mit seinen herrlichen Frauen-

gestalten. Des Jasomirgott Namen ist auch traditionell unauslöschlich verknüpft mit unserem Stephansdom, dessen Weihe jedenfalls unter seiner Regierung während des zweiten Kreuzzuges stattfand, mögen auch die jetzt noch erhaltenen romanischen Reste aus etwas späterer Zeit stammen. Damit bereitete sich auch die Einbeziehung dieser Stadtteile um die Stephanskirche vor, die jetzt der Mittelpunkt Wiens sind, damals aber außer den Mauern lagen. Was die Zeit an Bildungselementen in sich schloß, am Wiener Herzogshof waren sie vereinigt, ein erfreulicher Gegensatz zur höfischen Öde späterer Jahrhunderte. Heinrichs Bruder, Bischof Otto von Freising, der in Paris studiert hatte, Zisterzienser geworden war und den Vater, Leopold den Heiligen, zur Gründung von Heiligenkreuz veranlaßt hatte, galt als der gelehrteste Mann seiner Zeit. Jedenfalls ist er durch seine Geschichte des den Babenbergern so nahverwandten Hohenstaufen Friedrich I. heute noch die beste Quelle für die deutsche Geschichte bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts.

Die Sprache Homers tönte damals zuerst in Wien. Jasomirgott war in zweiter Ehe mit einer griechischen Kaiserstochter vermählt und deren griechische Frauen sangen jenes „Heude mou paidion, heude mou pai" („Schlaf nur mein Prinzchen, schlaf süß", singt Mozart), das als altwienerisches „Heidlpopaidl" der Wiener Kindsweiber in der Kaiser-Franz-Zeit den klassischen Ursprung nicht ahnen läßt.

Ein merkwürdiges Mißgeschick hat dem Jasomirgott und ebenso seinem tapferen Sohn, Leopold V. dem „Tugendhaften", das Ende gebracht: Knochenbruch durch Sturz vom Pferde (1177). Aber dieser Bruch, dem die mittelalterliche Heilkunde ziemlich hilflos gegenüber-

stand, hat die Wiedererkennung der Überreste dieses ersten Herzogs von Österreich ermöglicht. Als 1774 auf der Freyung der hohe Bau des sogenannten „Schubladekastens" entstand (welch graziöser „Wolkenkratzer" aus Theresianischer Zeit!), stieß man in den Fundamenten auf eine Gruft mit einem männlichen und zwei weiblichen Skeletten. Das Bein des männlichen Gerippes war gebrochen. Es waren Jasomirgott, Theodora und deren Tochter Agnes. Nun ruhen sie in der Gruft der Schottenkirche, in der Nachbarschaft Rüdiger von Starhembergs, genau unter dem Hochaltar. „Henricus II. Austriae dux — Theodora uxor — Agnes filia. Cinis latet — beneficia patent." Diese Worte zieren den modernen Sarkophag. „Die Asche ruht verborgen — Die guten Werke aber liegen zutage." Dieser Ausspruch des heiligen Augustinus charakterisiert die ganze Babenbergerfamilie! Ihre Werke leben, namentlich in Stiftungen, wie Melk, Klosterneuburg, Heiligenkreuz, Schotten, Lilienfeld, Stätten fleißiger Kulturarbeit, Bebauung des Bodens. Später Emporien der Kunst, Hochsitze der Wissenschaft, Perlen landschaftlicher Schönheit in Niederösterreich.

Die Zeit Jasomirgotts ist auch schon die der Kreuzzüge, die für Wien als einen der Hauptorte der Kreuzfahrerstraße nach dem Orient, von hervorragender Bedeutung sind. Der Beiname des nächsten Herzogs Leopold V. des „Tugendhaften" weist geradezu auf diese Art von kriegerisch-religiöser Völkerwanderung, die Wien so anschwellen ließ, daß knapp nacheinander zwei Stadterweiterungen nötig waren. Der „Tugendhafte" heißt jener Sohn Jasomirgotts nicht etwa wegen seines sittenstrengen Lebenswandels, sondern wegen seiner Tapferkeit (virtus im römischen Sinn!) im Kampfe

vor Akkon. Knüpft ja die Sage an sein mit Sarazenenblut bedecktes Waffenhemd, das nur an der Stelle, wo es der breite Schwertgurt umschloß, weiß blieb, die Entstehung des österreichischen Bindenschildes „rot-weiß-rot", der auch jetzt wieder das Herzschild des neuen Staatswappens bildet. In Wirklichkeit entstand der Bindenschild frühestens unter Leopold VI. dem Glorreichen, dem jüngeren Sohn des „Tugendhaften". Das älteste Wappen der Babenberger war ein einköpfiger schwarzer Adler (Zeichen der Freigebigkeit) in goldenem Feld, ihre Farben also und damit die ältesten österreichischen, die später so verrufenen „schwarz-gelb". Nun war aber „schwarz-gold" auch die Hausfarbe der Staufer, wurde durch sie Kaiserfarbe des alten Deutschen Reiches und seit 1804 des Kaisertums Österreich. Die Babenberger traten wohl aus Konnivenz gegen die blutsverwandten Staufer von ihrer ursprünglichen Wappenfarbe zurück und wählten jenes fröhliche „rot-weiß-rot". Das angeblich ältere Babenbergerwappen, die fünf goldenen Adler im blauen Feld (im Volksmunde „die fünf Lercherl"), mit dem Sankt Leopold stets ausgerüstet erscheint, ist viel späteren Ursprungs. Es kommt erst bei den Habsburgern des 14. und 15. Jahrhunderts vor und ist zur Stunde das Wappen des Landes Niederösterreich.

Lazius in seiner „Vienna" von 1546 erklärt die fünf kleinen Adler für die der einst im Lande liegenden römischen Legionen (er selbst bekam drei davon in sein Wappen durch Ferdinand I.), ein Beweis, wie stolz man vor fast vier Jahrhunderten auf die römische Abkunft Wiens war. Auch der Beiname „alauda" der X. Legion, die „Lerche", spielte bei Erklärung jener kleinen goldenen Vögel eine Rolle. Man verzeihe diesen

heraldischen Exkurs! Aber da man diese Symbole so häufig in Wien angebracht sieht, ist ihre Deutung hier wohl am Platz.

Bevor noch Leopold V. ins heilige Land zog, ehe er sein Abenteuer mit Richard Löwenherz von England in Erdberg bestand, fand sich als Führer des dritten Kreuzzuges in Wien die gewaltige Kaisergestalt Friedrich Rotbarts ein (Mai 1189). Der Barbarossa hatte gleichsam Familienbeziehungen zu Wien. Seine Großmutter war jene Agnes, deren Schleier einst zur Gründung Klosterneuburgs geführt haben soll, die in erster Ehe mit Friedrich von Büren-Hohenstaufen, dem Ahnherrn des Geschlechtes, vermählt gewesen war, erst in zweiter mit St. Leopold. Staufer und Babenberger sind also aus einem und demselben Mutterleibe entsprossen! Sie nahm mit sich auf die Markgrafenburg am Leopoldiberg ihre Söhne aus erster Ehe, Friedrich, später Herzog von Schwaben, den Vater des Barbarossa, und Konrad, nachmals als der dritte dieses Namens der erste staufische deutsche König, Stiefbruder unseres Jasomirgotts.

Leopold V. ist auch durch seine Erwerbung Steiermarks der erste „Mehrer des Reichs". Die Ausdehnung des Herzogtums um mehr als das Doppelte kam natürlich auch Wien zugute und Leopold VI., der Sohn, der Glorreiche, kann die Stadt 1204 in einem Schreiben an Papst Innozenz III. mit berechtigtem landesväterlichem Stolze als die nach Köln wichtigste von ganz Deutschland bezeichnen. Das oft mißbrauchte Wort „Landesvater" paßt wirklich auf den glorreichen Leopold. Und namentlich die Wiener hatten allen Grund, den „milden" Herzog zu verehren. Ihm dankt Wien seine mittelalterliche Verfassung, sein Stadtrecht von 1221, durch ihn

und seine Privilegien wurde es der bedeutendste Markt an der Donau, er lieh den Bürgern Geld zu ihrer wirtschaftlichen Kräftigung (später erfolgte allenthalben das Umgekehrte!), er erweiterte die Stadt beträchtlich, namentlich gegen Süden, wenn auch die ihm bisher zugeschriebene Gründung der Burg erst mit Sicherheit unter Ottokar II. anzusetzen sein dürfte. Unter ihm, wie schon unter seinem älteren Bruder Herzog Friedrich I., wurde Wien ein Hauptsitz deutscher mittelalterlicher klassischer Dichtung, deren leuchtendster Stern Walter von der Vogelweide bekanntlich mit Wien und Österreich dauernd verknüpft blieb. Das größte Epos des Mittelalters entstand im deutschen Österreich der Babenberger, das Nibelungenlied.

Das Weihnachtsfest von 1227 zeigte Leopold und die Wiener Bürger wirklich als eine Familie.

„Do prachten im die pekchen
Chiphen und weiße Flecken"

sagt Jans der Enenkel.

Leopold der Glorreiche war das, was ein anderer mittelalterlicher Dichter Seifried Helbing von einem Wiener Bürger, wie er sein soll, sagt: „Das war ein rechter Ostermann!" (Österreicher). Welches Selbstgefühl in dieser Bezeichnung, die uns Epigonen bei fortwährender Selbsterniedrigung, Unterschätzung der eigenen Werte bei maßloser Bewunderung des Fremden leider längst fremd geworden! Wir wissen nicht, wie alle diese stattlichen Herren, die größten im Deutschen Reich nach dem Kaiser, ausgesehen haben. Die Statue Leopold des Glorreichen von Preleutner aus den Sechzigerjahren, jetzt mit Bildwerken anderer, die sich um Wien wohl verdient gemacht haben, an der Zufahrtsstraße zum

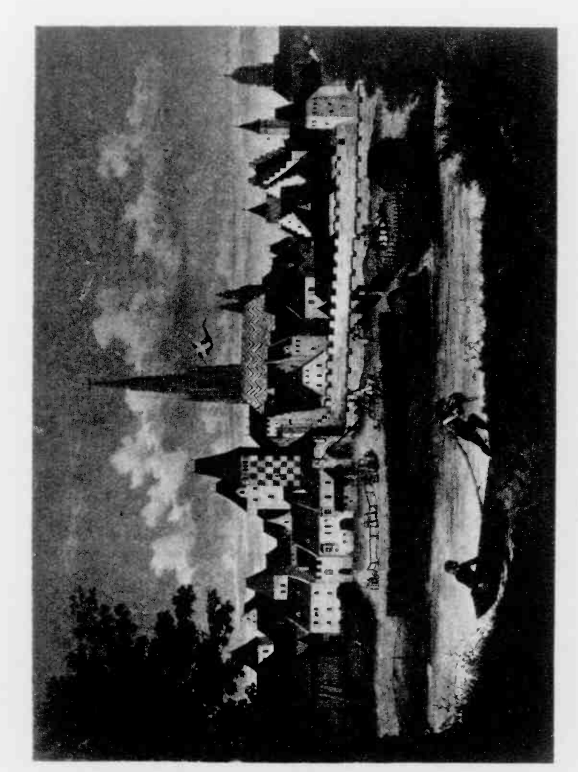
Rathaus, ist natürlich nur eine Idealfigur. Leopolds V. Grabplatte im Kapitelsaal von Heiligenkreuz ist so schlicht, wie sie sich in unserer Zeit jeder einfache Handwerker besser geleistet hätte, und doch war jener ein großer Herr, der Kaiser empfing und Könige gefangen nahm. Der Denkstein des letzten Babenbergers, Friedrich II. des Streitbaren, gleichfalls in Heiligenkreuz, die älteste mittelalterliche Kostümfigur im Lande, ist freilich durch Türken und Tartaren so zugerichtet, daß die Gesichtszüge nicht mehr kenntlich sind. Mit jenem letzten streitbaren Herrn erlischt das glorreiche Geschlecht. Schon zeigen sich an diesem letzten Babenberger Zeichen des Verfalls. In seinen selbstherrlichen erotischen Wiener Neigungen ist er mehr einem Serenissimus des 18. Jahrhunderts ähnlich als einem Fürsten der sinnigen Minnesängerzeit. Sein „buon compagno" ist der lebenslustige Tannhäuser, das Urbild des mythischen Helden der Wagner-Oper, dem Wien zum Hörselberg wird, ein Ruf, der ihm geblieben und der Stadt bis zur Gegenwart einen Hauptreiz für Fremde schafft, gleich Paris.

Sonst war Friedrich das, was der Wiener einen „Streithansl" nennt. War eine Verschwörung der Reichsfürsten gegen den Hohenstaufenkaiser, der „Streitbare" mußte dabei sein! Darüber verlor er zeitweilig Land und Leute. Kaiser Friedrich II., an Staatsgefühl und Selbstherrlichkeit ein früher Repräsentant des Renaissancefürstentums, erschien in Wien und erhob es zur Reichsstadt, zur Stadtrepublik im späteren Sinn. Auch die älteste Bildungsanstalt Wiens, die Bürgerschule von St. Stephan, wurde durch diesen letzten gewaltigen Staufer gegründet. Sie bestand bis ins 17. Jahrhundert. Hier setzte er die Wahl seines

Sohnes Konrad IV. (Vater Konradins) zum römischen König durch, von hier aus trat er seinen Siegeszug gegen die Mailänder an. So stand Wien im Mittelpunkt der deutschen Reichsgeschichte. Ungeahnte Möglichkeiten für Wien hätten sich der „Reichsstadt“ eröffnet. Ein Nürnberg an der Donau! Das Schicksal hat es nicht gewollt. Herzog Friedrich versöhnte sich wieder mit dem Kaiser, Wien wurde wieder „Landstadt“. Und die energischen ersten Habsburger dämpften endgültig das Bestreben der Wiener nach Wiedererlangung der „Reichsfreiheit“.

Streitbar war Herzog Friedrich auch dem aufstrebenden Raubritteradel gegenüber, diesmal zum Wohle des Landes. Streitbar aber auch leider in unaufhörlichen Fehden gegen die Nachbarn, Böhmen und Ungarn. In einer sonst siegreichen Schlacht gegen letztere, in der es sich um den Besitz dreier westungarischer Komitate, etwa das jetzt wieder „aktuelle“ Burgenland, handelte, wurde er vom Pferde gestochen. Das Treffen fand am 15. Juni, just an seinem Geburtstag, statt, an der Leitha, vor den Toren von Wiener-Neustadt.

Gerade dieser Todesschlacht des letzten Babenbergers verdanken wir die älteste bildliche Gesamtdarstellung Wiens (siehe Anmerkung 7 auf S. 344). Als nämlich gegen Ende des 15. Jahrhunderts Markgraf Leopold III. heilig gesprochen wurde, entstand der sogenannte „Babenberger-Stammbaum“, jetzt in der Schatzkammer des Stiftes Klosterneuburg. Er zeigt auch die Schlacht an der Leitha, im Hintergrund eine Stadt, aber nicht wie sinngemäß Wiener-Neustadt, sondern ein farbiges Bild von Wien 1483. Die Stadt erscheint von der Nordseite, vom Donauufer aus mit dem Rotenturmtor und dem eigentlichen „Rotenturm“ mit der doppelten

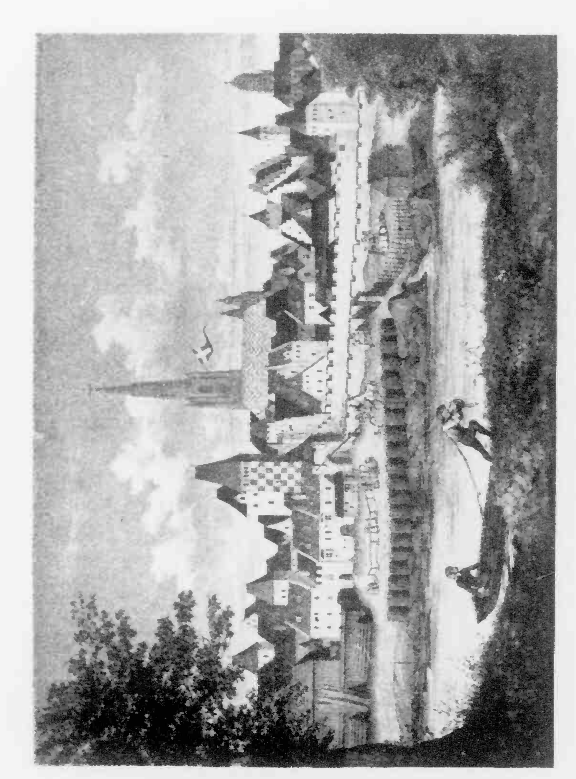


Wien im Jahre 1483
Aus dem „Babenberger-Stammbaum“ in Klosterneuburg

Sohnes Konrad IV. (Vater Konradins) zum römischen König durch, von hier aus trat er seinen Siegeszug gegen die Mailänder an. So stand Wien im Mittelpunkt der deutschen Reichsgeschichte. Ungeahnte Möglichkeiten für Wien hätten sich der „Reichsstadt" eröffnet. Ein Nürnberg an der Donau! Das Schicksal hat es nicht gewollt. Herzog Friedrich versöhnte sich wieder mit dem Kaiser, Wien wurde wieder „Landstadt". Und die energischen ersten Habsburger dämpften endgültig das Bestreben der Wiener nach Wiedererlangung der „Reichsfreiheit".

Streitbar war Herzog Friedrich auch dem aufstrebenden Raubritteradel gegenüber, diesmal zum Wohle des Landes. Streitbar aber auch leider in unaufhörlichen Fehden gegen die Nachbarn, Böhmen und Ungarn. In einer sonst siegreichen Schlacht gegen letztere, in der es sich um den Besitz dreier westungarischer Komitate, etwa das jetzt wieder „aktuelle" Burgenland, handelte, wurde er vom Pferde gestochen. Das Treffen fand am 15. Juni, just an seinem Geburtstag, statt, an der Leitha, vor den Toren von Wiener-Neustadt.

Gerade dieser Todesschlacht des letzten Babenbergers verdanken wir die älteste bildliche Gesamtdarstellung Wiens (siehe Anmerkung 7 auf S. 344). Als nämlich gegen Ende des 15. Jahrhunderts Markgraf Leopold III. heilig gesprochen wurde, entstand der sogenannte „Babenberger-Stammbaum", jetzt in der Schatzkammer des Stiftes Klosterneuburg. Er zeigt auch die Schlacht an der Leitha, im Hintergrund eine Stadt, aber nicht wie sinngemäß Wiener-Neustadt, sondern ein farbiges Bild von Wien 1483. Die Stadt erscheint von der Nordseite, vom Donauufer aus mit dem Rotenturmtor und dem eigentlichen „Rotenturm" mit der doppelten



Wien im Jahre 1483
Aus dem „Babenberger-Stammbaum" in Klosterneuburg

Zingelmauer, den interessanten Dachgiebeln, der Knospe des Turmes von Maria am Gestade und alles überragend, der Stephansturm mit der Fahne und dem Wiener Balkenkreuz. So hat uns der Streitbare indirekt noch zu einem der bemerkenswertesten Alt-Wiener Kunstwerke verholfen. Ein ähnlicher Anachronismus hat uns ja auch die feinste Stadtansicht des 16. Jahrhunderts gegeben, die Radierung des Nürnbergers Lautensack von 1558, die darstellt, wie der Assyrerkönig Sanherib vor den Mauern von Jerusalem geschlagen wird, während in Wirklichkeit das Wien der ersten Türkenbelagerung sich dem Auge darstellt.

Nicht geringfügig ist die Babenbergerherrschaft auch für die Volksmischung in Wien. Sie brachte den fröhlichen, lebhaften fränkischen Einschlag. Ein anderes neues Volkselement, das kräftig nachwirkte im Bildungswesen bis in die Neuzeit, kam durch die neue Dynastie der Habsburger, die ihre Stammbesitzungen in der alemannischen Schweiz, in Schwaben und im Elsaß hatten, nach Wien, das schwäbische. Vorerst ging über Wien noch das „Zwischenreich" hinweg.

Dessen bedeutendste Gestalt ist Přemysl Ottokar II., der zuerst als jugendlicher Markgraf von Mähren von den Ständen berufen, durch die Heirat mit der alternden Margarete, Schwester des letzten Babenbergerherzogs, sich eine Art Legitimität verschaffte und fast ein Vierteljahrhundert Landesherr in Wien war. Es wäre ein Faustschlag ins Antlitz der Wahrheit, würde man diesen Napoleon des 13. Jahrhunderts aus engherzigen chauvinistischen Gründen, die dem Urwiener stets fremd sind, mit dem Maßstab der „patriotischen" Lehrbücher der Vorkriegszeit beurteilen. Für Wien war er ein weiser und gütiger Herr, gleich Leopold dem Glor-

reichen, hier fühlte er sich wohler als in Prag; die jetzige Burg, der Umfang der Altstadt, ist sein Werk und eine der stolzesten gotischen Kirchen: Minoriten, vielfach seine Schöpfung. Dort lag er aufgebahrt nach der Marchfeldschlacht.

Bis zu seinem ersten Sturze von 1276 ein Freund der Deutschen und ihrer Kultur, machte er, der „goldene König", Wien zum Mittelpunkt eines großen Donaureiches, das vom Erzgebirge bis zur Adria reichte, sein glänzender Hofhalt brachte viel Verdienst in die Stadt, landesherrliche Unterstützungen im Sinne des glorreichen Leopold erfolgten und seine Münzen zeigen den altösterreichischen Bindenschild. Die Wiener waren ihm ergeben und dankbar. Ihrer Unterstützung, namentlich in bezug auf die Verpflegung, dankte Ottokar seinen großen Sieg über Ungarn an der Marchmündung bei Kroissenbrunn (1260), und der erste habsburgische Landesherr in Wien, Herzog Albrecht I., bedurfte seiner ganzen Klugheit und Energie, um bei den gegen ihn rebellischen Wienern, die ihm auch die Begünstigung seiner Landsleute, der Schwaben, nicht verzeihen konnten, das Andenken an Ottokar zu verwischen.

Das Kriegsglück entschied gegen den Böhmenkönig. Auf dem Kruterfeld bei Dürnkrut stand noch ziemlich unverändert bis in die überängstliche Metternichzeit das steinerne „Herrenkreuz", die Stelle bezeichnend, wo Ottokar unter den Hieben und Stichen zweier Steirer sein Leben ließ. Kaum 28 Jahre später erlosch auch sein Geschlecht und nur in einem wilden Reis, den Nachkommen seines illegitimen Sohnes Nikolaus, lebte es bis zur Schwelle der Neuzeit als schlesische Vasallenherzoge in Troppau und Ratibor fort.

Im Laufe des 14. Jahrhunderts entstanden manche Monumentalbauten, die noch heute der Stadt ihr Gepräge aufdrücken: Augustinerkirche und -kloster, Vollendung der Minoritenkirche, Vollendung des Turmes von St. Michael, Maria am Gestade. Vor allem aber das Langhaus von St. Stephan unter Herzog Albrecht II. dem Weisen und Rudolf IV. dem Stifter. Immer mehr wird dieses Gotteshaus das Wahrzeichen von Wien und ist's bis jetzt geblieben. Steht man auf einer Anhöhe, zum Beispiel auf dem Belvederehügel, und blickt auf das unruhige Meer der modernen Häuser, so ragt wie ein ruhiges, wuchtiges Felseneiland, alles andere schlagend, die Masse des Domes und sein gewaltiges Dach empor. Es muß ein tüchtiges Bürgertum gewesen sein, tüchtige Regenten, eine sichere Kunst, die solche Massen zu türmen, in tausendfältiger, aber immer stilvoller Verzierung zu schmücken wußte. Dieses Geschlecht wußte auch seine Privathäuser zu Burgen zu machen, gemäß dem stolzen englischen Wort „My house is my castle", das sich echt urwienerisch (aber deshalb unbekannt) in der Ordnung des weisen Herzogs Albrecht II. von 1340 findet:

„daß einem igleichem purger,
sein hous sein vest sei."

Immer höher steigt die schlanke, unnachahmlich feine Nadel des Hochturmes von St. Stephan. 1433 blickt er mit entfalteter Kreuzblume weit hinaus in die Lande. Zugleich ist der vollendete „Steffel" ein Zeichen, daß Wien nicht bloß die Hauptstadt eines der mächtigsten Herzogtümer des Deutschen Reiches ist, sondern die Hauptstadt einer Großmacht war. Der Erbauer des Hochturmes von St. Stephan und der erste Begründer

dieser Großmacht ist nämlich Herzog Albrecht V., der als Gemahl der Luxemburgerin Elisabeth das Erbe des letzten Luxemburgers, Kaiser Sigismunds, Ungarn und Böhmen mit Österreich vereinigte, zugleich mit der deutschen Kaiserkrone. Die Jugend dieses Fürsten ist für Wien eine schwere Quelle der Trübsal gewesen, durch den Hader seiner Oheim-Vormünder. Bürgermeister Vorlauf und seine Ratsherren mußten das Schaffot besteigen. Zur Selbstregierung gelangt, ist jener Albrecht V. (als König Albrecht II.) einer der ausgezeichnetsten Fürsten des späten Mittelalters. Leider war ihm nur als Großmachtherrscher ein knappes Jahr beschieden, ein Verhängnis für sein Haus und Land, wie später das frühe Ende Josephs I. und II., Leopolds II., „während —", meint schon Bauernfeld mit vielsagendem Gedankenstrich in seinen Wiener Erinnerungen[2]. „Wenn ich nur den Stephansturm wieder sähe!" sagte der Todkranke auf einem Türkenfeldzuge in Ungarn. Sein Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen. Er liegt zu Stuhlweißenburg bestattet. Seine Erzstatue bildet eine von den 28 „eisernen Mandern" am leeren Grabe Maximilians in Innsbruck. Mit dem Ableben seines Sohnes Ladislaus Posthumus (1457) fiel das Reich für kurze Zeit auseinander, Ungarn und Böhmen wählten nationale Könige. Aber schon die Schlacht bei Mohacs (1526) schmiedete die drei Einzelstaaten wieder zusammen.

Die genealogische Kopula war allerdings jene Kinderhochzeit zwischen Habsburgern und Jagellonen, die noch der Großvater Maximilian 1515 im Stephansdome zu stande brachte. „Tu felix Austria nube!"

Durch die Schöpfung der altösterreichischen deutsch-hispanischen, etwas schwerfälligen und gravitätischen Großmacht hat natürlich Wien gewonnen, es ist als

europäischer Umschlagsplatz gewachsen, wenn auch langsam. Bis ins 18. Jahrhundert blieb es dabei höfische Stadt, als pompöse Hauptstadt nicht nur Österreichs, sondern des ganzen „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation". Die Barockpaläste und Kirchen, die Prachtkarossen des hohen Adels, die steifen Kavaliere, die stolzen Damen mit den ungeheuren Reifröcken geben noch den Gassen des theresianischen Wiens die Signatur, wie uns die Gemälde Canalettos beweisen. Doch beginnt sich unter dem letzten Habsburger Karl VI. schon die Industrie zu regen, namentlich in den westlichen Vorstädten. Die „indianische Porzellain Fabric" in der Rossau bildet hierfür ein Belegstück. Erst in den Sechzigerjahren ist dieses so ganz dem „galanten" Wiener Geschmack entsprechende Kunstinstitut verschwunden; noch 1851 feierte es auf der Londoner Weltausstellung Triumphe und seine reizenden Schöpfungen „Alt-Wien" wurden schlechtweg schon vor dem Krieg mit Gold aufgewogen. Das Wiener Kunstgewerbe nach der Kongreßzeit erlangte verdienten Weltruf und im 19. Jahrhundert erwächst rund um das höfische Wien das Wien der Arbeit, der Fabriksschlote, die Millionenstadt, die ihre Arme immer weiter hinausstreckt ins grüne „Osterland", die breite Donau mit eisernen Gurten überspannt und zahlreiche Schienenstränge hinauszieht in die Ferne. Von der Festungs-, Garten- und Palaststadt von 1740, beim Aussterben der Habsburger im Mannesstamm mit 170.000 Einwohnern, bis zum franzisko-josefinischen Wien des 19. und 20. Jahrhunderts, welch ein Weg! Und doch immer der Grundton des Schönen, des Freundlichen, Klingenden und Singenden bei aller ernster Arbeit! Die glänzende Ringstraße umschließt den alten Stadtteil. Johann Strauß

stimmt seine Geige und — der Wahrheit die Ehre — der Fledermauswalzer hat für Wien und Österreich mehr Propaganda gemacht als alle Schlachten des Spanischen, Polnischen und Österreichischen Erbfolgekrieges miteinander. In Schubert und Mozart, in Haydn und Beethoven schuf sich Wien und Österreich ein Reich, in welchem die Sonne nicht untergeht, hier gilt das vielverlästerte A E I O U noch immer! Durch diese seine Unsterblichen rechtfertigt sich noch immer dieses „Alles Erdreich Ist Österreich Untertan!"

Es war in dem 1914 noch im Glanze seiner Bogenlichter funkelnden Wien der Stimmung nach genau wie im Juli 1679 vor der großen Pest; die Schilderung Abrahams a Sancta Clara, des größten deutschen Humoristen des 17. Jahrhunderts, eines naturalisierten Wieners, paßt wundersam auch auf den Juli 1914. „Alles war in der Stadt in höchstem Wohlstand, nichts mangelte, was zu Lust und Gust der Welt kunte traumen, auf allen Gassen und Straßen war kein Kieselstein, so nicht vom Volk und häuffigen Forastier (Fremden) betretten, die klingenden Trompetten und allerseits erschallende Musik aus den Pallästen und Höfen machten immerzu ein solches annehmliches Getöß, daß man dafür gehalten, der Himmel muß haben ein Loch bekommen, wodurch die Freuden metzenweis in die Wien Statt gefallen. Aber o wankelmütiges Glück! Gleichwie verwelket die Kürbisblätter Jonä ꝛc."

Lassen wir den Vorhang sinken über jene Tage, wo noch einmal der Schatten des Prinzen Eugenius heraufbeschworen wurde, während dessen Mumie längst in der Tirnakapelle des Stephansdomes ruht und nie wieder auferstanden ist. Flüchten wir uns aus jenen trüben Erinnerungen wieder in die Oase: Alt-Wien!

Wien war also seit 1438 und wieder seit 1526 Hauptstadt einer Großmacht, die zweihundert Jahre später (1726) unter Karl VI. außer den „teutschen Erblanden", Ungarn und Böhmen (mit dem großen Schlesien), die Lombardei, Neapel, Sizilien, Belgien, einen Teil Serbiens mit Belgrad, ein Stück Bosnien und die kleine Walachei umfaßte. So erklärt sich das bunte Trachtengewimmel auf den Alt-Wiener Prospekten, noch auf denen von Schütz und Ziegler aus josefinischer Zeit. Schwer hatte aber auch Wien zu tragen, für die Ehre, die Hauptstadt eines großen polyglotten Reiches seit 1526 geworden zu sein. Schon drei Jahre später mußte es die Belagerung durch Soliman über sich ergehen lassen, wobei sich das Wort des Schottenschulmeisters Wolfgang Schmälzl bewahrheitete:

„O, Edles Wien!
Du bist die port vnd zir alzeit,
Befestigung der Christenheit."

Von den ungeheuren Opfern an Blut, den fortwährenden außerordentlichen Steuern (Vermögensabgaben würden wir modern sagen), erzählt der pfiffige Schmälzl nichts. Ihm war's ja nur darum zu tun, das Schlaraffenland an der Donau zu besingen, das Wien, welches ihm „Schmalzgrub" wurde. Und das ist Wien „trotz alledem" geblieben.

*

Wir lassen nun dieses Wien dreier Jahrhunderte in einer Reihe von Bildern und Studien dem geistigen Auge wiedererstehen. Sie sind zu verschiedenen Zeiten und Orten entstanden, wie sie der kargen Muße eines vielbeschäftigten Wiener Schulmeisters abgerungen wurden. Hierin darf sich der Autor dem lateinischen

Schottenschulmeister Wolfgang Schmälzl vergleichen, auch darin, daß er im Schottenhof wohnt. Zur Schmalzgrube aber ist er ihm nicht geworden!

„Die Klassiker der Wiener Ortskunde" eröffnen das Buch, eine Zusammenfassung dessen, was seit Wolfgang Lazius' Tagen auf dem Gebiete der Wiener Lokalforschung, namentlich auch im Schoße der Wiener historischen Vereine geleistet wurde für die Geschichte Wiens. Die Arbeit erschien zunächst als „Die Pflege der Ortskunde in Wien" in den „Deutschen Geschichtsblättern" (Herausgeber Dr. Armin Tille), Gotha, Friedrich Andreas Perthes im Januarheft 1910 und im März-Aprilheft 1911.

Vor Jahren hat auch der Autor im Auftrage der historischen Vereine Wiens in umfangreicher Jubiläumsdarstellung das Wirken dieser Wiener lokalhistorischen Bildungsstätten einem breiteren Publikum vorgelegt. („Die historischen Vereine Wiens 1848—1908", herausgegeben von den historischen Vereinen Wiens, in Kommission bei Wilhelm Braumüller.) Es wäre zu wünschen, daß die Ergebnisse dieser Tätigkeit mehr ins geistige Eigentum der Wiener, namentlich der Schule, übergehen würden, zu Nutz und Frommen der Heimatskunde.

Die nächsten Aufsätze behandeln das Dreigestirn der großen Topographen des 17. Jahrhunderts: Merian, Vischer, Valvasor. Hat auch der letztere zunächst nur für „Innerösterreich" seine Bedeutung, er durfte als wichtiges Glied der ganzen Trias nicht fehlen.

Die größeren Stücke leitet ein „Eine Beschreibung Wiens aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges" nach dem „Status regiminis" von 1637 in der Bearbeitung des Steirers Martin Zeiller in Merians „Topographia Austriae" 1649. Mit ihren Kupfern bildet sie im Rahmen der Merianischen Topographie den ersten illustrierten Fremdenführer von Wien, der auch schon die „Stock-im-Eisen"-Sage berührt. „Die Pest in Wien und die Augustin-Legende" bringt eine Beschreibung dieser schrecklichen Heimsuchung Alt-Wiens von 1679 und die Originalstelle über den Genius des leichtlebigen Wiener Geblütes, die Verkörperung des Axioms „Der Wiener geht nicht unter" — den lieben Augustin.

Jenen Autor, der zuerst Augustins erwähnt, und der gleichfalls nicht eben unter die „Honoratioren" der leopoldinischen Zeit gehört, behandeln wir in „Des Johann Konstantin Feigius ‚Adlersschwung'".

Den ersten Propheten der Ringstraße, Anselm Desing, hat zum Verfasser „Eine Beschreibung Wiens aus der Zeit Kaiser Karls VI." In dieser Schilderung zeigt sich schon lange vor J. J. Rousseau der erwachende Natursinn, wenn von der Aussicht vom Kahlenberg die Rede ist, „von wannen man alles, was das Aug' bezaubern mag, übersehen kann" und von der „mit viel tausend Nachtigallen spielenden Au". Eine Studie über „Das Wien Maria Theresias" schließt sich an.

Die Stücke „Burg" und „Landhaus" rechtfertigen sich von selbst; ein gut Teil altösterreichischer, ja Weltgeschichte, lebt in diesen Mauern!

Wie die Salvator-Medaille das Kleinod der Stadt, so das „Herzogshütl" in Klosterneuburg das des Landes. Auch in ihm ist ein gutes Stück Alt-Wiener und Landesgeschichte verkörpert.

Den Reigen setzt fort eine Studie über jenes Kleinod, das die Stadt Wien seit fast 350 Jahren verleiht, die Salvator-Medaille. Eine große Wegstrecke Wiener Lokalgeschichte, ein schönes Stück intimster Alt-Wiener Kunst,

zeigt uns die Geschichte dieses städtischen Ehrenzeichens. In höchster künstlerischer Vollendung schuf es Matthäus Donner, der für die so hervorragende Wiener Kleinplastik, die nur in Paris ihresgleichen findet, das bedeutet, was sein Bruder Raphael für die Großplastik. Letzterer ist heute ein großer Name, er hat sogar ein Denkmal, aber seine Berühmtheit ist noch gar nicht alt.

„Er war kein bahnbrechendes Genie; dazu fehlte seinen Werken die Hoheit der Ideen, der künstlerische Schwung in der Auffassung.“ So urteilte der offizielle Geschichtsschreiber der Stadt Wien, Karl Weiß, noch 1864 über ihn! (Jahrbuch für Niederösterreich, II.) Er war eben nicht „weit her!“ Nur aus Eßling bei Aspern. Man betrachte sein zierlichstes Werk, den Andromeda-Brunnen im alten Rathaus, mit seiner unvergleichlichen Umrahmung und man wird entzückt sein von diesem künstlerischen Schwung! „Die Renaissance entartete zum Barock“, stand noch bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts im „großen Hannak“, an dessen Brüsten Generationen von Wiener Gymnasiasten seit den Achtzigerjahren gesogen haben. Die „Entartung“ ist groß in „Alt-Wien!“ Die Karlskirche wäre ein Beleg dafür! Wien dankt viel von seiner Schönheit dem oft gelästerten Barock, dessen wahrer Wert uns erst heute allmählich bewußt wird. Die Salvator-Medaille ist auch ein Beleg dafür, was Wien als Münzstadt geleistet hat. In Wien entstand die Münzkunde als Wissenschaft durch Gründung einer eigenen Lehrkanzel hierfür an der Universität durch Maria Theresia. Sie wurde Muster für das gleiche auswärts — in Wien verschwand dieses Spezifikum in den Sechzigerjahren!

Den ältesten Wiener Hof- und Staatsschematismus („Status regiminis“, 1637) führt uns die letzte Studie vor. Schematismus! Das klingt strohdürr. Hier bei Alt-Wien ist's aber interessant, schon durch die Beschreibung der Stadt Wien, die an anderer Stelle (zum ersten Male) wiedergegeben wird.

*

Wir geben unserer Arbeit den Abschiedssegen! Der Zweck dieser Blätter ist ein reiner, sie sollen patriotisch wirken! Nicht in dem vielfach mißbrauchten Sinn eines zudringlichen Byzantinismus und Servilismus, der so oft in Österreich die richtige Vaterlandsliebe in die Pfütze stieß, sondern in dem Sinn, aufmerksam zu machen auf so vieles Schöne und Erhebende, das Wien und Alt-Österreich aufweist. Warum immer nur mit dem babylonischen Turm beginnen, mit der Cheopspyramide und den Keilinschriften Sanheribs, des Assyrerkönigs? Warum nicht mit Wien, seinem „Steffel“, seiner großen Geschichte, seinen zahlreichen Kunstschätzen, die das unvermeidliche Löwentor von Mykenä reichlich schlagen! Geringschätzung des Einheimischen (oder vielmehr Unkenntnis darüber) bei maßloser Wertschätzung des Exotischen, das war von jeher eine deutsche, speziell aber eine Wiener Untugend. Auch in bezug auf Personen! Es klingt erschütternd, wenn Bauernfeld über seinen Freund Schubert schreibt: „Ein wiederholtes Ansuchen Schuberts um eine zweite oder dritte Kapellmeisterstelle im Kärntnertor-Theater oder in der Hofkapelle wurde kaum einer Antwort gewürdigt.“ Er war eben ein Österreicher, noch dazu ein Wiener! „Das österreichische System bewahrt übrigens seine Ehren und Würden nur für die goldene Mittelmäßig-

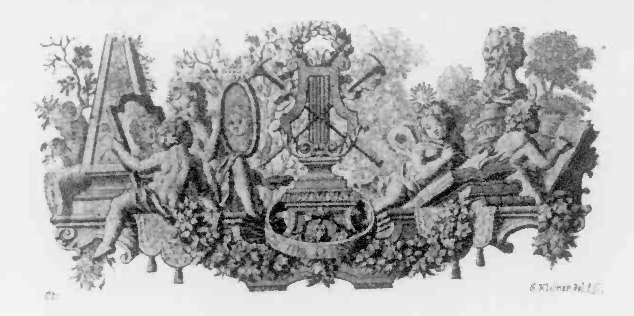
keit und hält einen jeden, der ein bißchen Talent an den Tag legt, für seinen geborenen Feind." (Aus „Alt- und Neu-Wien".) Möge dieses System auch endlich zusammenbrechen. Keine Großmachtspläne mehr, die uns so viel Elend brachten; aber möge auch uns einst jene kräftig einfache Haltung zuteil werden, die dem Schweizer eigen ist, im Heimatsliede Gottfried Kellers:

„Drei Ellen grüner Bannerseide
Ein Häuflein Volkes ehrenwert
Mit hellem Aug' im Sonntagskleide
Ist alles, was mein Herz begehrt." —

Ein wirksames Mittel, jenes Selbstbewußtsein zu heben, ist die Kenntnis der heimischen Geschichte, besonders wenn diese Heimat Wien heißt und diese Geschichte so martialisch anhebt mit dem Taktschritt römischer Legionen. Mögen diese Blätter dazu beitragen, jenes vaterländische Selbstgefühl, das ja selbst in Wien nie ganz erloschen war, zu heben. Wien und seine feine alte Kultur kann nie völlig versinken aus dem Ganzen der europäischen Zivilisation, von der es einen wesentlichen Teil bildet. Mag es in diesen Zeiten auch fast wie ein Hohn klingen, es bleibt doch bei dem stolzen Wort, mit dem der alte Reiffenstuhl anno 1703 seinen Fremdenführer durch das Wien der Türkenzeit betitelt: Vienna gloriosa!

Troppau, 25. April 1921.

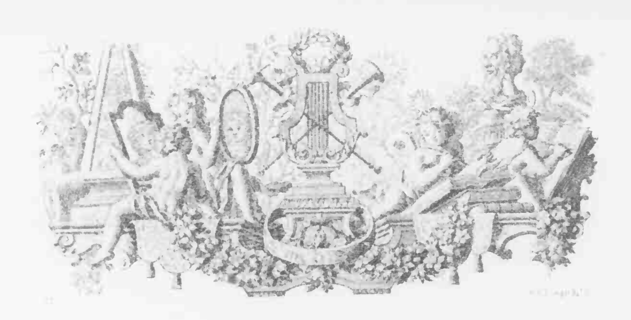
Männer und Meister Alt-Wiens



Die Klassiker der Wiener Ortskunde

I.

Der erste, der in systematisch-gelehrter Weise die Ortsgeschichte Wiens mit Gründlichkeit und Liebe zur Vaterstadt betrieb, im Gegensatz zu der hochfahrend-vornehmen Gelegenheitsbehandlung durch die Italiener des 15. Jahrhunderts, entstammt akademischen Kreisen. Es ist dies der Wiener Philosoph und Arzt Wolfgang Lazius mit seiner 1546 erschienenen Vienna Austriae. Lazius, 1514 zu Wien geboren, in dem nach seiner Familie benannten Lazenhof, der erst in den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts verschwand, hatte das seltene Glück, nach weiten Reisen, Feldzügen und Bildungsfahrten in seiner Vaterstadt zu hohem Ansehen zu gelangen und an der alten Gründung Herzog Rudolfs, des Stifters der Wiener Universität (gegründet 1365) oder des „Erzgymnasiums", wie sie noch auf Lazens Grabstein heißt, durch Jahrzehnte wirken zu können. Seinem Berufe nach Arzt, widmete er doch seine Feder fast ausschließlich dem Dienste der Geschichte, wäre also vom Standpunkt zünftiger Forschung eigentlich als Laie



Die Klassiker der Wiener Ortskunde

I.

Der erste, der in systematisch-gelehrter Weise die Ortsgeschichte Wiens mit Gründlichkeit und Liebe zur Vaterstadt betrieb, im Gegensatz zu der hochfahrend-vornehmen Gelegenheitsbehandlung durch die Italiener des 15. Jahrhunderts, entstammt akademischen Kreisen. Es ist dies der Wiener Philosoph und Arzt Wolfgang Lazius mit seiner 1546 erschienenen Vienna Austriae. Lazius, 1514 zu Wien geboren, in dem nach seiner Familie benannten Lazenhof, der erst in den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts verschwand, hatte das seltene Glück, nach weiten Reisen, Feldzügen und Bildungsfahrten in seiner Vaterstadt zu hohem Ansehen zu gelangen und an der alten Gründung Herzog Rudolfs, des Stifters der Wiener Universität (gegründet 1365) oder des „Erzgymnasiums", wie sie noch auf Lazens Grabstein heißt, durch Jahrzehnte wirken zu können. Seinem Berufe nach Arzt, widmete er doch seine Feder fast ausschließlich dem Dienste der Geschichte, wäre also vom Standpunkt zünftiger Forschung eigentlich als Laie

auf diesem Felde zu betrachten. Es ist bezeichnend, daß der Vater der Wiener Geschichte nicht den „Fachkreisen“ angehört, die ihr bis in die neueste Zeit recht kühl gegenüberstanden, schon als zumeist Ortsfremde, sondern daß lokalpatriotische Neigung ihn zur Geschichte führte. Wie man aus dem Folgenden ersieht, ist diese Tradition geblieben. Seinem literarischen Stammbaum nach gehört übrigens Lazius durch seinen Lehrer Georg Tannstetter in den Humanistenkreis Max' I. wenigstens als Epigone. Die Vorliebe für römische Staatsaltertümer, der wir seinen Folianten De re publica Romana (Frankfurt, Wechel 1598) verdanken, ist aus Wiener Boden entstanden. Sein Oheim Hermann Schalautzer, Stadt- und Festungsbaumeister Ferdinands I., Bruder von Lazens Mutter Ottilie, brachte im Verein mit seinem gelehrten Neffen ein stattliches Lapidarium römischer Inschriftssteine und Altäre im Lazenhof zusammen, Ausgrabungen aus der Wiener Erde. Meist sind sie heute spurlos verschwunden. Nicht wenig Münzbildchen, gleichfalls seiner Wiener Sammlung entstammend, schmücken in Holzschnitt seine Res publica Romana.

Das Werk, welches uns hier beschäftigt, die Vienna Austriae, Rerum Viennensium commentarii in quatuor libros distincti, erschien, wie bemerkt, 1546 zu Basel in der Offizin des Johannes Oporinus. Auch dies ist wieder bezeichnend und wiederholt sich bei späteren Stadtgeschichten: die Werke von Wiener Autoren über Wien erscheinen im Ausland. So noch 1843 des tüchtigen Wiener Stadtarchivars Tschischka „Geschichte von Wien“ in Stuttgart bei A. Krabbe. Für das 16. Jahrhundert liegt hierin der Beweis vor, daß die unter Max I. zu hoher Blüte gelangte Wiener Druckerkunst und Verlagstätigkeit — man denke an den „Buchführer“

Leonhard Alantse — im Niedergang begriffen war. Die äußere Ausstattung, welche die Basler Firma der Vienna angedeihen ließ, ist nett und gefällig in den Typen. Eines der Dedikationsexemplare des 160 Seiten zählenden schmächtigen Folianten wurde, auf Pergament abgezogen, an Lazius über Nürnberg nach Wien gesandt. Das Titelblatt schmückt in flotter Renaissancearbeit eine Holzschnittvignette: Arion auf dem Delphin. Die zahlreichen Holzschnittinitialen sind zierlich, wenn auch ihre Munterkeit in der Darstellung mit dem ernsten Inhalt der Kapitel seltsam kontrastiert. Den Beschluß bildet das blattgroße Wappen des Lazius, wie es ihm König Ferdinand verliehen hatte, mit dem Stern und den Lerchen, den angeblichen Insignien der berühmten X. Legion (alauda), die einst in Wien stand. Schmerzlich vermissen wir nur eine Ansicht der Stadt. Die in der Schedelschen Weltchronik von 1493 erschienene war bis dahin die einzige. Auch Lazius veranlaßte eine solche, aber sie ist merkwürdigerweise nicht in seinem Werke abgedruckt, sondern in Münsters volkstümlicher Cosmographei. Das Spruchband dieses großen Holzschnittes von Manuel Deutsch: Vienna Austriae hunc habuit situm trägt die Jahreszahl 1548. Die Rückseite der linken Hälfte des Blattes hat — wenigstens in meinem Exemplar — die Aufschrift: „Die Stat Wyen In Oesterreich / cōtrafhetet nach gelegenheit / so sie zů vnsern zeiten hat / wölche zu einem sunderlichen gezierd dises werks erlangt hat von einem ersamen / hochverstendigen vnd weisen rhat derselbigen loblichen vnd weit verümpten statt / der hoch gelert herr vnd ehrwyrdig Doctor / herr Wolffgangus Lazius / gemelter statt hoher schulen Ordinarius / ein sunderlicher liebhaber vnd fleissiger forscher alter dingen vnd historien oder verlauffenen geschichten.“

Inhaltlich gliedert sich das Buch so, daß zuerst über das Alter der Stadt und ihren Namen, im zweiten Buch über die Bedeutung Wiens, im dritten über die Obrigkeiten gesprochen wird. Dieses Buch enthält sowohl die Chronik der alten Markgrafen und Herzoge als auch die Stadtverfassung. In der Aufzählung der vici et plateae urbis Viennensis, der Straßen und Plätze, ist es für die Topographie Alt-Wiens belangreich, auch sprachlich interessant, da die Namen deutsch wiedergegeben sind. Das vierte Buch scheint mir das wertvollste. Es handelt von den Alt-Wiener Geschlechtern und ist grundlegend für die Genealogie der alten Familien Wiens. — Den Maßstab strenger historischer Kritik darf man, zumal an das erste Buch vom Alter der Stadt, nicht anlegen. In übertriebenem Patriotismus sucht der Verfasser, gestützt auf die falsch gelesenen Jahreszahlen hebräischer mittelalterlicher Grabsteine, das Alter Wiens hinaufzurücken bis in die biblischen Zeiten. Selbst Babylon und Ninive soll es übertreffen! Derlei Schwächen sind freilich mehr dem Zeitgeiste als dem einzelnen zur Last zu legen. Im allgemeinen liegt hier ein tüchtiges und ernstes Werk vor, richtunggebend für Jahrhunderte und bis jetzt kaum ersetzt.

Der Erfolg war ein wohlverdienter. Der Landesherr ehrte den Autor mit goldener Kette, Titel und Würden; die Stadtväter, denen das Werk gewidmet ist (mit einem gewissen Stolz „aus dem Vaterhaus", ex aedibus paternis, im Juli 1545 datiert in der Widmung), spenden ein kostbares Kleinod, ja, auch die meist undankbare Nachwelt ehrte das Andenken unseres Wolfgang, der im Juli 1565 aus dem Leben schied. Die sonst so rücksichtslosen Barockbaumeister nämlich ließen um 1702 seinen Grabstein aus der alten in die neue Peterskirche

aufnehmen, und so prangt denn noch in unseren Tagen Lazens zierliches Renaissanceepitaphium in rotem Marmor an der linken Seitenwand dieser schönen Barockkirche, unfern vom Eingange.

Nur das moderne Wien hat diesem Vater der Wiener Geschichtschreibung nicht einmal das bescheidene Denkmal eines Gassen- oder Platznamens errichtet; selbst seine Geburts- und Sterbestätte, der „Lazenhof", hat seinen Namen nach den neueren Straßenverzeichnissen in Hoyoshof umgewandelt. Und doch verdanken wir dem verdienten Alt-Wiener ja auch die Entdeckung der deutschen Reimchronik des sogenannten Ottokar von Horneck in der Kartause Gaming, die freilich erst im Zeitalter Karls VI. der Mölker Benediktiner Hieronymus Pez herausgab. Und Ottokar wieder war die Hauptquelle für ein unsterbliches Werk, das gerade ein Wiener dem deutschen Volk schenkte, ich meine „König Ottokars Glück und Ende" von Grillparzer.

Mehr als ein halbes Jahrhundert verfloß, bis Lazens Vienna ins Deutsche übersetzt wurde. Es bildet ein Ehrenblatt für den Rat der Stadt Wien, daß eine solche Übersetzung auf seine Kosten — „in Verlegung gemeiner Statt Wien" — 1619 erschien. Der Übersetzer war der Rektor der „löblichen Burger-Schuell bey St. Stephan" M. Heinrich Abermann, also Direktor des städtischen Gymnasiums, wie man ihn heute titulieren würde.

Das Werk, welches unseren Lazius eigentlich erst populär machte und als einzige förmliche Wiener „Chronik" in deutscher Sprache zu betrachten ist, führt den Titel „Historische Beschreibung der weitberümbten Kayserl. Hauptstatt Wienn" (fol.). Auch typographisch ist das Werk von 1619 bedeutend. Es ist eine der besten

Leistungen einer Wiener Offizin, der von Formica („Ameis"). Das Titelblatt, eine feine Spätrenaissancearbeit, zeigt die Schutzheiligen St. Stephan und St. Leopold, über ihnen das von Putti getragene Wappen der Stadt, am unteren Rande mit zarter Nadel in artiger Renaissancekartusche die Ansicht Wiens von der Nordseite mit den alten „Schlagbrucken". Die Originale dieser Ausgabe von 1619 sind wohl schon sehr selten. Gleich Lazius selbst erhält auch Abermann, der übrigens kein Autochthone, sondern ein eingewanderter Schwabe war, reichliche Belohnung für seine Arbeit, ideelle wie materielle; ein Beweis, wie sehr unsere Altvordern den Wert ehrlicher, nicht bloß marktschreierischer Arbeit im Dienste der Geschichte Wiens zu würdigen wußten.

Im Jahre 1692 erschien zu Frankfurt am Main eine dritte Ausgabe der Vienna gleichfalls in deutscher Sprache unter dem Titel „Chronica oder historische Beschreibung der weitberühmten keyserlichen Hauptstadt Wienn in Oesterreich" (fol.). Sie bringt Lazius' Werk in Abermanns Übersetzung. Das Titelblatt in Kupferstich ist eine sehr vergröberte Nachbildung jenes von 1619. Original ist nur das Porträt Kaiser Leopolds I. auf diesem Titelkupfer.

Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß diese dritte Ausgabe der Vienna des Lazius dem gesteigerten Interesse zu danken ist, das Wien nach dem glorreichen Jahre 1683 im „Reiche" genoß.

Als Pfleger der Ortskunde ist in gewissem Sinne auch Lazius' Namensvetter Wolfgang Schmälzl mit seinem „Lobspruch der Stadt Wien" (1548) anzusehen. Die Vermutung dürfte nicht zu gewagt sein, daß Schmälzl die Anregung zu seinem Lobspruch, der von

den verschiedenen Lobsprüchen auf Wien am bekanntesten geworden ist, durch die zur selben Zeit erscheinende Vienna erhielt; Schmälzl war lateinischer Schulmeister bei den Schotten in Wien. Gelehrt ist seine Arbeit freilich nicht; sie ist der fast überschwengliche Ausdruck des Behagens, nach manchen schulmeisterlichen Irrfahrten endlich hier in Wien, das er als das reine Schlaraffenland hinstellt, seine „Schmalzgrube" gefunden zu haben.

Im Zeitalter des großen Krieges erschien bloß eine gedrängte wissenschaftliche (den Maßstab der Zeit natürlich angelegt) Monographie über Wien von dem Steirer Exulanten Martin Zeiller in Merians Topographia provinciarum Austriacarum (Frankfurt am Main 1649). Die Vorbereitungen zu diesem Werke greifen tief in die Kriegsjahre der Schwedenzeit zurück. Es ist überhaupt erstaunlich, wie der alte Merian mitten im Jammer dieses größten Krieges mit seinem kleinen Stabe von Kupferstechern, unter diesen als überragenden Künstler den böhmischen Exulanten Wenzel von Hollar, ein so vollendetes Riesenwerk wie seine Topographia Germaniae, deren zehnten Teil der Band Österreich bildet, herausgeben konnte.

Auch Martin Zeiller, ein Pastorssohn aus Ränten bei Murau in Steiermark, 1584 geboren, 1661 in Ulm als Schulinspektor gestorben, ist ein beachtenswertes Beispiel deutschen Gelehrtenfleißes im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Mitten im unsäglichen Elend der wilden Zeit schrieb er, fern von der Heimat, die Texte zu den Topographien Merians. Und nicht bloß zur Topographia Germaniae. Auch der zur gleich groß angelegten von „Gallien" stammt von ihm. In echt altösterreichischer Bescheidenheit stellt er seine Arbeit, die

doch eigentlich so viele Foliobände füllt, zurück hinter der künstlerischen Merians. Meist finden sich nur seine Initialen M. Z. auf den Titelblättern. Seine Darstellung ist trocken, sachlich und mit genauester Benützung der damals bekannten Literatur, wohl auch gelegentlicher brieflicher Mitteilung aus den zu besprechenden Städten abgefaßt. Nur an einer Stelle, im Bande Österreich, S. 45 bei Artikel Murau, geht dem alten Schulmonarchen das Herz auf, er spricht von sich und „seinen lieben Eltern seligen".

Der Artikel Wien, der uns hier zu beschäftigen hat, gründet sich zunächst auf Lazens Bücher De re publica Romana und Vienna. Aber auch eine ganze Reihe anderer Autoren, von Äneas Sylvius, Bonfinius und Cuspinian angefangen, bis zu unserem ältesten österreichischen Staatsschematismus, dem Status particularis Regiminis S. C. Majestatis Ferdinandi II. (1637), sind verwertet. Immer mit richtigem Blick für ihre Bedeutsamkeit in Hinsicht auf die gerade besprochenen Zeiten. So für die Türkenbelagerung — hier kann natürlich nur die von 1529 in Betracht kommen — P. Besold, „Historia der Belagerung Wiens" (1530). Kleine Histörchen von Kometen, Erdbeben, Mißgeburten von Menschen und Tieren u. s. w. beleben im Chronikenstil die dürre Gelehrsamkeit. Den Festungswerken ist bei der Bedeutung Wiens als oberster Grenzfestung der Christenheit besondere beschreibende Aufmerksamkeit geschenkt. Zweifelsohne kennt Zeiller die damalige Kaiserstadt aus eigener Anschauung. Was seine kleine monographische Darstellung besonders wertvoll macht, sind die Bilder Merians, über die ich Genaueres im Aufsatz über Merian (S. 92 ff. dieses Buches) berichte.

Merian-Zeillers Ausführungen über Wien und Österreich müssen textlich wie bildlich den Beifall der Zeitgenossen gefunden haben. Denn trotz des hohen Preises von 6 Reichstalern war 1677 eine neue Auflage nötig. Ja noch 1716 wurden die schon sehr abgenützten Platten des Anhanges neuerdings abgezogen.

Von seiten der repräsentativen Körperschaften des Landes, der Stände, erfreute sich das Unternehmen weder in der Vorbereitung noch in der Belohnung des Ausgeführten irgendeiner Förderung. Besonders schnöde verhielten sich hierin, wie Josef Feil vor mehr als fünfzig Jahren nachwies, die oberösterreichischen, ganz wie Vischer gegenüber. Merian hat sich selbst Bahn gebrochen, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo seine Werke als geschätztes Kleinod der Nation angesehen werden.

Viel Material für die Ortsgeschichte unserer Stadt bietet die Riesenliteratur, welche die zweite Belagerung Wiens durch die Türken 1683 in der ganzen westeuropäischen Welt hervorrief. Sie entspringt nicht so sehr ortsgeschichtlichem Interesse, als dem Anteil an der weltbewegenden Tagesfrage jener Zeiten, ob Wien, das als so leichtlebig und wenig fest verschriene, sich halten werde, und dem Jubel über die Befreiung. Eine ähnliche Begeisterung wie 1813—1815 mag damals die Welt durchzittert haben.

Literarisch Bedeutsames ist aber wenig unter dieser Flut zu finden. Am bemerkenswertesten scheint mir noch des schlesischen Rechtskandidaten Konstantin Feigius Quartant „Wunderlicher Adlersschwung oder fernere Geschichts-Fortsetzung Ortelii redivivi" (Wien 1694 beim Universitätsbuchdrucker Leopold Voigt gedruckt).

Feigius, der sein Werk dem Kardinal Kollonitsch widmet, dessen wohlgelungenes Porträt das Werk eröffnet, war Augenzeuge der Belagerung und der früher und später spielenden Zeitereignisse jener Heldenzeit Österreichs unter Leopold I., wie er denn übrigens das Jahr 1683 auch poetisch verherrlichte. Bei ihm findet sich zuerst, wie ich auf S. 174 ff. nachweise, das Pest-Abenteuer des weltbekannten „lieben Augustin".

Es kann hier nicht in Betracht kommen, eine Bibliographie der Belagerungen Wiens durch die Türken zu liefern. Kabdebo hat sie vor mehr als dreißig Jahren (1876) besorgt, und der diesbezügliche Teil des „Ausstellungskataloges" über die Historische Ausstellung der Stadt Wien 1883, durch die das neue Rathaus seine erste Weihe erhielt, würde allein ein nicht zu schmächtiges Bändchen füllen. Den für die Ortsgeschichte gleichfalls höchst wichtigen numismatischen Teil hat Alexander Hirsch in seiner Monographie „Die Medaillen auf den Entsatz Wiens 1683" (Troppau 1883) erschöpfend besorgt.

Die amtliche Publikation des alten Wien über die Vorgänge während jener Belagerung bildet des Stadtschreibers und Syndikus Dr. Nikolaus Hocke „Kurtze Beschreibung dessen, Was in wehrender Türkischen Belägerung der Kayserlichen Residentz Statt Wien . . . passiret" (Wien, Leopold Voigt 1685). Es ist eine auf den Amtsakten beruhende, ziemlich trockene Darstellung, die aber durch den bedeutenden historischen Hintergrund Wichtigkeit gewinnt. Die Not und Gefahr, in der Wien schwebte, erhellt besser denn aus langatmigen Schilderungen durch die Worte, in die der sonst so langweilige „sachliche" Bureaukrat S. 199 ausbricht, als sich am Tage der glorreichen Entsatzschlacht (12. September 1683)

abends gegen fünf Uhr die Tore öffnen: „Was nun dise auffgehebte Belägerung denen Belägert-gewesten: Umb daß sie von der türkischen Grausamkeit und ewigen Dienstbarkeit sambt den jhrigen errettet worden, für Freud und Frohlocken verursachet, das mag keiner besser als ich, und alle die jenige, so dieselbe außgestanden, mit mir außsprechen."

Das offizielle Werk der Jubelfeier von 1883 liegt in V. von Renners bekanntem und weitverbreitetem Werk „Wien im Jahre 1683" (Wien 1883) vor. Grundlegend für die Geschichte des Jahres 1683 ist der VIII. Band der „Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereins" (1865), der in seinem ganzen, auch illustrativ beträchtlichen Umfange der Belagerung gewidmet ist und den Titel trägt: „Wiens Bedrängnis 1683" von einem der Klassiker der Wiener Ortsgeschichte, Albert von Camesina, von dem weiter unten ausführlicher gehandelt werden soll.

Wir glauben nicht fehlzugehen mit der Annahme, daß dieses berühmte Jahr großen Einfluß hatte auf eine Art von Literatur, die im gewissen Sinne auch zur Ortsgeschichte gerechnet werden muß: die Literatur der Reiseführer. Wenigstens knüpfen mehrere der ältesten direkt an dieses Ereignis an. So nennt sich der vom Jesuiten Reiffenstuhl verfaßte, 1703 in Wien erschienene direkt Vienna gloriosa und bringt am Schluß eine Darstellung der Belagerung.

Dieses seinem Zwecke entsprechend in handlichem Oktavformat gehaltene Büchlein Vienna gloriosa id est peraccurata et ordinata descriptio toto orbe celeberrimae Caesareae nec non archiducalis Residentiae Viennae erschien aber im gleichen Jahre auch in Folio, geschmückt mit den beiden herrlichen Langansichten

Wiens vom sächsischen Ingenieur Daniel Suttinger, der damals in kaiserlichen Diensten stand, und den Ansichten der türkischen Minen gegen Burg und Löwelbastei, einer an Ort und Stelle aufgenommenen Arbeit großartigsten Fleißes.

Übrigens würde die Wiener Fremdenführer- und Reisebeschreibungsliteratur wieder ein eigenes Kapitel erfordern, schon für die alten Zeiten, wo ja der Besuch Wiens und des Kaiserhofes auf dem Wege nach Rom als Haupterfordernis jeder Kavaliersreise, selbst aus England oder Frankreich galt. Da die meisten nicht in Wien entstanden — ich erinnere an die Schilderung der selbst in der Türkei recht frei lebenden Lady Montague aus Eugenscher Zeit —, berühren sie unser Thema nicht. Der Kuriosität halber möchte ich nur hinweisen auf zwei bösartige Beschreibungen, die um so mehr hervorstechen, als sie einen — nicht sehr erfreulichen — Gegensatz bilden zu den meist sachlich kühlen oder überschwenglich lobenden neuen „Relationen". Ich meine das anonyme Büchlein des Franzosen Kasimir Freschot († 1720) Mémoires de la cour de Vienne, das gleich beim Erscheinen begierig verschlungen wurde und zu Köln 1705 bis 1706 in drei französischen und einer deutschen Ausgabe („Relation von dem Kayserl. Hofe zu Wienn") erschien; ferner das sonderbare Gewächs, das der hannoveranische Arzt Küchelbäcker 1730 in die Welt setzte: „Nachricht vom römisch-kaiserlichen Hof nebst ausführlicher historischer Beschreibung der Residenzstadt Wien" (Hannover). Die Ausgabe von 1732 ist etwas gemildert. Ist es bei dem Franzosen der Grimm über die großen Niederlagen, die im Spanischen Erbfolgekrieg, von der Hochstädter Schlacht (1704) anhebend, Schlag auf Schlag die stolzen Heere seines Königs treffen und zu bitteren

Bemerkungen über die Politik des frommen Kaisers Leopold reizen, offenbar aus Neid, so ist bei Küchelbäcker norddeutsches überscharfes Kritisieren über die angeblich „verdummten" Wiener und Überlegenheitsgefühl der Ansporn. Gewiß auch gekränkte Eitelkeit über die große Exklusivität des hohen Adels. Fragt man übrigens, wieso ein Hannoveraner dazu kam, ein ziemlich dickleibiges Buch über Wien zu schreiben, so ergibt sich die Antwort aus dem Umstand, daß zwei habsburgische deutsche Kaiser, der feurige Joseph I. und sein Bruder Karl VI., mit braunschweigischen Prinzessinnen verheiratet waren. So kamen zahlreiche Touristen aus Braunschweig-Wolfenbüttel und Braunschweig-Lüneburg nach Wien.

Küchelbäcker fand einen Nachahmer in dem Berliner Aufklärer Nicolai, der 1781 in Wien weilte und in seiner Reisebeschreibung „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz (1783—1796) über mancherlei in Wien räsonierte, wie es übrigens auch Seume nicht lassen konnte, als er auf seinem berühmten „Spaziergang" 1801 die Kaiserstadt besuchte. Küchelbäcker wie Nicolai sind einig in dem Bestreben, der Frau Vindobona den Lorbeerkranz antiken Ursprungs vom Haupte zu zerren. Lazius ist für Nicolai ein „leichtgläubiger Antiquar". Er bezweifelt, ob Wien auch nur römischen Ursprungs sei („einzeln gefundene römische Inschriften können dies noch nicht beweisen"); Mark Aurel sei gar nicht hier gestorben; es sei ungewiß, ob das römische Vindobona mit Wien identisch sei, Behauptungen, die, so neidisch abgeschmackt sie sind, ebenso wie verwandte Küchelbäckerische mit eiserner Stirn und geringer Sachkenntnis vorgetragen werden. — Kehren wir wieder zu unserem Ausgangspunkte, dem Jahre 1683, zurück.

Da will ich nur, diese ernste Zeit mit Humor abschließend, darauf hinweisen, daß die mit so viel Blut verteidigten Basteien und Ravelins Wiens den Professor der Mathematik Erhard Weigel begeisterten zu seinem ziemlich umfangreichen und reich illustrierten „Wienerischen Tugendspiegel, darinnen alle Tugenden nach der Anzahl derer Festungs-Linien und Wercken bey der weltgepriesenen nunmehr zum andernmal so tapfer wider Türk und Tartaren defendierten kayserl. Residenz-Stadt Wien vorgestellt werden“ (Nürnberg 1687). Hierauf bezieht sich auch desselben Autors „Tugend- übende Rechenkunst“. Ich vermisse dies seltsame Opus selbst im Katalog der Ausstellung von 1883.

Im Zeitalter der Gegenreformation ging die geistige Führung in Wien und den österreichischen Alpenländern überhaupt an den katholischen Klerus über, in Wien zumal an den Jesuitenorden. Ein Mitglied des letzteren, L. Fischer, schrieb (ohne seinen Namen zu nennen) das Werk Notitia brevis urbis veteris Vindobonae ex variis documentis collecta ab Austriaca Jesu societate (Wien 1764).

Fischer erweiterte sein Buch, das ursprünglich die Huldigungsgabe des Wiener Jesuitenkollegiums zur Krönung Josephs II. darstellte, späterhin auf mehrere Bände. Es ist ein tüchtiges Werk, das zuerst auch systematisch aus archivalischen Quellen schöpft, zugleich eine typographische Meisterleistung der zur theresianischen und josephinischen Zeit so bekannten Firma Trattner, an die noch heute der Neubau an Stelle des alten Trattnerhofs am Graben erinnert.

Schon früher hatte Fischers Ordensgenosse Tilmecz ein vielverbreitetes Buch über die Metropolitankirche zu St. Stephan (gleichfalls anonym) beim Universitäts-

buchdrucker Heyinger 1722 (ursprünglich lateinisch) erscheinen lassen, ein Vorläufer von Ogesser, „Beschreibung der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien“ (1779); Ogesser bringt bereits mehr Urkundliches als Tilmecz, sogar einen eigenen Anhang von Urkunden, die Vertiefung historischer Methode beweisend. Er schlägt wieder die Brücke hinüber zum Werke eines Laien, nämlich zu Tschischkas schönem Kupfertafelwerk über den Stephansdom (Wien 1832, fol.).

Außer den Jesuiten beteiligten sich im 17. und 18. Jahrhundert auch die Mitglieder anderer Orden an der Pflege geschichtlicher Tradition über Wien. Wir gedenken des berühmten Augustiners Abraham a Sancta Clara, der mit seinem „Merks Wien“ der schweren Heimsuchung durch die Pest des Jahres 1679 ein klassisches Monument setzte, wie mit seinem „Auff auff Ihr Christen wider den türkischen Blutegel“ dem Jahre 1683.

Ein Wiener Hausbuch durch mehr als ein Jahrhundert war des Paulinermönches (in Hernals) Matthias Fuhrmann zweibändiges Werk: „Alt- und Neues Wien oder dieser kayserlich und Ertz-Lands-Fürstlichen Residentz Stadt Chronologisch und historische Beschreibung, von den mittleren biß auf gegenwärtige Zeiten . . .“ (Wien zu St. Johannes in der Wüsten am Kohlmarkt 1739). Schon jetzt fangen diese „Fuhrmännlein“, wie man die Oktavbände seines „Alt und Neu Wien“ und „Alt und Neu Österreich“ in Sammlerkreisen nennt, an, selten zu werden. Die naiven Kupfer von des Autors eigener Hand und die altertümlich treuherzige Sprache bedingten wohl die Beliebtheit des Buches bei den Alt-Wienern.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Beschreibung Wiens durch den bayrischen Benediktiner Anselm

Desing, Konventualen des Stiftes Ensdorf in der Oberpfalz und Professor der Geschichte und Mathematik an der Universität Salzburg, enthalten in seinem vielbändigen Werke Auxilia historica (Stadt am Hof, 1741). Seine Beschreibung gründet sich auf längeren Aufenthalt in Wien unter Karl VI., benützt aber auch seine literarischen Vorgänger und hat deshalb einen eigenen Reiz, weil sich bei Desing zuerst mit aller Bestimmtheit das Projekt unserer heutigen prächtigen Ringstraße erörtert findet. Teilweise ist sein Bericht „Von der Kayserlichen Residenz-Stadt Wienn" in dem Abschnitt „Eine Beschreibung Wiens aus der Zeit Kaiser Karls VI." (S. 216 ff.) im Wortlaut wiedergegeben.

Unter Karl VI. entstanden in den prächtigen Klöstern der altösterreichischen Lande eine Reihe von wissenschaftlichen Monumentalwerken, meist von Mitgliedern des Benediktinerordens unternommen, Fundamentalwerke, die, auf dem Werke der französischen Mauriner weiterbauend, auf die noch vielfach unbehobenen Quellen selbst zurückgingen, das paläographische Rüstzeug des Historikers schmiedeten und schärften und in vieler Beziehung die Vorläufer der Monumenta Germaniae wurden. Ihre wissenschaftliche Tätigkeit kam natürlich auch der Wiener Ortsgeschichte zugute, ohne daß sie eigentlich zum Behufe derselben abgefaßt worden wären. Es sind die Werke von Gottfried Bessel, M. Herrgott, Philibert Hueber, Anselm Schramb, Bernhard und Hieronymus Pez, Raimund Duellius, Albert Maderna und Chrysostomus Hantaler. Am Ausgange des Jahrhunderts steht der Piarist Adrian Rauch. Alle diese Bücher sind in ihrer Art ebenso stolze Denkmäler des Höhepunktes der territorialen Macht Österreichs wie

die Barockbauten jener Stifte selbst, wie sie jetzt noch auf unser reiches Land Niederösterreich herabsehen: man denke an Melk und Göttweih, Kunstschöpfungen des St. Pöltner „Maurermeisters" Jakob Prandauer, die den Wiener Palästen Fischers von Erlach und Hildebrandts die Wage halten.

In Wien selbst entstanden zur gleichen Zeit Salomon Kleiners Delineatio (Augsburg 1729—1737), ein kostbares Alt-Wiener Bilderwerk. Dieselben Kupferstecher, die Salomon Kleiners Bücher illustrierten, sind auch die Illustratoren der großen Huldigungswerke der niederösterreichischen Stände, vornehmlich Hackhofer, Pfeffel, Engelbrecht, Heumann. Es sind dies besonders: Gülich von Lilienburg, „Erbhuldigung für Joseph I." (1705), Mair von Maiersfeld, „Erbhuldigung für Karl VI." (1712) und Kriegl, „Erbhuldigung für Maria Theresia" (1740). Die genannten Werke in Imperialfolio sind ortsgeschichtliche Dokumente ersten Ranges nicht wegen ihres schwülstigen, ganz im Banne des umständlichen spanischen Zeremoniells stehenden Textes, sondern wegen der großen Tafeln, die uns einen Begriff geben können, wie das mittelalterliche Wien, denn dasselbe stand damals noch, beschaffen war; zumal die herrlichen, 118 cm langen Grabenansichten mit den Huldigungszügen nach St. Stephan, auch kultur- und kostümgeschichtlich wertvoll, geben hiervon einen Begriff. Die besten Blätter sind die in Kriegls Maria-Theresien-Werk. Dort prangt auch das entzückende Jugendbildnis der großen Monarchin von Altomonte, bisher nicht wiedergegeben.

Die theresianische Zeit bietet uns gleichfalls ein vorzügliches ortsgeschichtliches Werk in Friedrich Wilhelm Weiskern, „Beschreibung von Wien" (Wien 1770), die

den III. Band seiner trefflichen, noch heute mit Recht hochgeschätzten „Topographie von Niederösterreich“ bildet. Der Mann, der diese besten der bisher vorhandenen vollständigen Topographien schuf, war Hofburgschauspieler, ein Beweis, wie auch die vielverrufene Dilettantenarbeit auf historischem Gebiete Unsterbliches schaffen kann. Weiskerns Werk ist noch heute höchst wertvoll, und doch steht die Jahreszahl 1770 auf dem Titelblatte.

Nach Weiskerns Vorgang wurde auch in dem Hauptwerk des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, „Topographie“, der schwierigste und umfangreichste Artikel „Wien“ (von Karl Weiß) separat verfaßt. Ähnlich ließ im Anschluß an seine Topographie schon früher der als Schriftsteller und Topograph nicht im besten Rufe stehende Schweickhardt, „Ritter von Sickingen“ — schon sein hochtönendes Adelsprädikat ist eine Fälschung — eine „Darstellung der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien“ in drei Bänden (Wien 1832) erscheinen.

Bezüglich der vorhin angeführten Prachtwerke des 18. Jahrhunderts sei bemerkt, daß selbst jene Bücher, in denen ihre Kupfer reproduziert sind, wie: Karl Eduard Schimmer, „Das alte Wien“ (Wien 1853—1856), W. Kisch, „Die alten Straßen und Plätze Wiens“ (3 Bände, 1883—1892) und Konrad Grefe, „Unser altes Wien“ (Wien 1891), schon zu den Seltenheiten gehören, um so mehr erst die oben angeführten Werke selbst.

Das josephinische Wien brachte relativ wenig Wertvolles in Ansehung der Flut von Preßprodukten, die eine bis dahin unerhörte Zensurfreiheit zeitigte. Viennensiasammler erwerben gern Friedels „Briefe aus Wien“ (1783), die Schriften J. Pezzls, darunter auch

eine „Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt Wien“ in vielen Ausgaben samt einer Chronik u. s. w. Die Schriften aus josephinischer Zeit sind selbst Quellen für die Kultur- und Literaturgeschichte der Achtzigerjahre des 18. Jahrhunderts, an sich Bedeutsames ist auch vom rein literarischen Standpunkte nicht darunter. Ein Halbtalent wie der ziemlich gesinnungslose Alois Blumauer ist vielleicht aus der ganzen Literatur noch der bekannteste.

Daß es aber auch dieser Zeit, der gewöhnlich jeder Sinn für die Vergangenheit und das historisch Gewordene abgesprochen wird, doch nicht an historischem Interesse fehlte, beweist der Umstand, daß kurze Zeit darnach A. von Geusaus „Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Wien, in inniger Verbindung mit der Geschichte des Landes“ (1807) erschien und mehrere Auflagen erlebte.

Heute ist sie ebenso wie die des Freiherrn von Hormayr, „Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten“ (9 Bände, Wien 1823—1825) veraltet, ein Schicksal, das selbst eine in neuerer Zeit verfaßte Geschichte Wiens, die von K. Weiß („Geschichte der Stadt Wien“ [Wien 1872]), teilt. — In ganz reizenden, heute hoch bezahlten Bildern lebt die josephinische Zeit fort, ich meine die Blätter von Karl Schütz, Janscha und Ziegler, die artig koloriert in der Wiener Kunsthandlung Artaria erschienen. Auch die Form der josephinischen Literatur in Briefen und ähnlicher, mehr feuilletonistischer Darstellung ist ins 19. Jahrhundert hinübergewandert, wie die „Eipeldauer-Briefe“, die Skizzen Schlagers und Gräffers, die Schriften Groß-Hoffingers, alle im Vormärz erschienen, beweisen. Ja, Gräffer knüpft mit seinen 1848 erschienenen Bändchen „Josephinische

Curiosa" direkt an jene Zeit an. In diese Art gehört auch, obwohl turmhoch seine Vorgänger und Nachfolger überragend, ein gewaltiger Schilderer der Wiener Art und Unart, Friedrich Schlögl.

Er wird einst dem künftigen Wiener Kulturhistoriker eine Reihe herrlicher Funde bieten! Aber auch abgesehen von kulturhistorischer Nutzbarkeit sind Schlögls Bücher, „Wiener Blut" (1873), „Wiener Luft" (1876), „Wienerisches" (1883) u. s. w., hervorragende Leistungen der deutschen Literatur voll Wucht und Feuer und Ingrimm, gebändigt durch köstlichen Humor. Man muß in der Wiener Literatur bis auf Abraham a Sancta Clara zurückgehen, um Ähnliches anzutreffen! Es ist gerade kein Ehrenblatt für das jetzige „geistige Wien" und seine führenden Literaten, daß der alte Schlögl, trotz der billigen Gesamtausgabe (bei Hartleben) 30 Jahre nach seinem Tode fast verschollen ist.

Die zweimaligen Invasionen Wiens durch die Franzosen 1805 und 1809 und der Staatsbankrott des Jahres 1811 ließen im 19. Jahrhundert die heimische Forschung zunächst nicht zu behaglichem Betrachten der vaterländischen und Wiener Historie kommen, gegenüber der Not des Tages. Erst als Napoleon auf St. Helena festgeschmiedet war, erwachte wieder das Interesse an der großen Vergangenheit und das Streben nach literarischer Betätigung auf diesem Gebiete. All dies lag zunächst im Banne der Romantik. Darum die Vorliebe für das Mittelalter. Ein Mitglied des kaiserlichen Hauses, Erzherzog Johann, ermutigte und begünstigte diese Bestrebungen als Haupt eines Kreises, der seinen Versammlungsort in der schönen Burg Sebenstein, südlich von Wien, hatte. Die Frucht dieser Richtung ist des Freiherrn von Hormayr „Archiv" und „Taschenbuch",

welch letzteres seinen Höhepunkt in den Dreißigerjahren erreichte, aber noch bis in die Franzosenzeit (1811) zurückreicht. Ähnlich erschienen seit 1818 die „Jahrbücher der Literatur" und in den Dreißiger- und Vierzigerjahren Kaltenbäcks „Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde", endlich Schmidls „Blätter für Literatur und Kunst, Geschichte, Geographie, Statistik und Naturkunde". Erst das Jahr 1848 machte ihnen ein Ende. Namentlich die letzteren beschäftigten sich auch mit Wiener Ortskunde, waren ja bereits ein Josef Feil, Theodor von Karajan und Josef Scheiger, die Primisser, unter den Mitarbeitern. Schmidl selbst schrieb „Wien wie es ist" (1833) und das vielverbreitete „Wiens Umgebungen" (1835—1840).

Gerade aus diesem Kreise heraus sollte jene Gesellschaft entstehen, die das meiste auf dem Gebiete der Wiener Ortsgeschichte leistete und bis zur Stunde leistet, der Wiener Altertumsverein.

II.

Im Jahre 1845 hatte ein Aufsatz „Über die Zerstörung der antiquarischen Schätze von den aufgehobenen Klöstern Gaming und Mauerbach" von Josef Feil in Schmidls „Österr. Blättern für Literatur und Kunst" Zorn und Schmerz erregt über das, was in Wien und Niederösterreich an Kunst und Kulturgut zerstört worden war.

Nach 1848 erwachte der Gedanke, das noch Vorhandene vor Verschleppung und Verderben zu schützen und zugleich eine historische Vereinigung zu schaffen, wie sie in den übrigen Ländern des Deutschen Bundes und in den meisten deutschen Kronländern Österreichs schon längst bestand. Es galt dem Lande ein reiches Erbe aus

alter Zeit zu retten, „denn beinahe durch sechzig Jahre bildete es das an Ausbeute für auswärtige Sammler, Antiquare und Kunsthändler nahezu ergiebigste Land. Es ist fast unglaublich, welche Mengen und Werte an Holzschnitten, Inkunabeln, ja ganzen Bibliotheken, an Gemälden, Webereien, Goldschmiedearbeiten 2c. ins Ausland wanderten, um öffentliche und Privatsammlungen daselbst zu füllen und zu zieren. Die Kunsthändler und Antiquare in Nürnberg, Augsburg, München, Leipzig und Berlin bereicherten sich mit den Schätzen, welche sie aus den zahlreich aufgehobenen Klöstern und aus den Schlössern Österreichs unter der Hand meistens um recht billige Preise erwarben."

Diese Klage, welche 1852, dem Jahre, in dem auch der „Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine" ins Leben trat, eine Schar patriotischer Männer in Wien ertönen ließ, hat freilich bis heute, wie die wenigen wissen, die hierzulande Sinn und Verständnis für die Sache einer großen Vorzeit haben, vollste Berechtigung.

Damals hatte dieser Aufruf den Erfolg, daß jene Männer an historischer Stätte, im niederösterreichischen Landhause in Wien, dessen Räume bis heute noch in alter Renaissance- und Barockpracht erstrahlen, am 23. März 1853 die gründende Versammlung des „Wiener Altertumsvereins" abhielten. Was im Wien der Fünfzigerjahre an hohen Namen aus der Aristokratie und dem Prälatenstand, aus dem Gelehrtenkreis und der Schriftstellerwelt vorhanden war, — in den ersten Mitgliederverzeichnissen des neuen Vereins ist's vertreten. Nur einen sucht man leider vergebens: den vereinsamten grollenden Grillparzer. Von jenen, die an der gründenden Versammlung teilnahmen, dürfte wohl zuletzt der

1910 neunzigjährig gestorbene Freiherr J. A. von Helfert von uns gegangen sein. — Nicht weniger als einundvierzig stattliche Bände „Berichte und Mitteilungen", das Monumentalwerk der „Geschichte der Stadt Wien", die Bände der „Quellen zur Geschichte der Stadt Wien" und als schöne landeskundliche Spende des Freiherrn von Sacken „Archäologischer Wegweiser durch Niederösterreich" (1866, 1878) geben Zeugnis von dem Wirken dieser Vereinigung. Ist auch das ursprüngliche Programm universell und den damaligen großösterreichischen Gesamtstaat umfassend, die Pflege der Geschichte Wiens in Wort und Bild war der Hauptzweck dieser ältesten geschichtlichen Vereinigung in Wien. (Jetzt „Verein für Geschichte der Stadt Wien.")

Ich betone absichtlich auch das „Bild", wie denn in dem kurzen Abriß, den wir früher gegeben haben, in den Hauptlinien die Pflege der Ortsgeschichte von Beginn bis zur Gründung des Altertumsvereines zeichnend, auch die bildliche Darstellung ihren Platz fand. — In der Wiedergabe Alt-Wiens in Wort und Bild sah der Altertumsverein zunächst seine wichtigste Aufgabe. Denn daß das alte Wien mit seinen Basteien, Glacis und Gräben fallen müsse, war nach 1850 beschlossene Tatsache. Gerade damit vollzog sich in der Physiognomie Alt-Wiens die große Veränderung. Die kaiserliche Entschließung von 1857 sprengte die Fesseln der Festungswerke, es entstand aus dem alten das neue franziskojosephinische Wien, die moderne Groß- und Weltstadt. Das Wien der Türken- und Franzosenzeit aber im Bilde festzuhalten für künftige Generationen, galt als lokalpatriotische Pflicht.

Es fand sich der Mann, der in glücklicher Vereinigung seltener Eigenschaften den Stift ebenso gewandt

zu führen verstand wie die Feder, Albert Camesina von San Vittore. Er, ein Wiener Kind, geboren 1806 im Hause „Zur Goldenen Kugel“ in der Annengasse, gestorben am Morgen des Fronleichnamstages 1882 in demselben Hause, ist der Schöpfer und Begründer der wissenschaftlichen Topographie von Alt-Wien. Seine Lebensaufgabe war es, in künstlerischer Darstellung durch seinen Stift als Zeichner und durch das beschreibende Wort als Gelehrter die Denkmale Alt-Österreichs und namentlich Wiens wiederzugeben. Jeder von den Bänden des Altertumsvereines bis 1880 legt Zeugnis ab von seinem umfassenden Wirken. Seine größte Leistung ist der umfangreiche VIII. Band, „Wiens Bedrängnis 1683“, der weit mehr bringt als der Titel verspricht, nämlich auch die Häuserchronik der inneren Stadt nach den alten Grundbüchern.

Obwohl sich die riesige Arbeitskraft dieses Künstler-Gelehrten vornehmlich im Rahmen des Altertumsvereines betätigte, wirkte er doch auch eifrig mit in den wertvollen Publikationen einer staatlichen Institution, die kurz nach dem Altertumsverein ins Leben trat, mit gleich universellen Tendenzen: der „Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale“ („Mitteilungen“, „Jahrbuch“).

Sein Lieblingsaufenthalt war das Emporium altösterreichischer Kunst und Geschichte, das Stift Klosterneuburg am Abhange des Kahlenberges, bis zu welchem jetzt schon das Häusermeer der Großstadt herangerückt ist.

In Gemeinschaft mit Blasius Höfel brachte er zuerst wieder den Holzschnitt in Wien zu Ehren. Obwohl zum Maler bestimmt, absolvierte er doch, etwas nach Grillparzer und Schubert, die alte Lateinschule Wiens, das Akademische Gymnasium.

Die Reproduktionen der meist auch künstlerisch hervorragenden alten Stadtbilder und Pläne sind Camesinas und des Altertumsvereines erste Taten. Wir wollen die allerwichtigsten kurz anführen. Da erschien im I. Band der „Berichte und Mitteilungen“ zunächst des Nürnbergers Hans Sebald Lautensack Ansicht von 1558, die künstlerisch feinste und zugleich historisch getreueste Stadtansicht. Eigentlich ist sie ein religiöses Bild, das vor dem Assyrerkönig Sanherib gerettete Jerusalem darstellend. Aber aus dem Getümmel des fliehenden Assyrerheeres ragt nicht Jerusalem heraus, sondern in feinster Radierung das Wien der Renaissancezeit.

Ferner besorgte Camesina die Wiedergabe des Wolmuetschen Grundplanes der Stadt Wien von 1547, dessen Originalholztafel, stark nachgedunkelt, im Museum der Stadt Wien hängt. Jedes Haus, jedes Gärtchen kommt auf den neun Blättern Camesinas zur Geltung, eine unentbehrliche Grundlage für Wiens Häuser- und Befestigungsgeschichte.

Ebenso kopierte Camesina den aus dem gleichen Jahre 1547 stammenden Hirsvogelschen Plan von Wien, dessen Original, in Tischform, gleichfalls die städtischen Sammlungen ziert.

Hirsvogel ist eine interessante Alt-Wiener Erscheinung. Universalgenie gleich Leonardo da Vinci und Dürer, seinen Zeitgenossen — natürlich in geziemendem Abstand — betätigt er sich als Zeichner und Kupferstecher, Musiker, Dichter, Mathematiker und Ingenieur. Wellisch hat im XXXIV. Band der „Berichte und Mitteilungen“ des Altertumsvereins nachgewiesen, daß er sich bei der obenangeführten, durch Camesina kopierten Aufnahme Wiens von 1547 zuerst einer regelrechten

Triangulierung bediente, 70 Jahre vor Willibrod Snellius, den man gewöhnlich als Erfinder dieses Verfahrens anführt.

An gleicher Stelle veröffentlichte Camesina 1864 nach dem Exemplar der Sammlung Hauslab den großen Plan des Holzschneiders M. Ostendorfer (Heerschau Karls V. im Oktober 1532 über die bei Wien versammelten Reichstruppen) und 1876 die berühmteste topographische Wiener Arbeit des 17. Jahrhunderts in Kopie: den Plan der Stadt Wien 1684 von Daniel Suttinger.

Auch Suttinger ist eine interessante Erscheinung. In dem Städtlein Penig in Sachsen 1640 als Sohn biederer Töpfersleute geboren, trat er gleich seinem Landsmanne Georg Rimpler in kaiserliche Dienste. Rimpler blieb auf dem Felde der Ehre. Als Oberstleutnant und Oberingenieur erhielt er am 25. Juli 1683 beim türkischen Sturm auf die Burgbastei die tödliche Wunde. Suttinger hat ihn gegen Angriffe auf sein Befestigungssystem noch nach 1683 literarisch verteidigt als „in Wien ehrlicher Sachs Georg Rimpler". Suttinger selbst war seit etwa 1676 in Wien; 1676—1678 schuf er die schönen Federzeichnungen von Wien auf Pergament, zu Neujahr 1683 erschienen seine prächtigen Langansichten der Stadt und nach dem 12. September, dem glorreichen Siegestage der Entsatzschlacht, stand er, während alles im Siegestaumel schwelgte, mit seinem Skizzenbuch auf der Höhe von St. Ulrich und entwarf den Detailplan der türkischen Minen und des angegriffenen Teiles der Wiener Festung. Der große Plan von 1684 aber wurde von dem gleichfalls hochverdienten Altmeister der Wiener und niederösterreichischen Geschichte, Josef Scheiger, 1826 in Heiligenkreuz entdeckt und 50 Jahre später durch Camesina reproduziert.

Auch nach Camesinas Ableben, der übrigens im Auftrage der Stadt 1862 das Meldemannsche Rundbild der Belagerung von 1529 wiedergab, verfolgte der Altertumsverein die einmal eingeschlagene Tradition. 1886 übergab der Verein seinen Mitgliedern das Mittelstück des großen Planes, den 1710 der Kriegsbaumeister Arnold Steinhauser anlegte: die Innere Stadt. Diesmal in Lichtdruck. Von dem ältesten Plane Wiens und seiner Burg, dem angeblich albertinischen (1438), welchen Theodor von Karajan besaß und den gleichfalls Camesina abzeichnete, angefangen, hat der Altertumsverein einen Großteil der Stadtpläne und Ansichten durch die Jahrhunderte veröffentlicht. Auf Camesina folgte die fleißige Hand des nun auch längst dahingegangenen Emil Hütter. Eine Vollständigkeit im Sinne der Anregung Albert Ilgs wurde freilich nicht erreicht bei den Tausenden von Blättern über Wien, wie sie in solcher Fülle nicht einmal Rom aufweist. Das bisher Gebrachte wird als Beispiel für unsere Darstellung genügen.

Es ist hier nicht annähernd der Raum, über die Menge der Aufsätze, in den „Berichten und Mitteilungen" auch nur oberflächlich Revue abzuhalten, über ortsgeschichtliche Leistungen von fast sechs Jahrzehnten. Ich verweise auf Ostermeyers erschöpfendes Register der Autoren und Aufsätze im Bande XXXVIII der „Berichte und Mitteilungen", ein wichtiger Denkstein zur Feier des kurz vorher abgehaltenen fünfzigjährigen Vereinsjubiläums.

Nur einiges zur Orientierung: der Verein knüpfte gleich beim Beginn seiner Publikationen an die Tradition früherer Jahrhunderte an, die wir im ersten Teile vorliegender Rundschau darzustellen suchten. Die

erste wissenschaftliche Monographie von Josef Feil ist dem Altmeister der Wiener Ortsgeschichte gewidmet: Wolfgang Lazius. 1857 folgte die tiefgründige Arbeit Feils über G. M. Vischer, den alten Topographen der altösterreichischen Stammprovinzen, Niederösterreich, Oberösterreich und Steiermark.

Josef Feil gehört zu den „Klassikern" des Wiener Altertumsvereins und der heimischen Geschichte. Auf seinen Schultern lagen die Redaktionsgeschäfte der umfangreichen ersten Bände; gründliche Monographien zur Landesgeschichte flossen aus seiner Feder bei angestrengter Beamtentätigkeit. Im Amtsleben zwar brachte er es nur bis zum Ministerialsekretär im Unterrichtsministerium, doch die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zum wirklichen Mitgliede, auch war er im Gelehrtenausschuß des Germanischen Museums zu Nürnberg. Erst 52 Jahre alt, erlag er 1862 einer seine Kräfte übersteigenden wissenschaftlichen und amtlichen Tätigkeit. 1861 erging an ihn, sein letztes Lebensjahr verschönend, ein der direkten persönlichen Initiative des Kaisers entspringender Antrag, eine Art österreichischen Plutarch zu schreiben, Biographien mit strengster Unbefangenheit und großer Wahrheitsliebe verfaßt, als an einen Mann, „welcher mit gründlicher Fachkenntnis die nötige Selbständigkeit des Charakters und erprobte rücksichtslose Wahrheitsliebe verbinde". Feils Kränklichkeit verhinderte die Ausführung. Näheres über ihn im Aufsatz über „Georg Matthäus Vischer" (S. 104 dieses Buches).

Die Arbeitslast übernahm Karl Lind, gleich Feil ein Wiener Kind, am 28. Mai 1831 in der Vorstadt Rossau geboren, als Hofrat im Unterrichtsministerium 1901 gestorben. Auch er bewährte sich als vielseitiger Forscher

auf dem Gebiete der Orts- und Landesgeschichte. Bezüglich Wiens erinnere ich an seine gründlichen Arbeiten zur Baugeschichte der Salvatorkapelle, der Kirchen Sankt Michael, Minoriten, Augustiner, Karmeliter, Schotten, endlich des Stephansdomes. Durch mehr als ein Menschenalter war er Geschäftsleiter des Vereines. Fast jeder Band während dieses Zeitraumes bringt Arbeiten seiner fleißigen Feder. Als Generalreferent der Zentralkommission führte er einen dreißigjährigen — leider nicht immer von Erfolg begleiteten — Kampf gegen den Vandalismus. Ergreifend ist sein Schwanengesang in den „Berichten" 1900: „Erinnerungen eines alten Wieners an Wiener Stadtbilder".

Seither liegt die Redaktion der „Berichte" und der großen Geschichte der Stadt Wien in den berufenen Händen des um die Wiener Orts- wie Landesgeschichte von Niederösterreich gleich verdienten Landesarchivars Anton Mayer.

Lind selbst hat noch einem anderen 1887 dahingegangenen Triarier der Wiener Ortsgeschichte ein biographisches Denkmal gesetzt, nämlich Anton Widter. Dieser ist das Muster eines Autodidakten (ursprünglich Müller!), ein Mann der archäologisch rettenden Tat. Er schuf in seinem Hause und Garten auf der Landstraße (Hauptstraße 17—19) sein Lapidarium, Kleinode antiker und mittelalterlicher Steinmetzarbeit bergend.

Er stellte zuerst in Wien die Photographie in den Dienst der Geschichte. Es stellt seinen Bestrebungen der Umstand ein krönendes Zeugnis aus, daß Theodor Mommsen ihn seiner Freundschaft würdigte, daß der große Mann sein Gast war, so oft er in Wien weilte, ein Schätzer seines Gartens. Von hier aus unternahmen sie ihre Ausflüge nach Carnuntum, um das sich jeder in

seiner Art, Mommsen wie Widter, große Verdienste erwarb.

Seitdem wurden allerdings schon neue Straßenzüge über Widters Haus und Garten geführt. Mögen die schönen Steingebilde des Lapidariums eine dauernde Stätte finden im Landesmuseum, zu dessen Gründung 1902 Matthäus Much, Oswald Redlich und Wilhelm Kubitschek die Anregung gaben. Nicht ohne Wehmut gedenkt schon Lind in jenen „Erinnerungen" des glänzenden Kreises von heimischen Freunden der Wiener Geschichte, die alle dahingegangen, einst sich als Gäste Widters hier versammelten, wie: Baron Sacken, Newald, Koch, Camesina, Birk, Friedenfels, Schellein.

Auch die Beziehungen zwischen Ortsgeschichte und Wiener Universität, die ja gleichfalls auf Lazius zurückgehen und die über ein Jahrhundert recht kühle geworden waren, erneuten sich wieder durch einen der ersten Mitarbeiter und Vereinspräsidenten Theodor von Karajan, dessen große Monographie „Die alte Kaiserburg zu Wien vor dem Jahre 1500" in den „Berichten und Mitteilungen" 1863 erschien.

Karajan, aus hellenischem Blute entsprossen, aber Wiener mit Leib und Seele, der Freund Uhlands, mit dem er im Frankfurter Parlament saß, Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität, stellte den Kontakt zwischen Universität und Ortsgeschichte, der seit Lazius, Abermann und den Jesuiten zerrissen war, wieder her. Seit dem Ende der theresianischen Zeit bis zum Unterrichtsministerium Thun war es mit den wissenschaftlichen Leistungen dieses Instituts in den weltlichen Fakultäten — die Medizin etwa im Nachklang der van-Swieten-Zeit ausgenommen — recht schlecht bestellt. Grillparzers Selbstbiographie gibt ein

unerfreuliches Bild dieser Bureaukratenschule, die sie allein sein sollte. Unter den Historikern jener Periode sind fast nur Nullen. Und doch leuchtet einmal ein Blitz durch das Dunkel, eine Äußerung des heute auch längst verschollenen Professors der österreichischen und Universalgeschichte an der Wiener Universität Martin Wikosch, in einer Eingabe an die niederösterreichischen Stände vom 28. März 1825: „Bisher sei die Geschichte bloß eine Kriegs- und politische Geschichte gewesen; aber das innere Leben des Staates und Volkes, Gesetzgebung, Verfassung, Münzwesen, Handel und Verkehr, Wissenschaft und Kunst, habe man entweder gar nicht oder zu wenig beachtet."[1]

Also ein für Österreich wenigstens erster Hinweis auf die innere Geschichte, das wirtschaftliche Moment, das freilich erst dreißig Jahre später gerade im Wiener historischen Vereinsleben hervortrat, vielfach geringschätzig ignoriert von der „zünftigen" Geschichte und ihren akademischen Vertretern.

Die Gründung des „Instituts für österreichische Geschichtsforschung" und seiner „Mitteilungen" brachte hierin Wandel; seine Leiter, ich weise vor allem auf Oswald Redlich hin, sind Führer im historischen Vereinsleben Wiens.

Gleich Karajan betätigte sich auch sein Universitätskollege Josef Aschbach schon in den Anfängen des Altertumsvereines.

Karajans Name schlägt aber auch zugleich die Brücke hinüber zu der höchsten wissenschaftlichen Vereinigung des Reiches, zur „Akademie der Wissenschaften in Wien", wenige Jahre vor dem Altertumsverein in später Verwirklichung einer Idee der großen Leibnitz gegründet; denn Karajan war der Präsident derselben. Was sie in

ihren „Sitzungsberichten, Fontes, Archiv, Notizenblatt zur Geschichte Wiens" bot, fand in den „Berichten und Mitteilungen" des Altertumsvereins Verwendung. Chmel und Meiller, Arneth, Birk, Feil zum Beispiel waren eifrige Mitarbeiter hier wie dort. Auch das „antike Wien" fand gleich anfangs Berücksichtigung durch Kenners grundlegende Arbeit über das römische Wien („Vindobona", eine archäologische Untersuchung [1866]). Von hier aus führen die Fäden zu der Gründung des Vereines „Carnuntum" und seinen „Jahresberichten", zu den „Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich-Ungarn" von Benndorf-Conze, zu den Publikationen des „Archäologischen Institutes".

Ein wichtiger Hebel, das Interesse des großen Publikums für Historisches wirksamst wachzurufen, wurde 1860 vom Altertumsverein in Bewegung gesetzt: es wurde nämlich eine glänzende Ausstellung veranstaltet, zumal von kirchlich-mittelalterlichen Kunstgegenständen des Gesamtreiches. Unter den um diese Ausstellung Verdienten glänzen Namen wie Eitelberger, Essenwein, Ferstel. Der Vorgang hat sich oft wiederholt, bis auf die „Erzherzog-Karl-Ausstellung" von 1909.

Auch die Anregung zur Rettung alten Kunstgutes, wie sie in den Gründungsideen lag, ging oft von hier aus. Ich erinnere an die Restaurierung des Epitaphiums von Konrad Celtes an der Außenseite des Domes von St. Stephan (freilich ist es gegenwärtig schon wieder höchst unscheinbar). Ein Ruhmesblatt in der Chronik des Altertumsvereins bildet aber die Überführung der kunstreichen Tumba des Verteidigers von Wien Niklas Salm aus Raitz in Mähren wieder in die Kaiserstadt zurück, und zwar in die Votivkirche. Das schöne Denkmal stand ursprünglich im Wiener Dorotheastift. Die

Gebeine des alten Helden verschwanden bei der Aufhebung dieses Klosters 1784. Darauf beziehen sich die ergreifend schlichten Worte, die der Fürst Hugo zu Salm bei der Feierlichkeit in der Votivkirche dem Ahnherrn widmete: „Die letzte Ruhestätte desselben sei verschollen, allein, wenn auch wir dies nicht wissen, der liebe Gott wird den alten Niklas am Tage der Auferstehung schon finden!"

Bezeichnend für das geringe Interesse an Wiens großer Vergangenheit ist der Umstand, daß die Stadtvertretung von damals, obwohl geladen, der Feier gleichgültig fernblieb. Was wäre aus Wien geworden, wenn anno 1529 der alte Salm seine viel schwierigere patriotische Pflicht nicht erfüllt hätte, mit Hintansetzung eines alten Heldenlebens, wie er denn wirklich an einer Verwundung von der Belagerung her 1530 starb.

Eine ähnliche Gleichgültigkeit finden wir auch bei der Landesvertretung der Sechzigerjahre. Um das Erscheinen einer großartigen Publikation möglich zu machen, nämlich Sackens „Archäologischen Wegweiser durch Niederösterreich", wandte sich der Altertumsverein an den Landtag um die bescheidene Subvention von je 800 fl. für 1863 und 1864. Leider vergebens. Diesem Umstand ist es wohl gewiß mit zuzuschreiben, daß Baron Sackens († 1883) mühevolles und zugleich praktisch für den Wanderer angeordnetes Werk Torso geblieben ist. Es umfaßt nur die Bände: Viertel unter und ob dem Wiener Wald, letzterer Band schon eine bibliographische Seltenheit.

Möge die von der Zentralkommission herausgegebene „Österreichische Kunsttopographie", die in erwünschter Weise schon einen Teil der Wienerstadt und des Landes umfaßt, den Mangel ersetzen und den Gedanken verwirklichen! Der „Kunsthistorische Atlas" dieser Behörde ist

leider auch, wohl infolge des Ablebens Linds, Torso geblieben. Bisher erschien nur Band I, „Prähistorisches bis Frühchristliches", von Matthäus Muchs berufener Hand, und Abteilung X, die alten Grabmale umfassend, von Lind.

Sackens „Archäologischer Wegweiser" zeigt indes einen Mangel, den auch die älteren Publikationen des Altertumsvereins aufweisen, der aber mehr in der Zeitströmung lag, die noch von der Romantik beeinflußt war, als an einzelnen: ich meine die Überschätzung des mittelalterlichen Kunstgutes bei kühler Betrachtung der Renaissance und direkter Mißachtung des Barocken. Derselbe Sacken aber, der noch in den Siebzigerjahren, als der II. Teil des „Archäologischen Wegweisers" erschien, geringschätzig und auch sachlich nicht richtig von dem schönen Innern des St. Pöltner Domes als „Zopfstil" spricht, führt gegen Ende seines Lebens den Altertumsverein nach Murstetten in Niederösterreich zu den Renaissanceepitaphien der Althan und schwelgt in Bewunderung der prachtvollen Barockgittertore im Prinz Eugenschen Schloßhof. So vollzog sich im ganzen wie im einzelnen der Wandel. Diesen in Wien, der Stadt des köstlichsten Barockstiles überhaupt, herbeigeführt zu haben, ist das Verdienst Albert Ilgs, der in den „Berichten und Mitteilungen" des Altertumsvereins sowohl wie in eigenen Büchern zum Beispiel über Fischer von Erlach, in temperamentvoller Weise den Heroldsruf für die edle Barockkunst ertönen ließ. Man mag über seine Arbeitsweise urteilen wie immer, dies Verdienst gebührt ihm ungeschmälert.

Es gibt keinen Teil des Wiener Kulturlebens, der in den Bänden des Altertumsvereins nicht behandelt würde, selbstverständlich auch die Großen der Wiener Musik,

Mozart, Beethoven, Schubert. Ich verweise zum Beispiel auf Th. von Frimmels Forschungen über Beethoven (1893) und Trosts „Schuberts Bildnisse" (1897).

Selbst Richard Wagners Wiener Aufenthalt in den Sechzigerjahren findet seinen Niederschlag in Josef Haupts Vortrag (abgedruckt Band X der „Berichte und Mitteilungen" des Altertumsvereins): „Die Sage vom Venusberg und dem Tannhäuser." Das Thema war um so berechtigter, als der „Tannhäuser" am Hofe Friedrichs des Streitbaren in Wien lebte und der größte von den Orten namens „Venusberg" in Niederösterreich unfern vom alten Nibelungenort Traismauer liegt.

*

Im Frühjahre 1892 erfolgte die erste Anregung zur großen, durch den Altertumsverein veranstalteten „Geschichte der Stadt Wien" eingedenk seiner Aufgabe, „die Geschichte und Kunsttopographie unseres engeren Vaterlandes zu pflegen".

Das Werk sollte nicht nur die politische Geschichte und die topographische Entwicklung, die Befestigung und militärische Bedeutung der Stadt würdigen, sondern auch die gesamte geistige und materielle Entwicklung: Rechtsleben, Verfassung, Verwaltung, kirchliche Organisation, Humanitäts- und Sanitätsanstalten, Erziehung und Unterricht, Pflege der Kunst und Wissenschaft, Handel, Verkehr, Gewerbe, Finanzen, Markt- und Münzwesen, Zünfte und Innungen, höfisches und bürgerliches Leben, Tracht und Sitte, Gebräuche und Volksfeste, Theater- und Konzertwesen.

Ein so umfassendes Programm sollte nach dem Prinzipe der Arbeitsteilung für die einzelnen Themen erledigt werden. 1897 erschien, zur Vorfeier des fünfzig-

jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers, der erste Band. Die beträchtlichen Kosten von 21.000 fl. bei dreihundert numerierten Exemplaren wurden durch Spenden und Subskriptionen aufgebracht. Eine hochherzige kaiserliche Spende eröffnet das Verzeichnis; wer mindestens 300 fl. zeichnete, erhielt ein numeriertes Exemplar.

Heinrich Zimmermann, der diesen ersten Band redigierte, erwarb sich ein nicht geringes Verdienst durch die Auswahl der Bilder, durchwegs authentische auch für die folgenden Bände. Bis 1907 erschienen drei Bände, an denen folgende Autoren (in der Reihenfolge ihrer Beiträge) beteiligt sind: Eduard Sueß, Matthäus Much, Alfred von Domaszewski, Friedrich Kenner, Richard Müller, Richard Schuster, Wendelin Boeheim, Heinrich Schuster, Arnold Luschin von Ebengreuth, Anton Mayer, Karl Lind, Anton Schönbach, Eduard Gaston Graf Pettenegg, Karl Uhlirz, Adolf Kutzlnigg, Max Vancsa, Karl Schrauf, Leopold Senfelder, Josef Seemüller, Jakob Zeidler, Josef Mantuani, Wilhelm Anton Neumann. Die typographische Ausstattung ist gemäß dem ursprünglichen Programmpunkt: „das Werk soll in Druck und Ausstattung mustergültig erscheinen, reich und vorzüglich illustriert sein", eine Meisterleistung der Wiener Offizin Adolf Holzhausen.

Das Werk steht jetzt mit dem III. Bande beim Jahre 1526, dem Jahre der zweiten Vereinigung der drei Ländergruppen, die einst die österreichisch-ungarische Monarchie bildeten, der Alpen-, Sudeten- und Karpatenländer[2]. Der Wiener Gemeinderat faßte schon im März 1893 den Beschluß, eine namhafte Summe jährlich dem Unternehmen zu widmen, aber vorerst zur Herausgabe von archivalischen Quellen für die Geschichte

der Stadt. So entstanden die „Quellen zur Geschichte der Stadt Wien". Aus ihnen sollte erst die Geschichte Wiens herauswachsen, tatsächlich sind sie eine selbständige Publikation. Sie werden in drei Abteilungen veröffentlicht. Die erste Abteilung bringt das in- und ausländischen Archiven vorhandene Quellenmaterial zur Geschichte Wiens in Regestenform. Die zweite Abteilung ist speziell dem im Wiener Stadtarchive liegenden Material eingeräumt, die dritte bringt Regesten aus den Kauf-, Satz- und Gewährbüchern der Stadt.

Bisher sind sechs Bände der ersten Abteilung, drei der zweiten und einer der dritten erschienen. Was man in dem Schema vermißt, ist eine Sammlung der darstellenden Quellen, die gewiß auch von hohem Wert wäre. Hat doch schon im Vormärz Karajan zum Beispiel Michel Behams „Buch von den Wienern" in schöner Ausgabe veröffentlicht. Auch ein Wiener „Bilder-Atlas", eine Zusammenfassung aller historisch bedeutsamen Ansichten durch die Jahrhunderte hindurch in vollständiger Serie wäre ein Monumentalwerk, das der Verwirklichung bedarf. Während die meisten Städte sich mit einer Ansicht aus alter Zeit, gewöhnlich aus Merian oder höchstens aus Bruin und Hogenbergs Städtebuch von 1572 begnügen müssen, besitzt Wien eine solche Fülle, daß noch nicht einmal alle durch Druckverfahren hergestellten Prospekte — von dem in Schedels „Weltchronik" 1493 angefangen — bibliographisch festgestellt, geschweige denn reproduziert sind.

Die „Quellen zur Geschichte der Stadt Wien" — die Gesamtredaktion hat nunmehr Josef Lampel übernommen — sind, an sich betrachtet, gewiß eine wertvolle Publikation, mit der Wien eine Pflicht erfüllt, der eine Reihe von reichsdeutschen, selbst baltischen Städten

schon genügt hat. Der Wert der einzelnen Bände ist freilich verschieden. In der Verquickung mit dem Monumentalwerk der Geschichte Wiens wurde aber seinerzeit der Fehler begangen. Die ursprüngliche Forderung des Gemeinderates bei Bewilligung der Subvention, die „Quellen" sollten das Fundament der „Geschichte" bilden, so logisch dieselbe auf den ersten Blick scheint, hätte doch die Herausgabe der Geschichte (und um diese war es dem Verein vorerst zu tun) auf unabsehbare Zeit verzögert. Tatsächlich mußte sich jeder der Autoren der Einzeldarstellungen sein Quellenmaterial selbst verschaffen, eine Forderung, die in ihrer Selbstverständlichkeit niemandem beschwerlich fiel. Es besteht die Gefahr, daß die bewilligten Geldmittel zum Ausbau beider Werke, die jetzt selbständig nebeneinander bestehen, nicht ausreichen, und dies wäre ein Schaden für die Wiener Historie.

Was meiner Ansicht nach aber am meisten not täte, das wäre eine für das gesamte gebildete Publikum deutscher Zunge bestimmte Handausgabe der großen Geschichte, reich illustriert mit gründlicher Kenntnis der Quellen, gearbeitet von einem Autor, der dem Ganzen das Gepräge seiner geistigen Individualität aufdrückte; vor allem sei er auch ein Meister der Sprache, die Geist und Klarheit zu vereinigen hätte. Das Wort Goethes in „Wahrheit und Dichtung" kann hier völlig angewendet werden: „Es entsteht ein eigenes allgemeines Behagen, wenn man einer Nation ihre Geschichte auf eine geistreiche Weise wieder zur Erinnerung bringt." Im bescheidenen Wien ist das Behagen schon entstanden, als in den Sechzigerjahren Bermann sein Fabelbuch „Geschichte der Wiener Stadt und Vorstädte" bei Wenedikt erscheinen ließ. Die flotten Bilder Katzlers,

treffliche Alt-Wiener Holzschnitte, sind, wenn auch nicht historisch, so gewiß künstlerisch mehr wert als der Text. Wie könnte erst ein wirklich ernstes und geistreiches Buch über Wien wirken in der Form, wie etwa Gregorovius die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb! Der Altertumsverein ist dieser Frage wiederholt nahegetreten.

Wir verweilten hier länger bei der Tätigkeit des „Altertumsvereines", als es die Ökonomie unserer Abhandlung zuzulassen schien. Aber mit gutem Grunde! Denn jener Verein hat nicht nur seit fast sieben Jahrzehnten die Pflege der Wiener Ortsgeschichte zu seiner fast ausschließlichen Domäne gemacht und hierin Vorzügliches geleistet, er ist auch der Mutterverein für viele andere Wiener historische Vereine, die dem Prinzipe der Arbeitsteilung gemäß aus seinem Schoße und auf seine wissenschaftliche Anregung hin entstanden.

Meist durch dieselben Männer, die auch im Altertumsverein wirkten, entstand 1864 der „Verein für Landeskunde von Niederösterreich"; der Schritt von sorgsamer Pflege der Geschichte Wiens zu landeskundlicher Forschung in bezug auf die alte Mark, als deren Hauptstadt Wien zuerst emporgekommen war, ist natürlich.

Das umfassende Wirken dieser wissenschaftlichen Vereinigung, deren Standard work die große Topographie von Niederösterreich bildet, hier auseinanderzusetzen, würde den Rahmen unseres Themas überschreiten. Max Vancsa hat sich in den „Deutschen Geschichtsblättern" (Band III [1902], S. 97—109 und 129 bis 137) in seinem erwünschten Aufsatz „Historische Topographie mit besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs" darüber geäußert.

Ich möchte hier nur auf einen Umstand hinweisen. Bereits zu Ende der Sechzigerjahre wurde in dem Hauptorgan dieses Vereines, den „Blättern des Vereins für Landeskunde“, die Wirtschaftsgeschichte im Sinne Karl Lamprechts, aber natürlich lange vor ihm, betont. Es geschah dies in den Abhandlungen eines jungen Wiener Nationalökonomen und Schülers Roschers in Leipzig, des leider früh verstorbenen H. F. Sailer. Er fußt mit seinen Arbeiten auf Adam Smiths Wealth of nations. Eine Abhandlung, 1871 durch seinen Freund den Wiener Gymnasialprofessor Horawitz herausgegeben, heißt zum Beispiel „Zur Geschichte der Preisbewegung in Niederösterreich im 14. Jahrhundert“. Den Wiener Silberpfennig zugrunde legend, arbeitete er vergleichende Tabellen aus für die Preise des Getreides, der Hülsenfrüchte, des Salzes, der Gewürze, der Öle, des Obstes, der Gemüse, des Weines, der animalischen Kost. Ferner für Holz, Stoffe, Pelze, Kleider, Einrichtungsstücke, Gerätschaften, endlich für die Lohnverhältnisse.

Auch der gewerblichen Forschung wandte er sich zu. Gleichfalls aus seinem Nachlasse veröffentlichte Horawitz 1875 den Aufsatz „Zur Geschichte des Zunftwesens in Niederösterreich“, der freilich über den ersten Teil (St. Pölten) nicht hinausgekommen ist. Sind auch Sailers Ergebnisse im einzelnen nicht einwandfrei, das System selbst, das hier von der Wiener Forschung angewandt wurde, hat dauernden Wert und bezeichnet einen großen Fortschritt.

Bereits in den ersten Bänden des Altertumsvereins finden sich auch numismatische Aufsätze; ich erinnere an Bergmanns Arbeit „Medaillen auf berühmte Männer des österreichischen Kaiserstaates vom 16. bis 19. Jahrhundert“ (1859). — Zehn Jahre später erfolgte die Gründung der Wiener „Numismatischen Gesellschaft“ (1869). Daß Wien der richtige Ort für eine wissenschaftliche numismatische Vereinigung war, beweist der Umstand, daß seit Max' I. ritterlich-gelehrter Gestalt die Vorliebe für Medaillen- und Münzensammeln traditionell war. Erzherzog Leopold Wilhelm nennt 1661 in seinem Testament seine „heidnischen Pfennige“ das „liebste Stuck“ seiner Hinterlassenschaft. Leopold I. führt gelehrte Münzgespräche mit Pater Lambeck, und seinen Sohn Karl VI., den letzten aus dem Mannesstamm der Habsburger, begleiten die Säcke mit seinen Medaillen und Münzen auf die Feldzüge nach Katalonien wie auf seine Reisen. Sein großer Feldherr Prinz Eugen ist eifriger Sammler und Kenner.

In Wien wurde die Wissenschaft der Numismatik begründet durch Josef Hilarius Eckhel, den die große Kaiserin 1773 zum Professor für die junge Disziplin ernannte, der im Auftrage Josephs II. 1787 seine „Kurzgefaßten Anfangsgründe zur alten Numismatik“ herausgab. 1793—1798 erschien sein klassisches und grundlegendes Werk Doctrina nummorum. Leider besteht die Lehrkanzel für Numismatik an der Wiener Universität, jene Lehrkanzel, von wo die systematische wissenschaftliche Numismatik überhaupt ihren Ausgangspunkt nahm, nicht mehr. Es ist das Bestreben der numismatischen Vereinigungen Wiens, sie wieder erstehen zu lassen. Die Wiener „Numismatische Gesellschaft“ kann mit Stolz Theodor Mommsen zu ihren Mitarbeitern (1871) zählen.

Den Reichtum des Wiener und österreichischen Bodens an klassischem Silber beweist der Umstand, daß die Exemplare der Medaille, die 1880 die „Numismatische

Gesellschaft“ durch Anton Scharff zur Erinnerung an Eckhel herstellen ließ, aus antikem Silber bestanden, aus antiken Münzen, „die ohne Schaden für die Wissenschaft eingeschmolzen werden konnten“.

Ein Tochterverein der „Numismatischen Gesellschaft“ (jetzt mit ihr vereinigt) ist die rührige „Österreichische Gesellschaft für Münz- und Medaillenkunde“, die namentlich die Wiener Medailleurkunst pflegt. Wiener Grazie und Wiener altheimischer Kunstsinn kommen diesem Zweige der Plastik ebenso zugute, wie einem hübschen Reis, das der alte Baum der Heraldik trieb, dem Exlibris-Wesen. Die „Österreichische Exlibris-Gesellschaft in Wien“ läßt seit Jahren ihre vornehmen Publikationen erscheinen und pflegt das geschichtlich interessante „Exlibris“, wie denn schon der oftgenannte Vater der Wiener Historiographie Wolfgang Lazius ein Gönner dieser Kleinkunst war.

Die genealogisch-heraldischen Studien führen gleichfalls auf den „letzten Ritter“ zurück, dessen „Freydal“ weniger bekannt ist als „Theuerdank“ und „Weiskunig“. Der Begründer der wissenschaftlichen Genealogie in Österreich, Ladislaus von Suntheim, gehört zum Gelehrtenkreise des Kaisers, zur sodalitas Danubiana, seiner Akademie der Wissenschaften.

Das 18. Jahrhundert weist im oberösterreichischen Freiherrn Johann Georg Adam von Hoheneck einen bedeutenden Genealogen auf und speziell Wien mit Wisgrills „Schauplatz des landsässigen niederösterreichischen Adels“, 1797—1800, ein hochgeschätztes und immer höher bezahltes genealogisches Werk.

Daß speziell die Genealogie der Wiener Familien auf Wolfgang Lazius zurückgeht, ist schon in der Einleitung dargetan worden.

Auch hier wieder hat vorerst der „Wiener Altertumsverein“ seine „Berichte und Mitteilungen“ der Wappenkunde, Genealogie und Sphragistik geöffnet. Ich erinnere an die trefflichen Arbeiten Karl von Savas, der mit seiner Abhandlung „Die Siegel der österreichischen Fürstinnen im Mittelalter“ (1859) namentlich für die Kostümkunde wertvolle Aufschlüsse gab, an die Arbeiten Linds, Hartmanns von Franzenshuld, Adolf Bergers, Godfried Frieß’ und endlich Sackens, dessen in Leipzig erschienener „Katechismus der Heraldik“ wohl das am weitesten verbreitete Handbüchlein dieser Art überhaupt ist.

Eine Zentralstelle fanden diese Bestrebungen 1870 mit der Gründung eines eigenen Vereines unter der Parole: die edle Heroldskunst soll Wissenschaft werden, der heraldischen Gesellschaft „Adler“, die, um nur eins anzuführen, seit 1886 die „Geschichte der deutschen Wappenschilder“ aus dem Nachlaß des deutschen Kunst- und Altertumsforschers Rolf von Retberg veröffentlichte.

Das gewaltige Geschichtskapitel: Reformation und Gegenreformation, das zumal für Wien und Österreich so bedeutend ist, findet vielfache Bereicherung durch die Publikationen der „Wiener Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich“, die seit 1880 besteht.

Die innere Geschichte Österreichs ist im 16. und 17. Jahrhundert ausgefüllt durch den Kampf der beiden Konfessionen. Politisch sind also solche Publikationen von vornherein wertvoll, aber zum Beispiel auch für die Geschichte der Pädagogik. Amos Comenius war ja ein Alt-Österreicher, aus Fulnek in Mähren, und von dem Protestantengymnasium zu Loosdorf in Niederösterreich, der Gründung Hans Wilhelms von Losen-

stein, führen zahlreiche Fäden zu den Universitäten und Lateinschulen des „Reiches“ bis zum Akademischen Gymnasium in Hamburg. Für die Wiener Ortsgeschichte ergibt sich hier schon durch die persönlichen Beziehungen viel Wertvolles. Ich verweise zum Beispiel darauf, daß der bekannte sächsische Hofprediger Hoë von Hohenegg, vielfach der Spiritus rector des für das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges so hochbedeutsamen Kurfürsten Johann Georg I., ein Wiener war. Scheuffler hat im „Jahrbuch“ 1892 Hoës sehr ruhmredige Selbstbiographie, soweit die Handschrift zu entziffern war, mitgeteilt.

Gleichfalls die einstige Gesamtmonarchie umfassend und doch zugleich für Wiens Geschichte, die ja vielfach mit der Österreichs identisch ist, früchtereich wirkend, besteht seit einigen Jahren die auf Veranlassung des Fürsten Franz von Liechtenstein ins Leben gerufene „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs“. Ihr Wirken ist vielfach parallel mit dem der „Kommission für neuere Geschichte Österreichs“.

Für Wiener Geschichte in großer Zeit (1809) ist bedeutsam das von der „Gesellschaft“ durch Oskar Christe herausgegebene Buch „Feldmarschall Johannes Fürst von Liechtenstein“. Viel zu wenig oder eigentlich gar nicht ist bei den Jubelfeiern des Jahres 1909 dieses unseres österreichischen Grandseigneurs gedacht worden, der fast so eigenmächtig wie York 1813, nach Wagram in hartem Ringen mit Napoleon im Schönbrunner Frieden rettete, was noch zu retten war.

Fürstliche Munifizenz des Enkels, Johanns II. von Liechtenstein, dem die Anregung zu danken ist, hat dieses Werk illustrativ wie inhaltlich zu einem Prachtwerk gestaltet.

Das Wien der Zeit Maria Theresias in Tausenden von intimen und liebenswürdigen Zügen führt uns das umfangreiche Memoirenwerk des Obersthofmeisters der großen Kaiserin, des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch vor das geistige Auge. Die Gesellschaft gibt es durch den Grafen Khevenhüller-Metsch und Hans Schlitter heraus, ein verdienstvolles Unternehmen.

Namentlich für die jungen Historiker des Wiener Universitätsseminars belangvoll ist der „Akademische Verein deutscher Historiker in Wien“, dessen „Berichte“ in Vancsas trefflicher Arbeit „Über Landes- und Ortsgeschichte, ihren Wert und ihre Aufgaben“ (1902) auch für unser Thema Wertvolles brachten.

Was Pompeji für Neapel, das ist Carnuntum für Wien! Lazius schon hat vielfach auf diese antike Stadt der Kaiserkongresse hingewiesen. Merian-Zeiller haben sie in ihrer Topographia provinciarum Austriacarum 1677 in Wort und Bild populär gemacht.

Was im 19. Jahrhundert Gutes für Carnuntum geschah, wurzelt vor allem in der Tätigkeit der oft genannten Klassiker des Altertumsvereines Sacken und Widter. Hierzu kommt als dritter Theodor Mommsen, dessen zorniger Mahnruf an die Wiener über die Vernachlässigung ihrer antiken Schwesterstadt aufrüttelnd wirkte. Er war es auch, der Widters praktische Verdienste um Carnuntum im Corpus inscriptionum latinarum würdigte.

Seit 1884 haben diese Bestrebungen ihren Mittelpunkt im Verein „Carnuntum“ zu Wien, dessen Ziele Mommsen gewiesen hat. Das „Museum Carnuntinum“ in Deutsch-Altenburg, das der Kaiser Franz Joseph I. 1904 eröffnete, krönte das Werk, das verdienstvoll schon

früher durch die Zentralkommission und später durch die Limesforschung der Wiener Akademie der Wissenschaften gefördert wurde.

Unvollständig wäre das Bild, gedächten wir nicht auch zweier Wiener Vereinigungen, die wertvolle Grenzgebiete der Geschichte pflegen, der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien" und des „Vereines für österreichische Volkskunde in Wien".

Es wurden hier die Wiener historischen Vereinigungen, soweit sie auch die Ortsgeschichte in ihren Bereich ziehen, vom „Verein für Landeskunde von Niederösterreich" angefangen, gegenüber dem Altertumsverein, der als Paradigma ausführlich behandelt wurde, nur in kurzer Charakteristik vorgeführt.

Den, der sich ausführlicher darüber orientieren will, verweise ich auf mein Buch „Die historischen Vereine Wiens" 1848—1908 (Wien 1908, Braumüller), das als Festgabe jener Vereine zum sechzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph erschien.

Vervollständigt man das Bild noch durch den „Wiener Dombauverein", die österreichische Gruppe der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" und — last not least — durch die „Leo-Gesellschaft" mit ihren für die Ortsgeschichte wertvollen Beiträgen, so gewinnt man die Überzeugung — und nur hämische Mißgunst könnte dies leugnen wollen —, daß zu Wien die Ortsgeschichte in einer der alten Kaiserstadt würdigen Weise gepflegt wird.

So war es auch für mich ein erhebendes Gefühl, als ich einst aus festlichem Anlaß das fast unübersehbare Material aus sechs Jahrzehnten sichtete, zu bemerken, wie viele Männer, von Namen fürstlichen Stammes angefangen bis zum einfachen Geistlichen und Lehrer, auf

diesem Gebiete freiwillig mitarbeiten, meist gedrückt durch die Bürde eines mühevollen Berufes! Ohne die mannigfachen Fehler der Dilettantenarbeit, der Überschätzung, Eitelkeit, Mangel an notwendigem Rüstzeug leugnen zu wollen, ergab sich mir doch das Bewußtsein, daß hier durch das Zusammenwirken von Männern der Wissenschaft und gebildeten Laien Großes geleistet wurde, freilich auch noch Großes zu leisten ist. „Die Geschichte ist ein Feld, auf dem jeder wahrhaft Gebildete mitarbeiten soll in seiner Art", wagte ich damals zu sagen. Nur auf diesem Wege sind wir endlich hinausgekommen aus der Exklusivität der Kriegs- und Diplomatengeschichte zur inneren Geschichte. Das volkswirtschaftliche Element, die Rechts-, Verwaltungs- und Verfassungsgeschichte, die sozialen Verhältnisse des Bürgertums, Handwerk und Kunstgewerbe, die Wege des Handels, endlich die Ur- und Besiedlungsgeschichte wurden in den Vordergrund gestellt. Hierin haben die Wiener historischen Vereine ganz Wesentliches geleistet, gerade zu einer Zeit, wo die „zünftige" Geschichte vornehm auf solche Bestrebungen herabsah. Das hat sich nun freilich geändert. Der Stein, den die Bauleute einst verwarfen, ist zum Eckstein geworden. Ich verweise darauf, wie der verewigte Propst Kerschbaumer schon früh in den Blättern des „Vereines für Landeskunde von Niederösterreich" aus den alten Taufmatriken sichere Grundlagen für die Volksbewegung in seiner Vaterstadt Krems gewann, und wie er das Kriegsjahr 1809 auffaßte in seiner Wirkung auf Land und Leute.

Die Vereine haben in ihren Publikationen über Wien früh die geistige Kultur in den Vordergrund gestellt, Kirche und Schule. Selbst das Hygienische und Sanitäre wurde betont.

Nur einen Hauptfehler haben alle diese Publikationen: das große Publikum hat von ihnen keine Notiz genommen, unhistorischer Sinn und wüster Vandalismus richten daher gerade in Wien Verheerungen am alten Kulturgut an, wie sie schmerzlicher kaum gedacht werden können. Einmal äußerte ein vornehmer Kunstfreund, wenn es so fortgehe, werde die Zeit kommen, wo der Stephansturm auf ein geschichtsloses Häuser-Schachbrett herabschaue! Da hat wohl seither der große Krieg ein Halt geboten! Viel Gutes könnte hier die Tagespresse tun, durch Beachtung und Verbreitung des von den historischen Vereinigungen Geleisteten. Leider erfreuen sich selten Werke glänzender Besprechung! Ihr Stil ist freilich oft auch darnach! Nur die Beachtung, die den „Khevenhüller-Tagebüchern" seitens der großen Presse entgegengebracht wurde, bildet eine erfreuliche Ausnahme. Viel könnte auch durch die Schule geschehen, den historischen Sinn zu fördern oder vielmehr zu wecken.

Eine eigene Lehrkanzel oder wenigstens ein eigenes Kolleg an der Wiener Universität, wie an der Technischen Hochschule, sollen die Geschichte Wiens denen vermitteln, die einst berufen sind, als Lehrer der Geschichte künftige Generationen zu unterrichten, oder denen die Gestaltung des künftigen Stadtbildes obliegt.

Schon vor vierzig Jahren sprach der verewigte Lind im Altertumsverein: „Je weniger ein Volk der Zerstörung und dem Zugrundegehen der Denkmäler seiner Vorzeit entgegentritt, desto mehr Grund hat man, sich über Mangel an Vaterlandsliebe zu beklagen, desto größer ist die Lauheit und Unwissenheit, desto drückender sind die Sorgen für das tägliche Leben und die Existenz. Je höher ein Volk die Denkmale seiner Vergangenheit ehrt, desto mehr ehrt und würdigt es sich selbst."

Wir haben hier in großen Zügen versucht, ein Bild zu geben, wie die Ortsgeschichte in Wien seit alten Zeiten gepflegt wurde, ohne den Anspruch erheben zu wollen, Vollständigkeit in der Besprechung alles Einschlägigen erzielt zu haben. Aber eine erschöpfende Bibliographie etwa lag auch gar nicht in unserer Absicht. Hierfür würde ein starker Band kaum Raum genug geben.

Dennoch wäre unser Bild unvollendet, wollten wir nicht auch der Verdienste eines fürstlichen Kunstmäzens gedenken, der durch reichliche materielle Unterstützung viel beigetragen hat zur Ausgestaltung der Wiener Geschichte, zur Förderung des historischen Sinnes: des Fürsten Johann II. von Liechtenstein.

Zahlreiche Publikationen der Wiener historischen Vereine wurden durch seine Freigebigkeit für solche Zwecke ermöglicht, wertvolle Spenden in den Sammlungen der Stadt Wien beweisen seine Munifizenz. Und ohne den Vorwurf öder Schmeichelei auf uns zu laden, können wir behaupten: der Mann, der die unvergleichliche Sammlung Hauslab mit ihren unersetzlichen Schätzen zur Wiener Geschichte erwarb, um den Preis eines bürgerlichen Vermögens, nur um sie, die schon zur Auktion und somit zur Zerstückelung und Verschleppung katalogisiert war, für die Wiener Forschung zu retten — ein solcher Mann hat sich durch diese Tat um die Ortsgeschichte Wiens selbst ein Monument gesetzt — aere perennius!



Matthäus Merian

Die Stadt Wien — so verlautete einst — soll eine ihrer neuen Gassen „Meriangasse" benennen. Das wäre nur zu beglückwünschen, statt irgendeines anderen Namens aus der Literaturgeschichte oder dem Konversationslexikon, der zu Wien keine Beziehung hat. Aber viele werden sich fragen: „Merian? Merian? Wer ist denn dieser fremde Mann?" Um es gleich zu sagen: Wir sprechen von dem berühmten Kupferstecher, Künstler, Buchhändler und Frankfurter Verleger Matthäus Merian dem Älteren, geboren zu Basel am 25. September 1593, gestorben in Bad Schwalbach am 19. Juni 1650. In seiner großartigen Topographia Germaniae, von der er gar stolz sagt, „es ist dies ein Werk, desgleichen so lang Teutschland stehet, nie herauskommen", ist mit ganz besonderer Liebe, Sorgfalt und Reichhaltigkeit der Band „Österreich" und Wien als Hauptstadt des alten Deutschen Reiches, behandelt und darum die dem Andenken des alten Meisters zugedachte Ehre vollauf gerechtfertigt.

Der Verfasser dieser Zeilen hat noch einen gleichsam persönlichen Grund, dem alten Merian an dieser Stelle

ein bescheidenes Lorbeerkränzlein zu winden. Dessen altösterreichische künstlerische Bilderbibel, „Beschreibung und Abbildung der fürnembsten Stätt und Plätz in den Oesterreichischen Landen, Unter- und Oberösterreich, Steyer, Kärnten, Krain und Tyrol, an Tag ins Kupfer gegeben durch Matthäus Merian zu Frankfurt a. M. 1649", hat ihn einst in längst verflossenen Jahren ergötzt und erbaut. Noch erinnere ich mich der Ferialtage im feierlich dämmerigen Saale der Universitätsbibliothek, wo mir ein Band von Merians Topographia provinciarum Austriacarum, wie der Obertitel lautet, in den Jahren des historischen Seminars oder während der langen, end- und freudlosen Supplentenzeit Trost und Labsal war. Die prachtvollen, meist in Doppelfolioformat gehaltenen reinlichen Stiche und Radierungen, die artigen Städte und Städtlein, die Brücken und Stege, die Berge und Täler, der herrliche Baumschlag, die Männlein und Weiblein in uraltmodischer Tracht, die Gassen und Plätze, in die uns Merian hineinschauen läßt wie in das Bethlehem der Kindheitskrippen, all dies wirkte mit wahrhaft bezaubernder Gewalt auf den Betrachter. Eigentlich schämte ich mich fast dieser „Allotria" gegenüber den sachlich ernsten „Fragen", mit deren Lösung mich das Vertrauen damaliger historischer Vorsteher betraute, etwa das „Verhältnis" irgendeines deutschen Gegenkönigs zu einem hochbezifferten Gegenpapst, ein angeblich eminent wichtiges Ministerium Ludwigs XVIII. oder Karls X. von Frankreich und dergleichen. Denn damals trug ich noch den Marschallsstab des Universitätsdozententums im Tornister des Supplenten. Wie erfreut war ich, längst in ferner Provinzstadt im Schoß des Definitivums, als ich — irre ich nicht — in der „Wiener Abendpost" einen Artikel einer



Matthäus Merian

Die Stadt Wien — so verlautete einst — soll eine ihrer neuen Gassen „Meriangasse" benennen. Das wäre nur zu beglückwünschen, statt irgendeines anderen Namens aus der Literaturgeschichte oder dem Konversationslexikon, der zu Wien keine Beziehung hat. Aber viele werden sich fragen: „Merian? Merian? Wer ist denn dieser fremde Mann?" Um es gleich zu sagen: Wir sprechen von dem berühmten Kupferstecher, Künstler, Buchhändler und Frankfurter Verleger Matthäus Merian dem Älteren, geboren zu Basel am 25. September 1593, gestorben in Bad Schwalbach am 19. Juni 1650. In seiner großartigen Topographia Germaniae, von der er gar stolz sagt, „es ist dies ein Werk, desgleichen so lang Teutschland stehet, nie herauskommen", ist mit ganz besonderer Liebe, Sorgfalt und Reichhaltigkeit der Band „Österreich" und Wien als Hauptstadt des alten Deutschen Reiches, behandelt und darum die dem Andenken des alten Meisters zugedachte Ehre vollauf gerechtfertigt.

Der Verfasser dieser Zeilen hat noch einen gleichsam persönlichen Grund, dem alten Merian an dieser Stelle

ein bescheidenes Lorbeerkränzlein zu winden. Dessen altösterreichische künstlerische Bilderbibel, „Beschreibung und Abbildung der fürnembsten Stätt und Plätz in den Oesterreichischen Landen, Unter- und Oberösterreich, Steyer, Kärnten, Krain und Tyrol, an Tag ins Kupfer gegeben durch Matthäus Merian zu Frankfurt a. M. 1649", hat ihn einst in längst verflossenen Jahren ergötzt und erbaut. Noch erinnere ich mich der Ferialtage im feierlich dämmerigen Saale der Universitätsbibliothek, wo mir ein Band von Merians Topographia provinciarum Austriacarum, wie der Obertitel lautet, in den Jahren des historischen Seminars oder während der langen, end- und freudlosen Supplentenzeit Trost und Labsal war. Die prachtvollen, meist in Doppelfolioformat gehaltenen reinlichen Stiche und Radierungen, die artigen Städte und Städtlein, die Brücken und Stege, die Berge und Täler, der herrliche Baumschlag, die Männlein und Weiblein in uraltmodischer Tracht, die Gassen und Plätze, in die uns Merian hineinschauen läßt wie in das Bethlehem der Kindheitskrippen, all dies wirkte mit wahrhaft bezaubernder Gewalt auf den Betrachter. Eigentlich schämte ich mich fast dieser „Allotria" gegenüber den sachlich ernsten „Fragen", mit deren Lösung mich das Vertrauen damaliger historischer Vorsteher betraute, etwa das „Verhältnis" irgendeines deutschen Gegenkönigs zu einem hochbezifferten Gegenpapst, ein angeblich eminent wichtiges Ministerium Ludwigs XVIII. oder Karls X. von Frankreich und dergleichen. Denn damals trug ich noch den Marschallsstab des Universitätsdozententums im Tornister des Supplenten. Wie erfreut war ich, längst in ferner Provinzstadt im Schoß des Definitivums, als ich — irre ich nicht — in der „Wiener Abendpost" einen Artikel einer

nun weltberühmten österreichischen Dichterin (Handel-Mazzetti) las voll Lob und Preis über meinen Meister Merian, von dem ihr der Band „Österreich“ zu freudigem Erstaunen in die Hände gekommen war. Heute ist auch Merian selbst ein weltberühmter Name weit über die Grenzen deutscher Zunge hinaus, denn auch eine monumentale Topographia Galliae und eine Topographia Italiae sind in seinem Verlag, allerdings erst von den Söhnen herausgegeben, erschienen. Auch die strengste Wissenschaft würde ob der Beschäftigung mit Merian heute nicht mehr die Stirne runzeln. Ist er doch durch seine Karten mit der früh angewendeten Schraffierung des Terrains bahnbrechend geworden für die moderne Geographie! Ich verweise auf das prachtvolle Blatt des Geländes von Carnuntum („Schloß und Herrschaft Petronell“) oder das Blatt Salzburg in der Topographia Bavariae. „Weiteren Kreisen“ ist Merian bekannt geworden durch den im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig alljährlich erscheinenden historisch-geographischen Kalender, dessen erste Jahrgänge fast nur aus — allerdings stark verkleinerten — Merianschen Städteansichten bestanden. In Deutschland, Österreich und den Niederlanden dürfte kaum eine Städtemonographie erscheinen, ohne mit dem schmucken Merianbild aus dem 17. Jahrhundert geziert zu sein. Ein liebevolles biographisches Denkmal hat dem alten Meister ein Kollege als Verleger, H. Eckhardt, in seiner Vaterstadt Basel schon anno 1887 gesetzt. Ich selbst, einst Besitzer einer fast lückenlosen Reihe von Meriantopographien (nur Westfalen und Niedersachsen fehlten mir), erworben in jahrelanger glücklicher Sammlertätigkeit, dürfte darum wohl auch befugt sein, urbi et orbi ein Wörtlein über unseren Matthäus mitzuteilen. —



Matthäus Merian
Zeitgenössischer Kupferstich

nun weltberühmten österreichischen Dichterin (Handel-Mazzetti) las voll Lob und Preis über meinen Meister Merian, von dem ihr der Band „Österreich“ zu freudigem Erstaunen in die Hände gekommen war. Heute ist auch Merian selbst ein weltberühmter Name weit über die Grenzen deutscher Zunge hinaus, denn auch eine monumentale Topographia Galliae und eine Topographia Italiae sind in seinem Verlag, allerdings erst von den Söhnen herausgegeben, erschienen. Auch die strengste Wissenschaft würde ob der Beschäftigung mit Merian heute nicht mehr die Stirne runzeln. Ist er doch durch seine Karten mit der früh angewendeten Schraffierung des Terrains bahnbrechend geworden für die moderne Geographie! Ich verweise auf das prachtvolle Blatt des Geländes von Carnuntum („Schloß und Herrschaft Petronell“) oder das Blatt Salzburg in der Topographia Bavariae. „Weiteren Kreisen“ ist Merian bekannt geworden durch den im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig alljährlich erscheinenden historisch-geographischen Kalender, dessen erste Jahrgänge fast nur aus — allerdings stark verkleinerten — Merianschen Städteansichten bestanden. In Deutschland, Österreich und den Niederlanden dürfte kaum eine Städtemonographie erscheinen, ohne mit dem schmucken Merianbild aus dem 17. Jahrhundert geziert zu sein. Ein liebevolles biographisches Denkmal hat dem alten Meister ein Kollege als Verleger, H. Eckhardt, in seiner Vaterstadt Basel schon anno 1887 gesetzt. Ich selbst, einst Besitzer einer fast lückenlosen Reihe von Meriantopographien (nur Westfalen und Niedersachsen fehlten mir), erworben in jahrelanger glücklicher Sammlertätigkeit, dürfte darum wohl auch befugt sein, urbi et orbi ein Wörtlein über unseren Matthäus mitzuteilen. —



Matthäus Merian
Zeitgenössischer Kupferstich

Zunächst einige kurze biographische Striche. Aus angesehener Basler Familie stammend — das Geschlecht blüht noch in der Schweiz wie in Deutschland —, widmet sich schon der Sechzehnjährige dauernd der Kunst. Auf seinen Reisen, die ihn bis Paris führen, das er 1620 in einem großartigen Stich auf die Kupferplatte zwingt, lernt er am lothringischen Hofe den genialen Callot kennen, mit dem ihn innigste Freundschaft verbindet. Callots Kriegsszenen sind für das schreckliche Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges dasselbe wie des Spaniers Goya Radierungen für die napoleonische Zeit.

Im Begriffe, die obligate Künstlerreise nach Italien anzutreten, treibt ihn aber in Frankfurt am Main ein gütiges Geschick dauernd in den stillen Hafen des Familienglücks. Er lernt dort Maria Magdalena de Bry kennen, die Tochter des Kupferstechers und Verlegers Theodor de Bry, an dessen berühmten Werken über die neue Welt Merian mitarbeitete. Der schon mehr als Dreißigjährige führt seine Maria Magdalena zum Traualtar, wird Teilnehmer der Firma und seit 1640 Alleininhaber. Von nun an erscheinen die Verlagswerke mit seinem Zeichen, dem Storch, Ciconia Meriani, der auch auf den meisten Städteprospekten Merians entweder hoch in den Lüften dahinsegelt oder auf hohem Dache nistet. Durch Merian, wie im 16. Jahrhundert durch Siegmund Feyerabend, wird Frankfurt die erste deutsche Bücherstadt. Nicht nur die Topographia Germaniae erscheint im Merianschen Verlag, von der Eckhardt mit Recht sagt, sie sei das Schönste und Vollkommenste, was in dieser Hinsicht geleistet wurde, sondern auch ein anderes Monumentalwerk, das Theatrum Europaeum. Es ist dies eine Riesenchronik der Zeitereignisse, fortgeführt bis 1718, reich mit Kupfern geschmückt, etwa der jetzigen

„Leipziger Illustrierten“ vergleichbar. Selbst hohe Herren, wie zum Beispiel der Große Kurfürst, verschmähten nicht, direkte Berichte von ihren Taten, so von der Schlacht bei Fehrbellin anno 1675, ans Theatrum Europaeum zu senden.

Gerade in der ärgsten Zeit des großen Krieges begann Matthäus Merian sein großes Werk, die Topographia Germaniae, und zwar 1642 mit dem Bande „Schweiz“, seiner Heimat, die ja damals gleich Belgien und Holland staatsrechtlich noch zum Deutschen Reich gehörte. Er selbst ist sich der Kühnheit seiner Unternehmung mitten unter den schrecklichen Kriegsflammen, die nun schon das vierundzwanzigste Jahr loderten, voll bewußt. Es sei zweifelhaft, ob das Vaterland „vor dem allgemeinen Ende der Welt sich wieder erholen und das Haupt aus dem Staub und Blut, darin es gewälzt wird, erheben werde“. Doch erlebte der alte Meister noch den westfälischen Friedensschluß und dessen Vollzug später in Nürnberg. Das Kolossalgemälde seines Sohnes Matthäus des Jüngeren, das im Nürnberger Rathaus neben Feuerbachs „Amazonenschlacht“ hängt, erinnert daran. Gleich der Band „Schweiz“ zeigt alle Vorzüge der Merianschen Radiernadel. Er wurde auch hochgeschätzt — Schreiber dieser Studie besitzt zum Beispiel ein Exemplar in rotem Maroquin mit Goldpressung und uraltem, aber noch frisch glänzendem Goldschnitt — und erschien selbst mit holländischem Text. Die Vorliebe des Flachlandbewohners für das Hochgebirge! Rasch hintereinander folgten dem Bande „Schweiz“ die Topographien von Schwaben, Elsaß, Bayern, Pfalz, Mainz-Köln-Trier, Hessen, Westfalen, Franken.

1649 erschien „Österreich“, die letzte der Topographien, die Merian selbst noch redigierte und herausgab. Während der Vorbereitungen für „Böhmen“ und „Sachsen“ starb er 1650. Das Riesenwerk wurde dann von den Söhnen vollendet.

In aufsteigender Linie bewegt sich das Glück der Familie. Von den vielen Kindern Merians aus zwei Ehen sind die Söhne Matthäus und Kaspar tüchtige Künstler, eine Tochter, Maria Sibylla, bedeutend als Blumenmalerin und in der Naturwissenschaft durch Pflanzen- und Insektendarstellungen. Sie unternimmt Reisen bis nach Südamerika und gibt ein vorzügliches Werk über die Kerbtiere Surinams heraus. Ein Enkel, Johann Merian, erlangt schon den Adel und ist kurmainzischer Geheimrat.

Doch wie das Glück der Firma durch eine Heirat begründet wurde, so fällt es auch wieder durch eine solche. Im 18. Jahrhundert heiratete eine Meriansche Erbtochter, Carlotta Maria, einen schwedischen Abenteurer, Eosander von Goethe, der, mit stolzem Generalstitel geschmückt, nach Frankfurt hineinrauschte, nachdem er vorher schon in Berlin den großen Andreas Schlüter gestürzt hatte. Die Meriansche Erbtochter und das blühende Verlagsgeschäft schnappte der Glücksritter nun als willkommene Beute. Obgleich der Verlag von den Zeitgenossen noch im 18. Jahrhundert als „Goldgrube“ bezeichnet wird, reichte er doch für die „Festins“ des Generals nicht aus. Es folgte nun Schuldenmachen, Bücherversetzen, Kreditschwund. Dazu noch 1726 ein Brand und 1727 die Auflösung der berühmten Firma. Der Ruhm der ersten deutschen Bücherstadt ging nun von Frankfurt über auf Leipzig. Eosander aber rauschte weiter nach Warschau, wo am Hofe August des Starken noch solche Prachtpilze gedeihen konnten. Er ist ein Beispiel dafür, wie so häufig im Leben eisenstirnige

Unfähigkeit echtes Verdienst zertritt und schließlich noch eine Brandstätte hinterläßt. Das hat schmerzlich auch ein anderer Goethe mit den herben Worten

> Übers Niederträchtige
> Niemand sich beklage,
> Denn es ist das Mächtige,
> Was man dir auch sage!

beklagt, er, den man in seiner Sonnenhöhe über diese Erfahrungen hinausglaubt! Welche Wendung! Durch den einen Goethe verliert Frankfurt künstlerisch und materiell, ein anderer Goethe, der große Wolfgang, entschädigt es dafür!

Wenden wir uns nun wieder dem alten Meister Merian und seiner Topographia provinciarum Austriacarum zu. Unter den viel hundert schmucken Bildern heben wir zunächst heraus das Blatt Wien. Es stellt die Kaiserstadt dar aus der Vogelperspektive, deren unerreichter Meister Merian ist. Die Stadt erscheint von der Nordseite aus mit „Schlagbrücke“ und Rotenturmtor, mit Basteien, Gräben und Glacis, schon ähnlich, wie sie mehr als dreißig Jahre später Kara Mustapha trotzte. Der Hochturm von St. Stephan trägt noch den Stern, der unausgebaute Turm den Doppeladler. Unfern der Kirche Maria am Gestade und dem alten Rathaus mit St. Salvator ist als jüngstes Tor das „Neutor“ sichtbar, auf das ein stattlicher vierspänniger Reisewagen zufährt. Ein Leichenzug windet sich über das Schottentor dem „Mariazeller“ Gottesacker zu. Viele Hunderte von hochgiebeligen Häusern sind naturgetreu sichtbar, so zum Beispiel die „Schranne“, das Gerichtsgebäude am Hohen Markt, mit ihrer Freitreppe. Und doch ist das Ganze keine Meriansche Originalleistung,

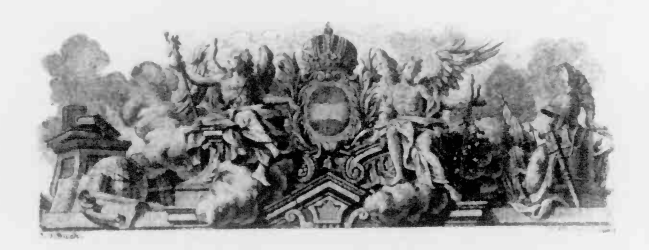
sondern nur eine allerdings meisterhafte Verkleinerung der Hufnagelschen Radierung von 1609, die in mächtigen Kupferplatten 1640 erst in Amsterdam erschien. Die Meriansche Nachbildung ist oft wiederholt worden. Nicht das gleiche gilt auffälligerweise von den übrigen Wiener Bildern unseres Meisters. Das Blatt „Die Bischoffliche Haupt Kirche zu Sanct Stephan in Wien“ zeigt uns den Dom von der Südseite mit dem Neidthard-Grabmal und dem Ecce homo, wie sie heute noch zu sehen sind (Abb. auf S. 137).

Wohl eines der ältesten, wenn nicht das älteste Wiener Vorortebild ist die schöne Radierung „das Schloß Herrnals“, wie ich vermute, von einem der Schüler Merians, Christian Richter, von dem auch das köstliche Blatt des Ochsenmarktes zu Buttstadt im Bande Sachsen herrührt. Die Radierung Hernals, die uns den heutigen stattlichen Bezirk zeigt, etwa um 1620, ist ein gar köstliches Alt-Wiener Blatt. Der Alsbach, heute längst eingewölbt, durchschneidet die Gegend. Damals muß er noch fischreich gewesen sein, wie der geputzte Sonntagsfischer beweist, der mit Federhut und Degen das Netz ins Wasser bringt. Die Als ist von zwei Stegen und zwei eingedeckten Brücken überquert. Unfern dem Bache sehen wir auch den hübschen „Rehrbrunnen“, eine Erinnerung an die erste Wiener Wasserleitung. Alles überragend grüßt die noch recht stattliche Babenbergerburg vom „Kalenberg“ (jetzt Leopoldsberg) herunter. Ihm vorgelagert gewahren wir die „Tirckenschanz“, ein Beweis, daß der Name nicht erst von 1683 stammt, wo dieser Teil des Wiener Geländes allerdings Schauplatz erbitterter Kämpfe war. Als recht kleine Nester präsentieren sich „Wäring“, „Dornbach“, „Ottacring“. Im äußersten Hintergrund links schließt

der mauernumgebene „Herrnalsische Gottesacker" die Szene. Auf der Hauptstraße aber wogt ein stattlicher Zug. Er strebt dem Schlosse der Jörger zu zum Sonntagsgottesdienst. Stattliche damenbesetzte Karossen fahren dahin; lockenumwallte Kavaliere auf prächtigen Rennern, den Degen am breiten Bandelier, neigen sich galant zum Wagenschlag. Durch die Weinberge, beherrscht vom Weinhüter auf hoher Sprossenleiter, wallt gleichfalls festlich geschmücktes Volk. Darunter ein „hungarischer" Herr im Dolman, Reiher und Schleppsäbel, begleitet von der Gemahlin und dem Pagen. Ganz im Vordergrunde lagert sich das Volk der Bettler und Krüppel. Ein höchst verwegener Vagabund mit der Hahnenfeder auf dem breiten Hut und langen, unten glockenförmig sich verbreiternden Hosen — also einer der ersten „Sansculotten" oder auch „Weaner Bitz" aus den Siebzigerjahren schreitet durch ein Pförtchen unternehmend hinaus auf die Landstraße. Es ist auffällig, daß dieses hochinteressante Alt-Wiener Bild, das anderwärts gewiß schon in den Kinderfibeln zu sehen wäre, so wenig Anwert gefunden hat, wahrscheinlich aus Unkenntnis über sein Dasein. Doch sah ich es schon 1888 im niederösterreichischen Landhaus mit Hunderten von anderen Stichen, die sich aber keineswegs alle auf Wien bezogen, ausgestellt. Zuerst der alte Bermann bringt das Hernals Merians als blattgroßen Holzschnitt in seiner heute schon seltenen „Geschichte Wiens und der Vorstädte" 1866. Unvergänglich an dem Buche sind Katzlers prächtige Illustrationen.

Ein gleich schönes — aber unbekanntes — Blatt Merians ist der „Prospekt der Thonau zwischen dem Kalenberg und Bisnberg" (Bisamberg), den ich an anderer Stelle beschrieb. Kartographisch hochbedeutsam

ist auch das Blatt der weiteren Umgebung Wiens „Abriß und Proportion des Revirs des Neustätterischen Gehegs". Die Gartenpracht vor den Toren Wiens tritt uns entgegen in dem schönen, auch als Einzelblatt in größerem Format erschienenen Stiche: „Eigentliche Delineatio des schönen Lusthauses und Gartens das Neugebäu genannt, wie solches im Jahr Christi 1649 gestanden" (wiedergegeben in der österreichischen Kunsttopographie, III. Band, 1908). Ferner gehört hierher der Stich „Der Kielmännische Garten bey Wien", ein prachtvoller Barockgarten, nicht weit von der Stelle des heutigen Stadtparkes. Merian hat seine tüchtige Radierung „untertänigst dediziert und offeriert" dem damaligen Besitzer, dem „Wohl-edel gebornen gestrengen Herrn Herrn Heinrich von und zu Kielmannsegg". Die Belagerung anno 1683 machte diesen Gärten ein Ende, ebenso wie dem Windhaagschen, der sich in der 1656 von Merians Sohn Kaspar herausgegebenen Topographia Windhagiana findet. Dort auch ein noch heute ziemlich unverändert gebliebenes Wiener Patrizierhaus, mit Arkaden einst dem Bürgermeister Thau gehörig, später diesem altösterreichischen Selfmademan, dem Grafen Joachim Windhaag. Heute Bäckerstraße Nr. 9. Rechnet man dazu noch, daß der Verfasser des Textes fast sämtlicher Merianbände ein Steirer ist, Martin Zeiller, als Ulmer Schulinspektor 1661 gestorben, und daß der Begabteste aus dem Künstlerkreise Merians auch ein Österreicher im alten Sinn, Wenzel Hollar, war, leider in England bekannter als bei uns, der das großartige Blatt „Prag" schuf in der Topographia Bohemiae, so können wir wohl sagen, der alte Merian hätte die eingangs erwähnte Ehrung um Österreich wohl verdient! Zumal als einer der Förderer von Vienna gloriosa!



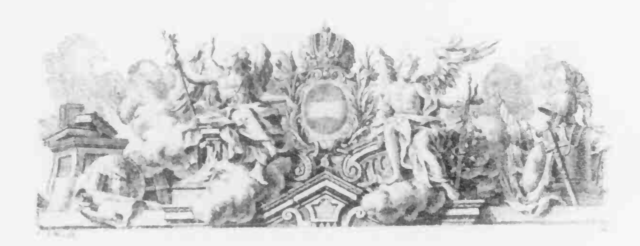
Georg Matthäus Vischer

Vor mir liegt ein Bilderbuch ganz eigener Art: Zunächst sieben Ansichten vom Wien Kaiser Leopolds I., „des Türkenpoldls“ im Volksmund. Wir sehen zum Beispiel die Stadt von der Wieden aus vor uns liegen. Als Kern die jetzige innere Stadt mit dem mächtigen Hochturm von St. Stephan, den anno 1433 der nachmalige deutsche König Albrecht II. vollendete. Über den Donauarm führt die „Schlaggprucken“ etwa im Zuge der heutigen Ferdinandsbrücke hinüber zur damals schon stattlichen Leopoldstadt. Noch trägt Frau Vindobona den schweren Gürtel der Basteien um die mächtigen Hüften. So die Burg- und Löwelbastei und zwischen beiden der berühmte „Ravelin“, der „Zauberhaufen“, den allein von allen Festungswerken nach achtwöchentlicher harter Belagerung im glorreichen Jahre 1683 Kara Mustapha in seine Gewalt brachte. Breit erstreckt sich hinter den Palisaden und der Kontreskarpe gegen die Vorstädte zu das Glacis, menschenwimmelnd fast wie die heutige Ringstraße. Breitspurig auf seinen festen Beinen steht der Galgen da, für jene nervenstarken Zeiten ein ständiger Wegweiser zum Jenseits. Eine festgewölbte Brücke

überspannt die Wien. Mancher Zentner Pulver war notwendig, als sie in den Fünfzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts gesprengt wurde, um der gefälligen, elegantvornehmen Elisabethbrücke Platz zu machen, die nun auch schon wieder längst der Vergangenheit angehört und deren Statuen jetzt die Zufahrtsstraße zum Rathaus schmücken.

Mit kräftigem Arm umschlingt der Wiener Wald den Prospekt. Vom Leopoldsberg grüßen die noch recht stattlichen Ruinen der alten Babenbergerburg herab. Die Kirche, die jetzt mit schlanken Türmchen hinauswinkt in die weite Ebene, ist erst ein Werk Kaiser Leopolds, ein Denkmal nach dem Türkensturm. Auf der Kuppe des Kahlenberges erhebt sich der stattliche Bau des Kamaldulenser-Klosters, 1629 von dem glaubensstarken Ferdinand II. gegründet. Elf Jahre nach der Entstehung unseres Bildchens loderte sie in Flammen auf. Doch vor den Ruinen der Kirche hielt an einem Herbstsonntag, am 12. September 1683, ein berühmter Mönch, Marco d'Aviano, eine Schlachtmesse, deren ebenso berühmte Teilnehmer Karl von Lothringen, Johann Sobieski und Prinz Eugen waren. Jener 12. September, der Tag der Schlacht vor Wien, ist einer der Wendepunkte europäischer Geschichte. Die Ruinen erhoben sich wieder zur Josefskirche auf dem Kahlenberg.

Ganz im Vordergrunde unseres Bildchens gewahren wir die wuchtige Baumasse der „neuen Favorita“, des heutigen Theresianums. Wo jetzt das Häusermeer der Millionenstadt brausend brandet, erstreckten sich damals die grünen Gefilde unendlicher Weingärten. Hoch oben auf luftiger Sprossenleiter thronte der Weinhüter. Und auf diese Wiener Bilder folgen nun in schier unermeßlicher Fülle mehr als ein halbes Tausend feiner, reinlicher und netter Kupferstichbildchen. Sie stellen dar die



Georg Matthäus Vischer

Vor mir liegt ein Bilderbuch ganz eigener Art: Zunächst sieben Ansichten vom Wien Kaiser Leopolds I., „des Türkenpoldls" im Volksmund. Wir sehen zum Beispiel die Stadt von der Wieden aus vor uns liegen. Als Kern die jetzige innere Stadt mit dem mächtigen Hochturm von St. Stephan, den anno 1433 der nachmalige deutsche König Albrecht II. vollendete. Über den Donauarm führt die „Schlaggprucken" etwa im Zuge der heutigen Ferdinandsbrücke hinüber zur damals schon stattlichen Leopoldstadt. Noch trägt Frau Vindobona den schweren Gürtel der Basteien um die mächtigen Hüften. So die Burg- und Löwelbastei und zwischen beiden der berühmte „Ravelin", der „Zauberhaufen", den allein von allen Festungswerken nach achtwöchentlicher harter Belagerung im glorreichen Jahre 1683 Kara Mustapha in seine Gewalt brachte. Breit erstreckt sich hinter den Palisaden und der Kontreskarpe gegen die Vorstädte zu das Glacis, menschenwimmelnd fast wie die heutige Ringstraße. Breitspurig auf seinen festen Beinen steht der Galgen da, für jene nervenstarken Zeiten ein ständiger Wegweiser zum Jenseits. Eine festgewölbte Brücke

überspannt die Wien. Mancher Zentner Pulver war notwendig, als sie in den Fünfzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts gesprengt wurde, um der gefälligen, elegantvornehmen Elisabethbrücke Platz zu machen, die nun auch schon wieder längst der Vergangenheit angehört und deren Statuen jetzt die Zufahrtsstraße zum Rathaus schmücken.

Mit kräftigem Arm umschlingt der Wiener Wald den Prospekt. Vom Leopoldsberg grüßen die noch recht stattlichen Ruinen der alten Babenbergerburg herab. Die Kirche, die jetzt mit schlanken Türmchen hinauswinkt in die weite Ebene, ist erst ein Werk Kaiser Leopolds, ein Denkmal nach dem Türkensturm. Auf der Kuppe des Kahlenberges erhebt sich der stattliche Bau des Kamaldulenser-Klosters, 1629 von dem glaubensstarken Ferdinand II. gegründet. Elf Jahre nach der Entstehung unseres Bildchens loderte sie in Flammen auf. Doch vor den Ruinen der Kirche hielt an einem Herbstsonntag, am 12. September 1683, ein berühmter Mönch, Marco d'Aviano, eine Schlachtmesse, deren ebenso berühmte Teilnehmer Karl von Lothringen, Johann Sobieski und Prinz Eugen waren. Jener 12. September, der Tag der Schlacht vor Wien, ist einer der Wendepunkte europäischer Geschichte. Die Ruinen erhoben sich wieder zur Josefskirche auf dem Kahlenberg.

Ganz im Vordergrunde unseres Bildchens gewahren wir die wuchtige Baumasse der „neuen Favorita", des heutigen Theresianums. Wo jetzt das Häusermeer der Millionenstadt brausend brandet, erstreckten sich damals die grünen Gefilde unendlicher Weingärten. Hoch oben auf luftiger Sprossenleiter thronte der Weinhüter. Und auf diese Wiener Bilder folgen nun in schier unermeßlicher Fülle mehr als ein halbes Tausend feiner, reinlicher und netter Kupferstichbildchen. Sie stellen dar die

Burgen und Schlösser, Marktflecken und Städte des Landes unter der Enns. Der wappengeschmückte Titel zu jedem der vier Viertel des Landes bringt in der verschnörkelten Frakturschrift des 17. Jahrhunderts die Aufschrift: „Controfee vnd Beschreibung, aller Stätt Clöster vnd Schlösser wie sie anitzo stehen in dem Ertzherzogtumb unter Österreich. Heervorgebracht im Jahr 1672 durch Mühesamen Fleiß Georg Matthaei Vischer." — Es gibt kein Land der Welt, das ein so köstliches Bilderbuch aufzuweisen hätte wie unser Niederösterreich in dem Werke Vischers! Mit photographischer Treue tritt uns das damalige Erzherzogtum entgegen, ein Werk unendlichen deutschen Fleißes, deutscher Ausdauer und — Wetterfestigkeit. Es war gewiß keine Kleinigkeit, in den gefahrvollen Zeiten der Türken und Malkontenten von Ort zu Ort, von Burg zu Burg zu ziehen als Zeichner für das große topographische Schlösserbuch. Auch nicht ohne Lebensgefahr ging es ab, namentlich in den Grenzdistrikten gegen Ungarn. Krachte doch einmal ein Schuß aus einer Hakenbüchse von hoher Burg auf den vermeintlichen zeichnenden Spion. Vischers Bild auf seiner großen Karte von Niederösterreich 1670 zeigt daher ihn und seinen Begleiter in Reiterstiefeln und Sporen, die Pferde tragen Pistolen in den Halftern, und der Mann sieht trotz seiner mathematischen Instrumente, dem Meßtisch, der Wasserwage, der Bussole und dem Diopterlineal, mehr einem von den „Kürassieren Sr. römisch-kayserlichen Mayestät" gleich, denn einem hochwürdigen Pfarrherrn zu Leonstein in Oberösterreich. Denn das war Vischer, als er an seine topographischen Werke heranschritt. — Zumal die Topographie von Niederösterreich ist um so wertvoller für alle Epigonen, als kurz nachher der Türken-



Georg Matthäus Vischer

Schabkunstblatt (1684)

Burgen und Schlösser, Marktflecken und Städte des Landes unter der Enns. Der wappengeschmückte Titel zu jedem der vier Viertel des Landes bringt in der verschnörkelten Frakturschrift des 17. Jahrhunderts die Aufschrift: „Controfee vnd Beschreibung, aller Stätt Clöster vnd Schlösser wie sie anitzo stehen in dem Ertzherzogtumb unter Österreich. Heervorgebracht im Jahr 1672 durch Mühesamen Fleiß Georg Matthaei Vischer.“ — Es gibt kein Land der Welt, das ein so köstliches Bilderbuch aufzuweisen hätte wie unser Niederösterreich in dem Werke Vischers! Mit photographischer Treue tritt uns das damalige Erzherzogtum entgegen, ein Werk unendlichen deutschen Fleißes, deutscher Ausdauer und — Wetterfestigkeit. Es war gewiß keine Kleinigkeit, in den gefahrvollen Zeiten der Türken und Malkontenten von Ort zu Ort, von Burg zu Burg zu ziehen als Zeichner für das große topographische Schlösserbuch. Auch nicht ohne Lebensgefahr ging es ab, namentlich in den Grenzdistrikten gegen Ungarn. Krachte doch einmal ein Schuß aus einer Hakenbüchse von hoher Burg auf den vermeintlichen zeichnenden Spion. Vischers Bild auf seiner großen Karte von Niederösterreich 1670 zeigt daher ihn und seinen Begleiter in Reiterstiefeln und Sporen, die Pferde tragen Pistolen in den Halftern, und der Mann sieht trotz seiner mathematischen Instrumente, dem Meßtisch, der Wasserwage, der Bussole und dem Diopterlineal, mehr einem von den „Kürassieren Sr. römisch-kayserlichen Mayestät“ gleich, denn einem hochwürdigen Pfarrherrn zu Leonstein in Oberösterreich. Denn das war Vischer, als er an seine topographischen Werke heranschritt. — Zumal die Topographie von Niederösterreich ist um so wertvoller für alle Epigonen, als kurz nachher der Türken-



Georg Matthäus Vischer
Schabkunstblatt (1684)

sturm von 1683 über das Land brauste und vieles von dem, was Vischer noch aufrecht sah, Ruine wurde. Von der Größe jenes Sturmes kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß damals 6000 ältere Leute, 11.200 Weiber, 13.800 Mädchen, 204 adelige Fräulein, 56.000 Kinder beiderlei Geschlechts fortgeschleppt wurden zu hartem Lose. Das war seit den Heerzügen assyrischer Könige gegen Israel kaum vorgekommen in einem kleinen Lande. Kehren wir zu Vischer zurück. Einem Exemplar dieses niederösterreichischen Schlösserbuches von 1672, einst im Besitze des hochverdienten Präsidenten der Akademie der Wissenschaften in Wien Theodor von Karajan, war ein Schabkunstblatt beigebunden, ein Porträt Vischers mit eigenhändiger Widmung von 26. April 1684. Dieses Bild (siehe Abb. auf S. 107) hat nun Josef Feil 1857 seiner im II. Bande der „Berichte und Mitteilungen" des Altertumsvereines in Wien erschienenen trefflichen Monographie über Vischer beigegeben. Feil sagt über das Antlitz des Sechsundfünfzigjährigen: „Die scharf ausgeprägten Züge verraten Verstand und willenskräftigen Ernst; die im Zuge des Mundes etwa wahrnehmbare Strenge erhält aber durch den Ausdruck des Auges unverkennbar einen Anflug von Gutmütigkeit, vielleicht auch Humor." Ich selber sah dieses schöne, seltene Blatt im Sommer des Jahres 1916. Ein energischeres, zusammengefaßteres Gesicht kann man sich kaum denken. Der Mund mit dem stattlichen Zwickelbart verrät eiserne Willenskraft. Ein „bequemer" Herr war er sicher nicht. Aber wirklich: ums Auge schwebt, spielt ein Schein von Güte, „vielleicht Humor", wie es Feil vor fast sechzig Jahren bemerkte. Gigantisches in seiner Art hat unser Georg Matthäus geleistet!

Wir gedenken außer dem schon genannten noch seiner großen Karte von Oberösterreich 1669, der Topographie von Oberösterreich 1674, der allgemeinen Erdbeschreibung aus dem gleichen Jahre, der großen Ansicht von Wien 1675, der von Graz aus demselben Jahre, der Topographie von Steiermark 1681 nebst kleineren oder verschollenen Arbeiten. Die Karten oder „Mappen", wie man damals sagte, sind für ihre Zeiten tüchtige Arbeit, wurden noch im 18. Jahrhundert neu aufgelegt, gingen selbst in die verbreitetsten Atlanten über, so in die Homannschen zu Nürnberg. Ja, über die Blätter der großen Karte von Unterösterreich neigten sich noch anno 1805 zwei schwarze, stechende Augen — die Napoleons!

Gewiß hat Vischer die Anregung zu seinem Hauptwerk, der Topographie von Niederösterreich, durch die ähnlichen Werke seines Zeitgenossen und „Taufnamensbruders" Matthäus Merian († 1650) erhalten, dessen großartiges Werk Topographia Germaniae in seinem X. Band (1649) auch die österreichischen Lande brachte, gleichfalls eine der vorzüglichsten Leistungen aus dem Zeitalter des großen Krieges. Doch ist Merian vor allem Künstler, er berücksichtigt die Umgebung, die Kostüme der Menschen, das, was man „Staffage" nennt. Vischer dagegen bringt nur ernst, steif und genau, wie mit der Camera obscura dargestellt, das Objekt selbst. Künstlerisch ist Merian weit überlegen — an peinlicher Treue des Dargestellten Vischer wieder ihm. Übrigens besteht sozusagen ein persönliches Junktim zwischen beiden. Vischers Karte von Oberösterreich ist vom Kupferstecher Melchior Küsell in Augsburg gestochen, dem Schüler und Schwiegersohn Merians. Ein Objekt stellen übrigens Vischer wie Merian, jeder in seiner Art, dar: „Das Herzog Bad zu Baden." Die Bilder sind

auch sittengeschichtlich nicht uninteressant. Während auf der älteren Darstellung von 1649, der Merians oder eines seiner Kupferstecher („Aigenliche art vnd abbildung des Badener Bads bey Wien"), sich die Damen in ziemlich paradiesischen Kostümen im Bad ergehen und in den Wandelgängen gravitätische Kavaliere mit spitzengeschmückten Hosen und Federhüten den Badenden zusehen, wovon sich eine gleich einer Lorelei die Fluten ihrer Haare kämmt, ist Vischers Bildchen schon puritanischer oder ist es vielmehr die ganze Zeit geworden. Bei Merian sagt der Text übrigens ausdrücklich von den Badegästen, daß ihrer viele „nur des Wollusts halber dahin sich begeben sollen". Auf dem Bilde Vischers erscheint aber die übrigens auch schon zu Merians Zeiten bestehende, aber nicht durchgeführte Vorschrift streng gehandhabt. Die Damen ergehen sich im Wasser in langen Badehemden, während die Herren in Perücken und Bäffchen mit entblößtem Haupt ehrbar vom Geländer aus zusehen. Mit der größten Genauigkeit hat Vischer auch die uraltmodische, eben zum Glockenschlag ausholende Wanduhr aufgenommen. Andere für Wien oder seine nächste Umgebung wichtige Stiche sind vor allem die über die Burg, geradezu grundlegend für deren Geschichte, ferner „Sankt Doroteae Closter in Wienn", „Eberstorf", „Der Marchgraven von Oesterreich Wonung" (das Donaugelände zwischen Nußdorf und Klosterneuburg), „Der Hundsturm", „S. Margareten an der Wienn", „Häcking", „Laxenburg" (ein vorzüglicher Stich), „Neygebau, ein Meil wegs von Wienn" (das Neugebäude), „Der Khaiserliche Lust und Thiergarten Schenbrunn", „Schotten Closter in Wienn", „Stainhof", „Sanct Veith an der Wienn", „Veselau" (Vöslau) und ziemlich am Schluß, ganz außer dem

Alphabet, „Burchkardtsdorf“ (Purkersdorf) und „Der Wienner Waldt darin die Wienn entspringt“.

Im allgemeinen ist Vischer ziemlich wortkarg. Doch ist seine Sprache, obwohl altertümlich verschnörkelt, nicht ohne Reiz und Humor. Wer sein topographisches Buch kauft, sagt er in der Vorrede, der reiset in ihm mit ruhiger Muße, „läret den Beutel nit und füllet doch das Gemüt, belustiget die Augen mit der annemblichsten Consideration derjenigen Stücke, welche ein jegliches Land als Wunder der Natur und der Kunst schätzet“. Ein solcher „stillruhender Peregrinant“ stellt sich in seinem verschlossenen „Gabinetto“ eine kuriose Weltbühne auf in seinem Kopfe.

Leicht fließen ihm die Verse aus der Feder: „Du edle Wissenschaft! Wir legen Dir zu Füßen — Die edlen Palmen hin, dein Würde zu begrüßen. — Leb edle Wissenschaft, berühmt in Deinem Reich, und voller Siegeskraft!“ so begrüßt er seine Muse, die Geographie. Auch die Karten der vier Viertel Unterösterreichs sind mit kurzen Reimen einbegleitet. So steht auf der Karte des Viertels unter dem Wiener Wald: „Dem gantzen Land gib ich eine Zühr, der Römisch Kaiser wohnt in mir.“ Es ist eigentlich derselbe Grundgedanke, den dann fast zweihundert Jahre später Adolf Bäuerle in die Worte faßte: „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!“ Seine allgemeine Erdbeschreibung bringt schon manchen modernen Gedanken, so warnt er gleich seinem Zeitgenossen, dem frühverschiedenen Lüneburger Bernhard Varenius, vor Überschätzung der Berghöhen, er ein Sohn des Hochgebirges, wie wir gleich sehen werden! Der Ötscher und Traunstein zum Beispiel seien doch im Vergleich zur Größe der Erde nicht mehr als ein „Preinkerndl“ (Hirsekorn) zu einer „Scheibkugel“ (Kegelkugel).

Dürftig ist, was wir über das Leben unseres Vischer wissen. Im Jahre 1830 veröffentlichte ein verdienter vaterländischer Forscher, Josef Scheiger, dessen niederösterreichisches Burgenbüchlein von 1837 auch heute noch nicht veraltet ist, eine Aufforderung um Beiträge zu Vischers Biographie, die, in den meisten heimatlichen Zeitungen abgedruckt, mit den Worten beginnt: „Wer kennt nicht Georg M. Vischers Kupferwerk über Österreich ob und unter der Enns und Steiermark und seine großen Landkarten?“ (Heute kennen es gar viele Leute und auch solche, die es kennen sollten, nicht!) Scheigers Appell brachte nur ein dürftiges Ergebnis. Etwas mehr Licht ins biographische Dunkel unseres Mannes kam erst, als der hochverdiente Josef Feil, nach dem mit Recht ein Platz in einem unserer schönsten Bezirke heißt, seine schon früher erwähnte Monographie schrieb (1857). Er stellte urkundlich fest, daß Vischer am 22. April 1628 zu Wenns im Oberinntal, zweieinhalb Stunden von Imst entfernt, das Licht der Welt erblickte. Also ein Tiroler gleich dem Kartographen der theresianischen Zeit Peter Annich und unserem niederösterreichischen Michelangelo, dem St. Pöltner Maurermeister Jakob Prandauer, dem Erbauer von Melk († 1726). Über seinen Studiengang ist gar nichts bekannt. Die Wirbel des Dreißigjährigen Krieges erfaßten auch ihn. Aus einer Stelle in der allgemeinen Erdbeschreibung können wir schließen, daß er 1643 mit dem kaiserlichen Reiterführer Spork zugleich die Rauhe Alp in Schwaben überschritt. Die nächste urkundliche Aufzeichnung findet ihn als Pfarrkuraten zu Andrichsfurt bei Schärding im damaligen Kurfürstentum Bayern. Und wieder das nächste Dokument ist ein Gesuch an den Grafen von Salburg, womit er sich um die Pfarre Leonstein in Oberösterreich

am 9. Juni 1666 bewirbt. Es wurde „aufrecht“ erledigt. Damit war die materielle Grundlage gegeben für seine fernere Tätigkeit als Kartograph (wofür einst Kepler in Aussicht genommen worden war) und Topograph des Landes ob der Enns. Er hat beiden Aufgaben Ehre gemacht. Kaum minderen Wert als das niederösterreichische hat das oberösterreichische Städte- und Schlösserbuch. Als Typus seiner oberösterreichischen Bilder möchte ich hinstellen Schloß Gneisenau! Es ist die Wiege eines nachmals im Norden zur Weltberühmtheit gelangten Geschlechtes. Dem Feldmarschall Gneisenau war der Ursprung seines Hauses nicht unbekannt. Ist ja auch der Sieger von Fehrbellin (1675) ein gebürtiger Oberösterreicher, der Schneidergeselle und nachmalige kurbrandenburgische Generalfeldmarschall Derfflinger.

Das offizielle Oberösterreich indes war unserem Vischer weder dankbar noch günstig gesinnt. Unglaublich ist der „Hausknechtston“, den die Stände des Landes ihm gegenüber anschlugen. Der sonst so milde Feil selbst findet hierfür sehr scharfe Worte. Übrigens ist es auch Merian seitens dieser wenig erleuchteten Körperschaft, die 1741 auch vor einer noch viel tadelnswerteren politischen Haltung nicht zurückschreckte, nicht viel besser gegangen. In dem Aktenwechsel mit Vischer zeigt sich der ganze brutale Hochmut von Banausen in Amt und Macht gegenüber geistiger Arbeit und wirklichem Können. Unser Held zog die richtigen Folgerungen! Er resignierte auf sein Amt, ergriff den Wanderstab, und wirklich winkte ihm jenseits der Enns ein freundlicherer Stern. Bereits im Mai 1669 kann er sich als „Chorographus“ der niederösterreichischen Stände bezeichnen, und von nun an ist er Niederösterreicher und vor allem Wiener. Als köstliche Frucht seiner Wiener Jahre reifte

vor allem unsere Topographie von 1672. Er muß auch zu den „notablen“ Persönlichkeiten gehört haben, wie das vorhin erwähnte Schabkunstblatt und seine schmeichelhafte lateinische Inschrift beweist. Der Abend seines Lebens wurde gewiß auch behaglicher gemacht durch einen kleinen Posten am Hofe des von ihm hochverehrten Kaisers Leopold, nämlich etwa seit 1687 als „Mathematikus“ der kaiserlichen Hofedelknaben. Zuletzt bot ihm das Stift Kremsmünster ein Asyl; mein verewigter Studienkollege Altinger wies nach, daß er 1696 auf einer Reise in Linz starb. 1697 bemächtigten sich literarische Strauchdiebe seiner Kupferplatten zur Karte von Unterösterreich, schliffen Namen, Wappen und das Porträt Vischers weg und veranstalteten so eine „funkelnagelneue Edition“. Da würde ihnen der Alte, wäre er noch am Leben gewesen, schön die Faust gewiesen haben!

Vischers Biograph Josef Feil hat seinen „Platz“ im Häusermeer Wiens. Nicht so Vischer. Zwar schmücken seine energischen Züge im Vereine mit denen zweier anderer „Dilettanten“, des Arztes Lazius und des Hofburgschauspielers Weißkern, dem wir eine ausgezeichnete Topographie von Niederösterreich verdanken, die erste Seite des vorzüglichen „archäologischen Wegweisers von Niederösterreich“, den der Altertumsverein durch den Freiherrn Eduard von Sacken herausgab. In manchen Schulen, zum Beispiel im Elisabethgymnasium, hängt sogar seine große Karte von Niederösterreich an der Wand in der Reproduktion K. Grefes aus den Neunzigerjahren. Zu einer solchen Ehre aber, wie sie ein kleineres Volk und ein ärmeres Land seinem Topographen erwies, hat es wohl Vischer nicht gebracht. Seit zwölf Jahren nämlich steht in Laibach vor dem Museum Rudolfinum das eherne Standbild seines Zeitgenossen

Johann Weikhard Freiherrn von Valvasor, dessen allerdings unsterbliches Werk „Die Ehre des Herzogtums Krain“ zu Nürnberg 1681 erschien, im selben Jahre wie Vischers letzte Topographie, die von Steiermark. Wie Vischer von Merian, so ist wieder Valvasor von Vischer beeinflußt. (Zusammen bilden sie die große Trias der Topographen des 17. Jahrhunderts, und zwei von ihnen waren unser!) — Würde Vischern auch die Ehrung eines Platz- oder Straßennamens in Wien zuteil, viele würden ihn verwechseln mit dem bekannten Züricher Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer. Aber unser Vischer war, um mit Friedrich Theodor Vischer zu reden: „Auch Einer!“



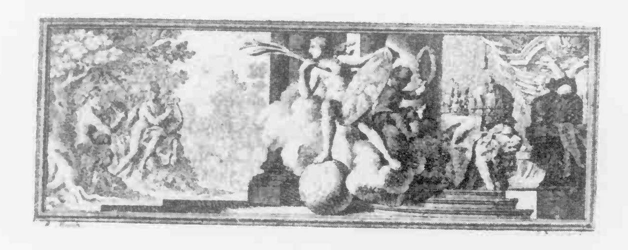
Johann Weikhard von Valvasor

In Laibach vor dem Museum Rudolfinum steht in Erz gegossen die überlebensgroße Statue eines Kavaliers in der Tracht Leopolds I. mit Küraß und Degen. Der Granitsockel des würdigen Denkmals (von Gangl) trägt nur ein Wort: „Valvasor“. Dem Kundigen genügt es auch vollauf. Es erinnert an den Schöpfer eines der größten Monumentalwerke aller Zeiten, der „Ehre des Herzogtums Krain“, in vier mächtigen Folianten zu Nürnberg 1689 erschienen.

Das Denkmal steht auf dem richtigen Platz und betrifft den richtigen Mann. Errichteten sonst Provinzstädte Monumente, so verfuhren sie hierin ähnlich, wie sich mancher sonst ganz unliterarische Privatmann gebärdet, wenn er einen Schmuck für seinen Schreibtisch kauft. Es wurde unfehlbar Goethe oder Schiller draus. So auch bei vielen Städten, damit — wie Busch schon vor ungefähr vierzig Jahren spottet —

> Jeder, der zum Beispiel fremd,
> Soeben erst vom Bahnhof kömmt,
> In der ihm unbekannten Stadt
> Gleich den bekannten Schiller hat.

Johann Weikhard Freiherrn von Valvasor, dessen allerdings unsterbliches Werk „Die Ehre des Herzogtums Krain“ zu Nürnberg 1681 erschien, im selben Jahre wie Vischers letzte Topographie, die von Steiermark. Wie Vischer von Merian, so ist wieder Valvasor von Vischer beeinflußt. (Zusammen bilden sie die große Trias der Topographen des 17. Jahrhunderts, und zwei von ihnen waren unser!) — Würde Vischern auch die Ehrung eines Platz- oder Straßennamens in Wien zuteil, viele würden ihn verwechseln mit dem bekannten Züricher Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer. Aber unser Vischer war, um mit Friedrich Theodor Vischer zu reden: „Auch Einer!“



Johann Weikhard von Valvasor

In Laibach vor dem Museum Rudolfinum steht in Erz gegossen die überlebensgroße Statue eines Kavaliers in der Tracht Leopolds I. mit Küraß und Degen. Der Granitsockel des würdigen Denkmals (von Gangl) trägt nur ein Wort: „Valvasor“. Dem Kundigen genügt es auch vollauf. Es erinnert an den Schöpfer eines der größten Monumentalwerke aller Zeiten, der „Ehre des Herzogtums Krain“, in vier mächtigen Folianten zu Nürnberg 1689 erschienen.

Das Denkmal steht auf dem richtigen Platz und betrifft den richtigen Mann. Errichteten sonst Provinzstädte Monumente, so verfuhren sie hierin ähnlich, wie sich mancher sonst ganz unliterarische Privatmann gebärdet, wenn er einen Schmuck für seinen Schreibtisch kauft. Es wurde unfehlbar Goethe oder Schiller draus. So auch bei vielen Städten, damit — wie Busch schon vor ungefähr vierzig Jahren spottet —

> Jeder, der zum Beispiel fremd,
> Soeben erst vom Bahnhof kömmt,
> In der ihm unbekannten Stadt
> Gleich den bekannten Schiller hat.

womit natürlich die schuldige Ehrfurcht vor der erlauchten Majestät des Dichterfürsten nicht verletzt werden soll.

Wer war nun Valvasor? Wir haben unseres niederösterreichischen Topographen gedacht, des Georg Matthäus Vischer. Gleichsam mit Naturnotwendigkeit müssen wir nun auch seinen Zeitgenossen anschließen, der ebenso verdienstvoll, wie Vischer für Nieder- und Oberösterreich, für Innerösterreich wirkte. Gleich ihm ist aber auch er gewissen „weitesten Kreisen" unbekannt, und es ist zumal in dieser Zeit sehr nötig, hinzuweisen auf das wahrhaft Überragende, das Alt-Österreich nicht nur mit dem Schwert, sondern auch mit der Feder und dem Grabstichel geleistet hat. Valvasor hat, wie sein nun auch schon heimgegangener Biograph Peter von Radics sagt, seinem Land, dessen „Ehre" er beschrieben, auch selbst alle Ehre gemacht und verstand ebensogut die Feder zur Ehr, wie das Schwert zur Wehr zu führen.

Dem Geschichtskundigen ist der Ausdruck „Valvasor" als lehensrechtlicher Name nicht unbekannt. Bezeichnete man doch damit die kleineren Lehenbesitzer, namentlich in der Lombardei (wo soviel deutsches Blut blühte, freilich nachmals auch auf den Schlachtfeldern floß), auf die sich besonders Kaiser Konrad II., jener rauhe, aber tüchtige Salier, stützte und denen er die Erblichkeit verlieh. Aus der Gegend von Bergamo nun kam im 16. Jahrhundert ein Johann Baptist Valvasor als Kaufmann, Großhändler und Finanzmann nach Innerösterreich, der, seit 1547 „Purger" von Laibach, an seinem Lebensabend schon als großer Herr auf seinen Schlössern in Krain und Untersteiermark saß, zumal auf Thurn am Hart, der Wiege Valvasorschen Ruhmes.



Johann Weikhard von Valvasor
Kupferstich von Matthias Greischer (1689)

Womit natürlich die schuldige Ehrfurcht vor der erlauchten Majestät des Dichterfürsten nicht verletzt werden soll.

Wer war nun Valvasor? Wir haben unseres niederösterreichischen Topographen gedacht, des Georg Matthäus Vischer. Gleichsam mit Naturnotwendigkeit müssen wir nun auch seinen Zeitgenossen anschließen, der ebenso verdienstvoll, wie Vischer für Nieder- und Oberösterreich, für Innerösterreich wirkte. Gleich ihm ist aber auch er gewissen „weitesten Kreisen" unbekannt, und es ist zumal in dieser Zeit sehr nötig, hinzuweisen auf das wahrhaft Überragende, das Alt-Österreich nicht nur mit dem Schwert, sondern auch mit der Feder und dem Grabstichel geleistet hat. Valvasor hat, wie sein nun auch schon heimgegangener Biograph Peter von Radics sagt, seinem Land, dessen „Ehre" er beschrieben, auch selbst alle Ehre gemacht und verstand ebensogut die Feder zur Ehr, wie das Schwert zur Wehr zu führen.

Dem Geschichtskundigen ist der Ausdruck „Valvasor" als lehensrechtlicher Name nicht unbekannt. Bezeichnete man doch damit die kleineren Lehenbesitzer, namentlich in der Lombardei (wo soviel deutsches Blut blühte, freilich nachmals auch auf den Schlachtfeldern floß), auf die sich besonders Kaiser Konrad II., jener rauhe, aber tüchtige Salier, stützte und denen er die Erblichkeit verlieh. Aus der Gegend von Bergamo nun kam im 16. Jahrhundert ein Johann Baptist Valvasor als Kaufmann, Großhändler und Finanzmann nach Innerösterreich, der, seit 1547 „Purger" von Laibach, an seinem Lebensabend schon als großer Herr auf seinen Schlössern in Krain und Untersteiermark saß, zumal auf Thurn am Hart, der Wiege Valvasorschen Ruhmes.



Johann Weikhard von Valvasor

Kupferstich von Matthias Greischer (1680)

Vor mir liegt der III. Band von Valvasors „Ehre des Herzogtums Krain". Als Kupferplatte Nr. 347 hat Johann Weikhard, der selbst ausübender Künstler war, ja, den Kupferstich und Kupferdruck in Krain einführte, jenes Thurn am Hart „Grajborski Turn" in einem artigen Bildchen dargestellt. Ein mächtiges Viereck mit runden, festen Türmen an den vier Ecken, schönem Arkadenhof, aber drohender „Pechnase" über dem Haupteingang. Ein „Falkenier" mit dem Jagdhund an der Schnur und dem Falken auf dem Finger steht vor der Schloßbrücke. In den Gängen des verschnörkelten Gartens wandeln zwei Damen in altmodischer Frisur und Schleppgewand. Das Schloß, schon zu Johann Weikhards Zeiten im Besitz der Familie Auersperg, ist übrigens noch im 19. Jahrhundert Sitz eines Unsterblichen von Alt-Österreich gewesen, Anastasius Grüns, und der bekannte Alt-Wiener Phäak Castelli hat es in seinen Memoiren aus Anlaß eines Besuches bei seinem Dichterfreunde beschrieben.

In jenem Thurn am Hart starb am 2. November 1581 Johann Baptist Valvasor, der Begründer der Größe des Hauses, wenn er auch nicht dessen Ahnherr ist. Denn da er keine Nachkommen aus seinen zwei Ehen hinterließ, so vermachte er einen Teil seines Reichtums, Schloß und Herrschaft Galleneck, seinem Namensvetter Hieronymus Valvasor, dem Großvater unseres Topographen. Der alte Johann Baptist aber, der so gleichsam honoris causa der Stammvater eines neuen, sich bald in ganz Krain verzweigenden Adelsgeschlechtes wurde und so durchführte, was später Gottfried Keller in seiner Meisternovelle „Der Schmied seines Glückes" zum Gegenstand dichterischer Phantasie machte, ruhte in seinem mächtigen Kupfersarge aus von den Mühen eines

langen und emsigen Lebens. Er lag in der Spitalskapelle seiner Herrschaft Tüffer in Untersteiermark, die er noch bei Lebzeiten reichlich dotiert hatte. Die Stürme des Dreißigjährigen Krieges, die Türken- und Franzosenkriege ließen ihn in seiner wohlverdienten Ruhe. Noch der junge Bonaparte zog vorbei und störte nicht seinen Schlaf. Erst in den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts wurde jene Kapelle niedergerissen und aus dem Kupfersarg eine Glocke gegossen, die nun die Lebenden rief. Sein Grabstein jedoch, mit einer schönen Auferstehung Christi geschmückt, prangt noch, rosenumrankt, an der Außenwand der Kaplanei in Tüffer.

Hieronymus Valvasor, sein Erbe, der wirkliche Stammvater des Geschlechtes, gehörte schon zum angesehenen krainischen Adel, vermehrte den Besitz und vermählte sich mit einer Dame altadeligen Geblütes, der Agnes von Scheyer, die mit den Wittelsbachern verwandt sind. Er und sein Sohn Bartholomäus sind eifrige Mitglieder der krainischen Landstände gewesen. Auch Herr „Bartlme" vermehrte den Hausbesitz, er erwarb zum Beispiel die Herrschaft Gallenberg bei Galleneck. Der Stammbaum trieb nunmehr kräftige Zweige. Aus der zweiten, allein mit siebzehn Kindern gesegneten Ehe Bartlmes mit einer Freiin von Rauber ging als zwölftes Kind unser Johann Weikhard hervor. Das Haus, wo er am 28. Mai 1641 in Laibach das Licht der Welt erblickte, steht noch. Auf der prachtvollen Ansicht von Laibach in der „Ehre" ist es deutlich im Vordergrund sichtbar, der Wiener Maler Konrad Grefe hat es separat in Vergrößerung dargestellt. Die Jugendjahre vergingen unserm Valvasor teils auf dem väterlichen Schloß Galleneck, teils mit Studien am Jesuitenkollegium in Laibach. Einer seiner Lehrer, der Studien-

präfekt Johann Ludwig Schönleben, einer der bedeutendsten Geschichtschreiber Krains, war für den jungen Edelmann Vorbild für späteres heimatkundliches Schaffen, und dankbar gedenkt Valvasor in seinem Hauptwerke der Studienjahre und seiner Lehrer. Auch wirkten die oft recht pomphaften theatralischen Aufführungen der Schule auf sein empfängliches Gemüt, und zu den patriotischen Anregungen gehörte namentlich die Feier des Achatiusfestes im Kollegium zur Erinnerung an einen am St.-Achatius-Tage (22. Juni) 1593 durch Andreas von Auersperg über den Hassan-Pascha erfochtenen Sieg. Fast noch ein Jüngling, nimmt er unter dem Grafen Serin (Zriny) teil an einem Feldzug im Lande der Uskoken, den er nachmals ethnographisch verwertet, und 1663/64 am bekannten Türkenkrieg, der in der Schlacht bei St. Gotthardt gipfelt. Und noch der mehr als vierzigjährige Mann führt als Hauptmann des krainischen Landsturmes mit Ruhm den Degen im glorreichen Jahre 1683. Als Kriegsmann im Panzer und Helm hat er sich denn auch im ersten Bande seiner „Ehre" abbilden lassen von einem tüchtigen, sonst kaum bekannten Wiener Kupferstecher, Matthias Greischer. Es ist kein gerade „schönes" glattes Gesicht, aber ungemein charakteristisch, streng, aber doch nicht ohne Wohlwollen um den Mund, der energische Kopf umwellt von natürlichem Lockenhaar statt der modischen Allongeperücke. Nur ein kleines Zwickelbärtchen gönnt der allmächtige Sonnenkönig Ludwig XIV., der auch in der Mode despotisch herrscht, der Männerwelt, und Valvasor erinnert sich nicht ohne patriotischen Ingrimm an den mächtigen fliegenden Bart seines Ahnherrn mütterlicherseits, des Ritters Andreas Eberhard Rauber, dessen Porträt er in einem großen Kupferstich

zum Artikel „Weineck“ der „Ehre“ wiedergibt. Jener Rauber war Hofkriegsrat Kaiser Maximilians II. (1564 bis 1576) und mit einer natürlichen Tochter desselben verheiratet. Sein später Nachkomme Valvasor sagt von ihm und den Bärten folgendes, was zugleich als Stilprobe dienen kann: „Ein Hufeisen, mogte es noch so fest sein, er riß es entzwey. Ueber das sperrete er Jedwedem die Augen auf mit seinem ungemeinem herrlich langen Bart, welcher ihm nicht nur bis auf den Fußtritt hinabhing, sondern auch noch viel weiter sich erlängte. Damals waren noch die langen Bärte in großen Ehren und nicht für so altfränkisch oder bäurisch geachtet wie heutiges Tages, da man unter glatten Mäulern gar oft rauhe Herzen verbirgt und eine solche Manier von Bärten eingeführt, welche den Augen unsrer Vorfahren wie eine gemähete Wiesen würden vorgekommen und für einen großen Einbuß der Ernsthaftigkeit und Mannhaftigkeit aufgenommen seyn. Zu unsrer Zeit ist dieses Zeichen männlicher Gravität, der Bart nämlich, gewaltig subtil und die Lang- oder Breitbärtigkeit unter politen Leuten ganz ausgemustert worden. Hingegen aber pflag das ernsthafte teutsche Altertum damit zu prangen. Weßwegen auch dieser großmütige Ritter, der Herr Andreas Eberhard Rauber sich nicht wenig damit geziert schätzte, als mit einem Schmuck, den ihm die Natur selbsten, wie einem guten Feld ein langes Gras, einer herrlichen Linden breites Laub, dem tapferen Leuen und Roß eine prächtige Mähne und dem zierlichen Pfauen einen langen Spiegelschweif angekleidet hätte. Gestaltsam er selten nach Hofe gefahren oder geritten, sondern meist zu Fuß dahin gegangen, weils ihm mächtig wohlgefallen, daß ihm die Leute in großer Menge an- und nachgesehen, indem er den Bart gemein-

lich alsdann ganz fliegen ließ, als wie ein ausgebreitetes Fähnlein seiner mannhaften Strengheit und Ehrbarkeit.“ Das könnte auch der größte Humorist und Moralist des 17. Jahrhunderts, unser Wiener Abraham a Sancta Clara, geschrieben haben! — Die übliche Kavaliersreise führte unsern Helden, außer auf ausländische Universitäten, nach Italien, Frankreich, Norddeutschland, auch nach Wien, wo es ihm sehr wohl gefiel und namentlich der herrliche Dom und der Hochturm desselben sein Herz mit Bewunderung und freudigem Staunen erfüllte. Wir dürfen ihm dies hoch anrechnen! Denn nicht lange darnach kam ein Franzose nach Wien, Kasimir Freschot, der in seiner bekannten Beschreibung des kaiserlichen Hofes aus der letzten Zeit Leopolds I. Burg und Dom gewaltig heruntermachte und namentlich den Stephansturm als „mit den abgeschmackten Zieraten des ungeschickten Altertums behaftet“ hinstellte. In der Zopf-, Revolutions- und Empirezeit setzten sich bekanntlich diese Ansichten in direkten Vandalismus über! Aber mit ähnlichen Gefühlen wie einst der junge Valvasor vor dem Stephansdom, stand mehr als hundert Jahre später der junge Wolfgang Goethe vor dem Straßburger Münster und war einer der ersten, der mit seinem Jugendwerkchen „Von deutscher Art und Kunst“ den deutschen oder gotischen Stil, wie man sagt, wieder zu Ehren brachte. Den Stephansturm hatte unser Johann Weikhard übrigens ganz in der Nähe. Er wohnte nämlich im Umkreis des roten Turmes, bei der heute noch bestehenden Krebsenapotheke am Hohen Markt. Viel weiter als sonst einen jungen Kavalier brachten den krainischen Edelmann seine Reisen. Er lernte Vergleiche anstellen, und als er in der damals schon ziemlich bekannten

Baumannshöhle im Harz stand, ging ihm erst die viel größere Bedeutung der weit unbekannteren heimischen Adelsberger Grotte, ja, des ganzen krainischen Karstphänomens auf, dessen eingehendster Erforscher er wurde. Selbst afrikanischen Boden berührte sein Fuß, und ein Professor der nürnbergischen Universität, Altdorf, konnte ihn mit Recht begrüßen mit den schwulstigen Versen:

> Er reiste wie nicht viel von seinem Stande reisen.
> Ein andrer Wanderer gafft nach eitlem Wollust Tand
> Er forschte nach dem Reich der nun bestürzten Türken,
> Und wadete mit Frucht durch Libjens dürren Sand!

Von den großen Reisen zurückgekehrt, schritt Valvasor, nunmehr einunddreißigjährig, zur Gründung eines eigenen Herdes. Er vermählt sich im Juli des Jahres 1672 mit einem Edelfräulein aus altem unterkrainischem Geschlecht, Anna Rosina Grafenneger von Grafenau. Die Ehe mit der nur vierzehn Jahre und zehn Monate alten war mit neun Kindern gesegnet, von denen allerdings bei der damaligen ungeheuren Kindersterblichkeit schon 1689, als Valvasors unsterbliches Hauptwerk erschien, nur mehr vier, eine Tochter und drei Söhne, am Leben waren.

Im September seines Hochzeitsjahres erstand nun der Freiherr aus seinem mütterlichen Erbteil und dem, was ihm der ältere, „regierende" Bruder hinausbezahlt hatte, Schloß und Herrschaft Wagensberg in Unterkrain. Diesem Berg- und Waldschloß hat er in seiner „Ehre" in Wort und Bild ein literarisches Denkmal gesetzt. Das saubere Bildchen mit dem „Ententeichl" im Vordergrund, 369 seines Schlösserbuches in der „Ehre Krains", gestochen von A. Trost, dem Hauptkünstler der

von Valvasor auf Wagensberg und dem nahen Pfarrhof St. Martin gegründeten kleinen Kupferstecherakademie, zeigt den festen viereckigen Turm, in dem sich noch heute das Zimmer befindet, wo der größte Teil der „Ehre Krains" entstand. Mit löblichster Pietät hat die Familie Windischgrätz, die heute Wagensberg besitzt, die „Valvasorstube" wieder instand gesetzt.

Noch ein zweites Schloß besaß unser Freiherr: Schloß Schwarzenbach, unfern dem Hauptsitz. Auch diesem hat er einen netten Kupferstich gewidmet (Platte 312). „Und ob es gleich mit keinem weiten Aussehen, ist es doch mit einer schönen Nachbarschaft der nahe beisammenliegenden Schlößer beglückt, hat eben schöne Wiesen und Felder", sagt er dazu. Das Bild zeigt ein gar stattliches Gebäude mit Uhrturm. Die Familie Wurzbach von Tannenberg, der das Schloß jetzt gehört, hat auch hier das Andenken des großen Topographen stets hochgehalten. Das dritte Valvasorschloß Lichtenberg am Fuße von Wagensberg war schon im 17. Jahrhundert eine Ruine.

Auf seinen Gütern hätte nun Johann Weikhard gleich seinen Standesgenossen ein „adeliges Feld- und Landleben" führen können. Ihn drängte es nach Höherem. Seinen Bauern übrigens war er ein leutseliger Herr, und nicht selten finden wir seinen und seiner Frau Namen in den Taufbüchern als Paten ländlicher Kinder. Nicht ohne Humor klagt er aber: seine Bauern, sonst dem Wasser so abhold, seien doch die größten Verehrer seiner, des Freiherrn, Wasserbewohner, der herrschaftlichen Fische.

Nicht mit Unrecht nannten schon die Zeitgenossen Valvasors Hauptsitz Wagensberg einen wahren „Parnaß" der Musen ob der reichen Sammlungen an

Büchern, Naturalien und Münzen, deren er 8000 Stück dem einst römischen Boden Krains entnahm.

1679 begann die literarische Tätigkeit Valvasors, nachdem ein technisches Projekt, einen Tunnel durch den Loibl zu führen, durch die Ungunst der Zeiten (Pestjahr!) gescheitert war. Im „Passionsbüchlein", gedruckt in seiner Druckerei in Wagensberg, hat Valvasor, gewiß durch Dürers Vorbild beeinflußt, ein religiöses Bilderwerk geschaffen zur Erinnerung an die Pestzeit, die ja auch durch Pater Abrahams „Merk's Wien" einen klassischen Epilog fand. Dann begannen aber schon die topographischen Arbeiten. 1679 die Topographie von Krain, der 1681 die von Kärnten folgte. Beide Werke sind unzweifelhaft durch Vischers Schlösserbücher über Nieder- und Oberösterreich angeregt und ganz in Vischers Art redigiert. Zwischendurch laufen Kupferstiche zu Ovids Verwandlungen (1680) mit deutschen Versen, wahrscheinlich aus Valvasors Feder und ein Totentanz (1681) als Erinnerung an ein neuerliches Pestjahr. Mittlerweile treffen wir aber schon die Vorarbeiten für die Krone aller Werke Valvasors, die „Ehre Krains", wie ein Aufruf an alle Herrschaftsbesitzer beweist, ihn mit Informationen zu unterstützen, den Radics 1910 zuerst veröffentlicht hat. Er ist nicht nur an die Herrschaften in Krain gerichtet, sondern auch an die in „Istereich"-Istrien und im Karst überhaupt, wie denn auch das heutige Werk das ganze Karstgebiet umfaßt, etwa in der Ausdehnung wie das nachmalige Napoleonische Staatengebilde der „Illyrischen Provinzen". Nennenswerten Erfolg hatte der Aufruf nicht. Valvasor mußte sich in unzähligen wissenschaftlichen Exkursionen sein Material selbst verschaffen und kam jahrelang selten aus dem Sattel. Als erste Frucht dieser

privaten Mappierung erschien 1684 zu Wagensberg die Karte von Krain, die dann, gleich den österreichischen Karten von Georg Matthäus Vischer, überging in den verbreitetsten Atlas des 18. Jahrhunderts, den von Homan in Nürnberg. In dieser Stadt erschien auch im Verlage Endter zunächst die vervollständigte Topographie des „Erzherzogtums" Kärnten (1688) und im nächsten Jahre das Hauptwerk unseres Freiherrn, „Die Ehre des Herzogtums Krain", anhebend mit den ganz modern klingenden Versen: „Crain, wer dich kennt, dem blinkt so schön dein Ehrenschein!"

Mittlerweile hatte Valvasor eine hohe wissenschaftliche Anerkennung erhalten. Er war zum Mitglied der sonst recht spröden Royal Society in London ernannt worden auf Grund seiner Berichte über den Zirknitzer See und eingesandter Probeabdrücke aus der „Ehre Krains".

Es hieße den Rahmen unserer Studie geradezu sprengen, wollten wir hier eine tiefgründige Würdigung dieses monumentalen Werkes einigermaßen erschöpfend versuchen. Monumental schon dem Umfang nach mit seinen 3330 Seiten und 533 Kupferstichen! Es ist erstaunlich, was hier ein einzelner auf einsamem Waldschloß geleistet hat. Wieviel „Enqueten", „Kommissionen", „Mitarbeiter" und vor allem Geldmittel gehörten heutzutage dazu, auch nur annähernd ähnliches zu leisten! Der hochverdiente Biograph Valvasors, P. von Radics, hat es daher kurzweg nur „das Buch der Bücher" genannt. Wer so glücklich ist, noch eines der alten Exemplare zu besitzen, wie Verfasser dieser Zeilen, wird diesem Urteil nur zustimmen. Das Werk ist ein unerschöpfliches Quellenwerk über Geschichtliches, Geographisches, Topographisches, Volkskund-

liches, wie es in gleicher Ausdehnung kaum das gelobte Land aufzuweisen hat. Vor allem ein „Schatz der Folkloristik für immerwährende Zeiten", wie Radics mit Recht sagt. Als solchen haben ihn auch schon die Zeitgenossen, namentlich die Leipziger Acta eruditorum, die ja niemand geringeren als Leibniz zum Mitarbeiter hatten, anerkannt. Im 19. Jahrhundert war es zunächst der Stuttgarter Buchhändler und Schriftsteller Scheible, der in seinem kuriosen „Teutschen Schaltjahr" 1846/47 ausführlich für Valvasor beim großen Publikum Propaganda machte unter dem Titel „Sitten und Gebräuche in Krain". In der Tat hat niemand das Land in ganz Europa so bekannt gemacht wie Valvasor! Ein deutscher Edelmann war es, der ein fast ganz slowenisches Land weltberühmt machte durch sein gewaltiges Werk, und jenes slawische Land ehrt ihn wie einen Nationalheiligen, errichtet ihm ein Denkmal, veranstaltet Neudrucke und läßt durch die Munifizenz der krainischen Sparkasse in deutscher Sprache seine ausführliche Biographie drucken, um sie „Unterrichtsanstalten und öffentlichen Büchereien unentgeltlich zuwenden zu können". So erschien in der Huldigung vor Valvasors Genius das einst langgesuchte österreichische Problem des Völkerfriedens und gemeinsamer Kulturarbeit ideal verwirklicht.

Valvasor ist aber auch ein Märtyrer seiner Wissenschaft geworden, um einen leider oft mißbrauchten Ausdruck zu gebrauchen. Die ungeheuren Anstrengungen bei Abfassung seines Hauptwerkes — oft sah ihn noch der junge Tag an der Arbeit — zerrütteten seine Nerven, wie auch die immer häufiger auftretenden Teufels- und Hexengeschichten in seinen letzten Arbeiten beweisen. Wo viel Licht, ist eben auch viel Schatten, und in

diesem Punkte war Valvasor ein echter Sohn seiner Zeit. Viel fällt dabei aber auch auf das Konto seines „Amanuensis" Erasmus Francisci in Nürnberg, aus dessen „höllischem Proteus" noch der junge Grillparzer Anregung empfing für die „Ahnfrau". Es ist wenig bekannt, daß sich unter diesem Namen der Lübecker von Finx birgt, der als erster berufsmäßig von Schriftstellerei lebte. Er hat seinen „Herrn Hauptautor" Valvasor, wie er ihn immer nannte, nur um ein Jahr überlebt.

Die ungeheuren Kosten des gewaltigen Werkes verschlangen leider auch die Herrschaften, Sammlungen und das Laibacher Stadthaus, das Wirtshaus „Zur Sonne", des früh gealterten Freiherrn. Verhältnismäßig arm ist er im Herbst des Jahres 1693 in der Stadt Gurkfeld in Unterkrain, erst 52 Jahre alt, verschieden, nachdem ihm kurz vorher noch aus zweiter Ehe ein letzter Sohn, Franz Engelbert, geboren worden war. Doch den Guß seines künstlerischen Hauptwerkes, der Marienstatue auf dem Laibacher St.-Jakobs-Platz, hat er noch durchgeführt. Als vor etwa dreißig Jahren drei Verehrer des großen Topographen hinabstiegen in den Moder der Valvasorgruft auf Schloß Galleneck, wo auch Johann Weikhard beigesetzt war, da fanden sie nichts mehr von dem, was sterblich gewesen an diesem altösterreichischen, kerndeutschen Edelmann. Unsterblich aber ist sein Werk.

Leben und Treiben im alten Wien

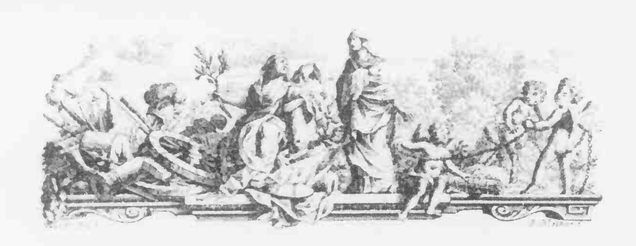


Eine Beschreibung der Stadt Wien aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges

In unserem Kapitel über den ältesten Wiener Hof- und Staatsschematismus 1637 weisen wir (siehe S. 330) auf eine in diesem Status regiminis enthaltene, bisher nicht veröffentlichte „Beschreibung der Stadt Wien“ hin.

Wir lassen sie nun folgen, wie sie wenige Jahre nachher (1649) in deutscher Übersetzung in Meister Merians Topographie und Bearbeitung durch den Steirer Martin Zeiller erschien.

Sie ist geschmückt mit einer Bilderreihe, meist in Doppelfolio, und von Zeiller mit Zusätzen aus anderen Autoren, Nachrichten bis auf seine Zeit ausgestaltet und stellt somit im Rahmen des Merianschen Werkes den ersten illustrierten Fremdenführer der großen Donaustadt dar. Das Folioformat beirrte unsere Altvordern nicht. Hat ja noch der Führer von 1703, der sich ausdrücklich als solcher bekennt, Reiffenstuhls Vienna gloriosa, in seiner illustrierten Ausgabe mit den herrlichen Abdrücken



Eine Beschreibung der Stadt Wien aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges

In unserem Kapitel über den ältesten Wiener Hof- und Staatsschematismus 1637 weisen wir (siehe S. 330) auf eine in diesem Status regiminis enthaltene, bisher nicht veröffentlichte „Beschreibung der Stadt Wien" hin.

Wir lassen sie nun folgen, wie sie wenige Jahre nachher (1649) in deutscher Übersetzung in Meister Merians Topographie und Bearbeitung durch den Steirer Martin Zeiller erschien.

Sie ist geschmückt mit einer Bilderreihe, meist in Doppelfolio, und von Zeiller mit Zusätzen aus anderen Autoren, Nachrichten bis auf seine Zeit ausgestaltet und stellt somit im Rahmen des Merianschen Werkes den ersten illustrierten Fremdenführer der großen Donaustadt dar. Das Folioformat beirrte unsere Altvordern nicht. Hat ja noch der Führer von 1703, der sich ausdrücklich als solcher bekennt, Reiffenstuhls Vienna gloriosa, in seiner illustrierten Ausgabe mit den herrlichen Abdrücken

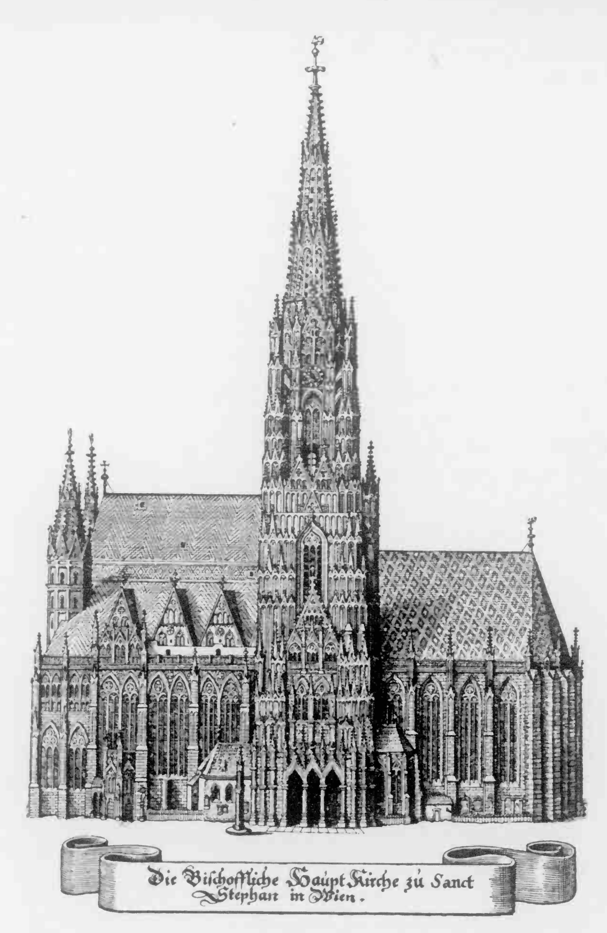
der Platten Daniel Suttingers dieses Format. Allerdings erschien auch eine handliche Ausgabe dieser Vienna gloriosa in Oktav 1705 bei dem Universitätsbuchdrucker Johann Georg Schlegl, „zu haben beim Buchhändler Adam Damer im Zwetlhof".

Die Beschreibung bei Zeiller-Merian weist zunächst das schöne und anheimelnde Doppelblatt auf: „Prospect der Thonaw zwischen dem Kalenberg vnd Bisenberg" mit dem interessanten Gelände der Donau zwischen Wien und Klosterneuburg, den Armen des Stromes mit seinen von fröhlichem Schiffsvolk bemannten „Ulmer Schachteln" und der wohl ersten Abbildung einer Wiener Heurigengesellschaft, die aus einem Glas allergrößten Formates ein Lebehoch ausbringt. Ferner das Doppelfoliobild Vienna Austriae, Wien aus der Vogelperspektive, eine ausgezeichnete Verkleinerung des großen Hufnagelschen Perspektivbildes von 1609 (gestochen 1640); dann „das Schloß Herrnals", für die Topographie der einstigen Vororte Wiens von höchstem Wert.

Der „Kielmännische Garten" in der Nähe des Stubentors zeigt uns die 1683 zerstörte Gartenpracht des älteren Wiens.

Den Schluß bildet die Abbildung des „Newgebäudes", des Sommerschlosses Max II., dessen dürftige Reste noch heute beim Zentralfriedhof stehen.

Kaspar Merian, der begabte jüngere Sohn des Matthäus, fügt dann noch in seiner 1656 vom reichen Grafen Windhaag veranstalteten Topographia Windhagiana zwei Wiener Bilder hinzu: „das Windhagerisch Haus zu Wien" (Fassade und zwei Hofansichten), das mit seinem Arkadenhof und der an den Bürgermeister Thau erinnernden Inschrift gottlob noch ziemlich unverändert als Bäckergasse 9 besteht; und



Aus Merians „Topographia Austriae" (1649)

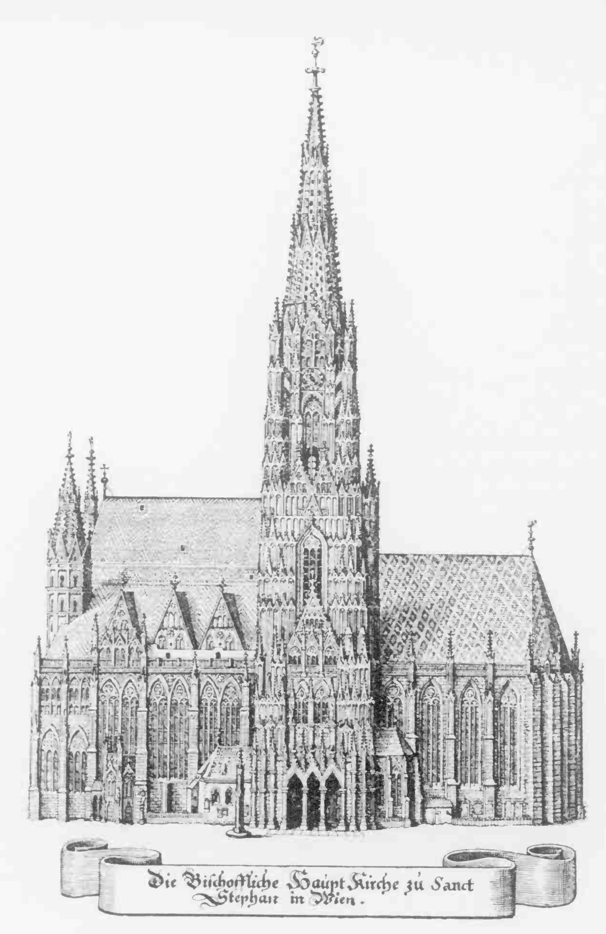
der Platten Daniel Suttingers dieses Format. Allerdings erschien auch eine handliche Ausgabe dieser Vienna gloriosa in Oktav 1705 bei dem Universitätsbuchdrucker Johann Georg Schlegl, „zu haben beim Buchhändler Adam Damer im Zwetlhof".

Die Beschreibung bei Zeiller-Merian weist zunächst das schöne und anheimelnde Doppelblatt auf: „Prospect der Thonaw zwischen dem Kalenberg vnd Bisenberg" mit dem interessanten Gelände der Donau zwischen Wien und Klosterneuburg, den Armen des Stromes mit seinen von fröhlichem Schiffsvolk bemannten „Ulmer Schachteln" und der wohl ersten Abbildung einer Wiener Heurigengesellschaft, die aus einem Glas allergrößten Formates ein Lebehoch ausbringt. Ferner das Doppelfoliobild Vienna Austriae, Wien aus der Vogelperspektive, eine ausgezeichnete Verkleinerung des großen Hufnagelschen Perspektivbildes von 1609 (gestochen 1640); dann „das Schloß Herrnals", für die Topographie der einstigen Vororte Wiens von höchstem Wert.

Der „Kielmännische Garten" in der Nähe des Stubentors zeigt uns die 1683 zerstörte Gartenpracht des älteren Wiens.

Den Schluß bildet die Abbildung des „Newgebäudes", des Sommerschlosses Max II., dessen dürftige Reste noch heute beim Zentralfriedhof stehen.

Kaspar Merian, der begabte jüngere Sohn des Matthäus, fügt dann noch in seiner 1656 vom reichen Grafen Windhaag veranstalteten Topographia Windhagiana zwei Wiener Bilder hinzu: „das Windhagerisch Haus zu Wien" (Fassade und zwei Hofansichten), das mit seinem Arkadenhof und der an den Bürgermeister Thau erinnernden Inschrift gottlob noch ziemlich unverändert als Bäckergasse 9 besteht; und



Aus Merians „Topographia Austriae" (1649)

„Windhagerisch Hauß und Garten vor dem Newen Tor zu Wien in der Roßau". Da auch bei Zeiller-Merian durch Erwähnung des „zauberischen Schlosserbuben" wohl zuerst die „Stock-im-Eisen"-Sage gestreift wird, ist die Wiedergabe dieser Beschreibung nach mehr als einem Vierteljahrtausend gewiß am Platze.

Wien / Vienna

Dies ist die Hauptstatt in Vnter-Oesterreich, die vor Zeiten zu Pannonia gerechnet worden, zur Rechten der Thonaw gelegen, wiewol es nur ein Arm davon ist, so nahend zur Stadt gehet; gleich wohl man auf solchem die Schiffe, nach Gelegenheit der Zeit vnd des Wassers stellen kann: Wann aber das Wasser klein ist, so müssen dieselbe, sonderlich die grosse, ein meil wegs oberhalb vmb Nußdorf, oder wohl gar bey der Statt Closter Neuburg, 2 Meilen von Wien, bleiben. Mehr als ein halbes Viertel einer Teutschen Meil von der Statt gegen Mähren wärts, seynd noch 3 andere absonderliche, vnd zum Theil gar grosse vnd schiffreiche Arm, oder besondere Fluß, dieses sehr grossen Thonawflusses, vber welche fünff Brucken gehen, die man im Nothfall, zu mehrer Sicherheit der Statt abwerfen kan. Von Mittag hat die Stadt ein kleines Wasser, so auch Wien genandt wird, vnd das von denen gegen Abend gelegenen Bergen herkompt, so bald wächst, vnd von dem vielen Regenwasser sich leichtlich ergiessen thut, etliche Mühlen treibt, vnd nicht weit von den Stattgräben sich in die Thonaw ergiesset; vnd von Theils, als ob es ein Arm von der Thonaw wäre, angesehen wird.

Vnd von diesem Flüsslein wollen auch Theils den Namen dieser Stadt herführen. Es halten sonsten die

Gelehrten dafür, daſſ ſolche Statt anfangs Vendum, Vindobona, vnd Vindomina; folgendts von dem Römiſchen Kriegsobriſten Annio Fabiano, Fabiana, vnd von den Teutſchen Vian, Vien, vnd endlich Vien vnd Wienn, auch mit der Zeit von den Windiſchen Wydme, vnd von den Türcken Vez, ſeye genandt worden; allda die Römer ihre Gräntzen beſetzt, vnd ihre Legiones oder Regimenter, Geminam vnd Alaudam[1], oder Germanicam, gehalten haben, ſeye aber, zum Zeiten der Kayſer Augufti, vnd Tiberii, noch nit vornehm geweſen, die weil Vellejus, der vnter der Regierung Tiberii gelebt, die Statt Carnuntum an der Thonaw, vnter Wien, für den nächſten Ort gegen dem Norico ſetzen tut, ſo Er nicht getan hätte, wann Wien, ſo in Pannonia gelegen vnd dem Norico am nächſten war damalen berühmt geweſt wäre. Aber mit der Zeit, ſonderlich nachdem die Kayſer Veſpaſianus, Trajanus und andere ſich allhie auffgehalten, vnd oberwente ihre Legionen hierumb gehabt haben, ſeye ſie vornehm worden; daß man alſo nicht wiſſen kan, wer dieſer Statt erſter Erbawer geweſen: Folgends aber, nachdem ſie viel Schaden gelitten, vnd faſt bey die 400 Jahr wüſte gelegen, ſolle ihr Henricus I.[2] Fürſt von Öſterreich, Anno 1158, wieder auffgeholfen haben: Vnd als König Richard auß Engelland, auff ſeiner Reyſe auß dem gelobten Land, durch Ungarn vnd Öſterreich ziehend, nahend Wien, den 20. Decembris, Anno 1192 aufgefangen worden, daß Er ſich (weil Er Hertzog Leopolden von Öſterreich gantz ſpöttiſch gehalten vnd jhm ſein Wappen zu Joppe[3] von der Herberg herabreiſſen laſſen) mit großem Gelt wieder erledigen mußte, ſo wurde von dieſem auch dieſe Stadt verbeſſert vnd erweitert, die der Zeit bei einer halben Teutſchen Meil im Vmbkreis hat, und allda viel Antiquiteten

ſeyn, von welchen Lazius hin vnd wieder in libris Reipublicae Romanae zu leſen[4].

Sie liegt in einer gar luftigen Ebene vnd auf einem an Getreid, Wein, vnd allerhandt andere Früchten und Nahrungsmitteln ſehr geſchlachten und fruchtbaren Boden. Vnd wird ſonderlich ſehr viel Wein herumb geſamblet, vnd in die Statt geführet; daher auch das Wort Vienna verſetzt, vnd in dieſe zwei en vino verwandelt und Wien zu Wein gemacht wird.

Vnd zwar ſo hat man deſſen von nöthen, weilen die Statt gar Volkreich, als ſechs mächtiger Nationen, der Teutſchen, Welſchen, Hungarn, Böhmen, Polen vnd Slovaken, gemeine Herberg zu ſeyn ſcheinet; alſo, daß vor der Belagerung, vnd dem Krieg den König Matthias Corvinus mit dem Kayſer Friederico IV. geführt, fünffzigtauſent Menſchen, ohne die Kinder, allda ſeynd gezählt worden, vnd offt allein in die ſiebentauſend Studenten ſich allhie befunden haben. Vnd wird noch die Anzahl der Seelen, ſo in: vnd auſſer der Stadt ſeynd, der Zeit auf ſechzigtauſent geſchätzet[5]; wiewohl man die Gewißheit deſſen nicht eigentlich erfahren, vnd wiſſen kan; weilen es da groſſe vnd weitſchichtige Vorſtätt hat; in welchen viel herrlich und ſchöne Gärten mit ihren Luſthäuſern, auch andern Gemachen vnd Loſamenten ſeyn, darin ſich viel Leuth aufhalten können; wiewol deren Sachen viel vor etlich Jahren, ſonderlich vor dem Burg: vnd dem Kerner Thor, gegen S. Vlrich, vnd am obgedachten Flüßlein Wien, werts, bey die 300 Schritt begreiffende, nicht allein die Straſſen, vnd die Gaſſen zu erweitern, ſondern auch zu mehrer Sicherheit der Statt, an ſolchen Orths, Theils abgebrochen, Theils durch ein vngefähr entſtandenes Fewer verbrandt worden ſeyn. Vber, oder jenſeits der Thonaw, wohnen, gleichſamb in

einer Insul, die Juden besonders; in der Statt aber haben sie zu ihrer Handthierung gewisse Orte, da sie des Tags ihre Wahren verkauffen; aber vber Nacht in der Statt nicht bleiben dürffen. Sonsten seynd sie allda wohl gelitten, vnd mit genugsamben Freyheiten vnd Sicherungen versehen. Es hat die Statt sechs Hauptthor, und zehen grosse Bollwerk vnd Pasteyen. Vom Morgen ist das Stubenthor; von Mittag das Kerner, oder Porta Carinthiaca; vnd das Schloß: oder Burgthor; vom Abend das Schotten: vnd Newe Thor, vnd von Mitternacht der Rothe Thurm: Vnder welchen die Viere, als das Burg, Kerner, Newe vnd Stubenthor, sehr stark, gantz gewölbt, gar hoch vnd ansehnlich, mit langen Schwibbögen; die vbrige aber nur Thürne seynd. Die gedachte Pasteyen werden genant, die Newthor-Pastey, Schotten Pastey, Melkerhof Pastey, Katzenpastey, Burg Pastey, Wachtmeister Pastey, Kerner Pastey, Braun Pastey, Burger Pastey, Biber Pastey[6]. Wann einer vmb die Statt gehen will, so kan er zum Stubenthor hinauß, vnd gegen den Rotenthurm hinumb gehen; wo er dann erstlich nahend einer Pastey vorüber muß, so von Quaderstucken erbawet ist, nur zwey hohe, vnd gemauerte Casamaten hat: Von dannen er zu einer andern Pastey, so ein starke Mauer von Ziegelsteinen, vnd, wie die vorgehende, gar tieffe Gräben herumb hat. Von dannen ist eine doppelte Mauer zur Linken[7], zur Rechten aber laufft der obgedachte Arm von der Thonaw vorüber, allda ein Brücke von Holz, so man die Schlagbrücke nennet; vnd kompt man durch das äussere Thor in eine weite Gassen, da zur Linken niedere Mauren, zur Rechten aber die besagte Thonaw, daran etliche Bevestungen am Gestad aufgerichtet, bis zum Rothenthurm, vnd noch ferners biß zu einem anderen

äusseren Thor, bey welchem die angedeute Gassen enger wird, vnd von solchen an, die Statt lange, hohe, und starke Mauren hat, auf welchen drey Wachthäußlein erbawet seyn, welche sich biß zu dem Zeughauß desselben Ein: vnd Außgang, vnd die nächste Pastey erstrecken, vnd da auch ein Aufzugbrücke ist. Vnd ist solche dritte Pastey schön vnd groß. Von hinnen gelangt man zum Newenthor, daselbsten Heinrich Mathäus, der ältere, Graff von Thurn, Anno 1619 durch einen angeschraufften Petarden, die Statt mit seiner Reutterey, so zu Eberstorf gewartet, zu erhaschen vermeint hat. Ferners hat man die vierte Pastey, bey welcher ein hoher Wall gegen den Schottenthor, da die Statt sehr tiefe Gräben hat, die sich, sampt dem Wall, biß zur fünfften Pastey, erstrecken, daselbsten newlich stark gebawet, vnd die Statt mehrers, vnd nothwendig befestiget worden ist. Vnd allhie hatte das Tieffenbachisch Regiment, so zu Hörnals gelegen, in die Statt brechen sollen, wann der obvermeldte Anschlag mit dem Petarden angangen, vnd solcher nicht, durch einen Liebhaber seines Vaterlands, entdecket worden wäre. Ferners kompt man zur sechsten Pastey, daselbst Herr Statt Obrister, der Freyherr Löbl, seliger, ein Gärtlein, mit einem Lusthause jme hat erbawen lassen[8].

Vnd ist besagte Pastey vor wenig Jahren renovirt, vnd verbessert worden, daß sie in der Schönheit die andern alle vbertreffen solle. Vnd erstreckt sich obgemeldter Wall nicht allein hieher, sondern biß zu der kayserlichen Burg, daselbsten man die Gräben tiefer gemacht hat: Vnd gelangt man sodann zum Burgthor, bey welchem die siebende, vnd zwar grosse Pastey ist, so hindenher noch eine kleinere, wie eine Casamata, oder Schlupffwinkel deß Bollwerks, aber nicht in die Höhe

auffgerichtet, sondern gantz gemauert, hat. Vnd an diesem Ort hat obgesagter Graff von Thurn in die kayserliche Burg, vnd gar in die Ritterstuben, vnd Ante-Cameram, auß S. Ulrichs Vorstatt schiessen lassen; deßwegen man in folgenden Jahren da gewaltig an der Pastey, vnd sonsten gebawet, vnd also von außen besagte Kayserl. vnd Ertzherzogliche Residentz stattlich versichern lassen, daß man sich da keiner Gefahr mehr zu besorgen.

Vnd gehen solche newe Fortifikationen biß schier zu dem Kärner Thor, vor welchem die achte, vnd zwar starke, große, schöne und fürtreffliche Pastey, gantz von Ziegelsteinen aufgeführet, zu sehen ist, so ihre Casematen hat: Vnd wohnet auff solchem Thor, so nächsten besagter Pastey ist, der Statt Wachtmeister. Von diesem Thor an ist, anstatt des erwehnten Walls, ein hohe, von Ziegelstein auffgeführte Mauer, vnd seynd die Gräben sehr tief und hoch. Vnd folget sodann die neunte Pastey, auch gar stattlich, wie die vorhergehende, sampt der Wasserleitung in die Statt. Von hinnen ist wieder ein Wall bis zu der Zehenden, so auch die obere Stuben Pastey genandt wird; stattlich groß und hoch, vnd mit einer Mauer von Ziegelsteinen umbgeben ist, so an den Ecken Quaderstein hat; welche Pastey vom Kayser Ferdinand I. erbawet worden, allda ein Schrift mit guldenen Buchstaben, auff einer steinern Tafel zu lesen; wie solches auch an den vorgehenden in acht zu nehmen ist. Es sollen aber diese Werck, wie sie vmbs Jahr 1636 gewesen, hernach noch mehrers verbessert, vnd diese Statt noch gewaltiger, wie vnten in den Geschichten folget, zu befestigen angefangen worden seyn. Zu jhrer und besagten Thor, vnd Festungen, Beschützung seynd in gemeldtem Jahr 1636 bey die tausend zu Fuß, in acht

Fähnlein abgetheilt, vnterhalten worden; deren monatliche Besoldung auff einen Kopf sechs gulden seyn solle. So etwan Kriegsgefahr vorhanden, so legt man auch etliche Cornet Reuter in die Vorstätte, vnd müssen imgleichen Bürger, so vnter vier Fahnen vor diesem eingeteilt gewesen, wenn es noth tut wachen. Vnnd haben sich wohl auch die Studenten etwan, im Nothfall, dazu gebrauchen lassen. Inwendig ist die Statt schön erbawt, vnd seynd viel Häuser allda, so vor fürstliche Paläst anzusehen; wiewol sie mehrers zum Pracht, als zur Bequemlichkeit: vnnd Nutzbarkeit, gemeinlich bawet, sonsten aber weit, groß, stark, hoch, von Steinen aufgeführt, mit Höfen, vnd Mahlwerk gezieret seynd. Haben sehr tieffe, weite, vnd ansehnliche Keller, in welchen man Stuben findet, daher gesagt wird, daß zu Wien nicht wenigere Gebäude vnter: als ob der Erden seyen.

Die Gassen der Statt seynd schön, vnd sauber, vnd so wol mit harten Steinen gepflastert, daß sie von den Rädern der Wagen nicht leichtlich Schaden nehmen. Es hat allhie vnterschiedliche, groß vnd mittelmäßige Plätz, vnnd Orth, da man zusammen kompt, vnter welchen seynd. 1. Der Hoff, 2. Der Hohe Marckt, da das Rathaus stehet[9], 3. Am Graben, 4. Newmarckt, 5. Judenplatz, 6. alt Bauernmarckt, 7. Lubeck[9a], 8. Fleischmarckt, 9. S. Peters Freudhoff, 10. beym Schottenthor, 11. Tieffe Graben, vnd 12. Der Haarhoff: Zu welchen man auch den Orth zum Stock im Eisen zehlet, an welchem Stock ein Schloß ist, von dem man fürgibt, daß es von einem zauberischen Schlosserbuben gemacht worden seye, vnd daß niemand solches aufthun könne.

Von Kirchen seynd allhie sonderlich zu sehen. Die Haupt: oder Bischoffliche Kirche zu St. Stephan, so ansehentlich, groß, hoch, vnd weit, aber zimblich finster

ist, welche Henricus I. von Oesterreich angefangen haben solle, die folgendts Henricus II. auß dem Bambergischen Stammen außgebawet[10] wiewol die Schnecken, vnd anderes, erst Anno 1360, dazu kommen seyn. Der Meister ist vnter der Cantzel zu sehen. Den Thurm hat man Anno 1340 (al. 63) angefangen, vnd in 60 Jahren hernach, nämblich Anno 1400 (G. de Roo sagt 1437)[11] vollendet. Man hat 436 Staffeln, vnd hernach an Leytern 200 Sprüssel, hinauf zu steigen: wie dann dieser Thurm 480 Werckschuch hoch ist, vnd daher vnder die drey fürnembste in Teutschland gerechnet wird, vnder welchen er der stärkste seyn soll; dann sonsten ihme der Straßburgische an Zierlichkeit, vnd der Kunst, weit vorgehet. Die größte Glocke darinn wigt 244 Centner 44 Pfundt, der Schwenkel drey Centner. Theils sagen wohl gar von sieben. Auf der anderen Seiten ist noch ein anderer Thurm, diesem gleich, angefangen, aber nicht vollendet worden. Man sagt, daß der nächst verstorbene Bischoff solchen aufzubawen Willens gewest seye. Anno 1590 ist vorgedachter Thurm durch Erdbeben so erschüttet worden, daß man sich seines Falles befürchtet hat, vnd die Spitze davon abzutragen rathschlagen müssen. Im Chor der Kirchen ligen die Marggraven vnd Hertzogen von Österreich eines Theils[12]. Zur rechten Seiten desselben stehet Kaysers Friderici IV. Monument, so ihme Kayser Ferdinandus I.[13] von rotem Marmor sehr künstlich hat auffrichten lassen. Zur Linken Rudolphus I., der aber nicht allhir, sondern zu Speyer begraben liegt[14]; dabey die Reliquien von S. Stephan, vnnd S. Konraden dem Bischoff, vnnd anderen Heiligen mehr seyn sollen. Ausserhalb siehet man den Bawmeister, der an dem obgedachten, vnaußgemachten Thurm gebawet hat; wie auch deß Reinhard Fuchsen Grab, welcher, mit dem

Pfaffen von Calenberg, an Herzogs Otten zu Österreich Hoff gelebt haben[15].

Man hält dafür, daß Wien gar zeitlich zum Christlichen Glauben kommen, den folgends S. Quirinus vnd S. Severinus allda sonderlich fortgepflanzt, welcher Letzte auch den Mamertinum, oder Mamertum, zum ersten Bischof allhie gemacht, vnnd, nach Zerstörung der Kirchen durch die Langobarden, mit der Zeit, der H. Rupertus, Bischoff von Salzburg, den Gisalaricum dahin geschickt haben, der daselbst wieder eine Capellen erbawt. Man nannte die Bischoffe allda Fabianenses, Favianenses, vnd Vigennenses. Es hat aber solches Bistumb wegen der Hunnen, oder Vngarn stätigen Verheerungen, deß Lazzii Rechnung nach, vor etwas weniger als 800 Jahren (von anno 1643 an zu raiten) auffgehört[16]. Vnd hat es von dem Jahre 1160 an, Pfarrer allhie gehabt, so im Nahmen der Bischöffe zu Passav, das Kirchenwesen versehen.

Vmbs Jahr 1364 hat sich allda die Probstey erhebt, so biß auffs Jahr 1480 gewehrt; zu welcher Zeit Kayser Friederich der Vierte, vom Papst Paulo II. erhalten, daß aus der Probstey wieder ein Bistum, vnd Leo von Spaur, ein Tyrolischer Freyherr, zum ersten Bischof gemacht worden ist. Ihme hat succedirt Bernhard von Ror, ein Oesterreichischer Freyherr, vnd diesem Andere, vnd darunder Bernhard Herr zu Polheim, Johannes Fabri, Fridericus Nausea, Christophorus Ortwein, alle drey Theologici; Item der Cardinal Melchior Clesel, so im Herbst des 1630. Jahres, im 77. Jahr seines Alters, allhie gestorben ist. Ihme hat Antonius, Abt des reichen Benedictiner Closters Krembs-Münster in Ober Oesterreich succedirt, der am ersten den Titul eines Fürsten vom Kayser Ferdinando II. erlangt hat, vnd

10*

Geheimen Rath Präsident gewest ist; der auch den alten Bischoffs Hoff abbrechen, vnd einen sehr prächtigen vnd grossen Palast, an desselben statt hat aufbawen lassen. Jhme hat der jetzige Herr Bischoff, auß dem vornehmen Freyherrlichen Breunerschen Geschlecht, newliger Zeit, succedirt. Das Einkommen sowohl des Bischoffs, als der Domherrn, der obgedachten Stiftskirchen, deren 16 seynd, vnd die alle vmb den Dom herumb wohnen, soll nicht gar hoch kommen.

Nach dieser S. Steffans Kirchen ist 2. zu sehen das Schotten Closter, welches Anno 1158 von Hertzog Heinrichen von Oesterreich ist auffgerichtet, vnnd den Schott: oder Irländern, eingeben worden, drinn auch Er Hertzog Heinrich, so Anno 1174 [NB. 1177!] gestorben, ruhet.

3. Das Closter der Minoriten, zum H. Creuz, so man auch das Welsche nennet, das König Ottocarus auß Böheim angefangen; die Königin Blanca aber, Königs Philippi deß dritten in Frankreich Tochter, und Rudolphi, Kaysers Alberti I. Sohns, Gemahlin, vnnd Elisabetha, Königs Jacobi in Aragonien Tochter, vnnd Kaysers Friderici deß Dritten, vnd Schönen, besagten Rudolphi Bruders, Gemahlin so beyde allhier ruhen, ausgebawet haben. Es liegen auch da nebeneinander, Georgius Basta, der berümbte Obrister; vnd Heinrich Duval Graf Dampier Freyherr von Mandrovilla und Herr zu Han; welcher vnder besagtem Basta in Vngarn gedient, hernach in vnderschiedlichen Kriegen, sonderlich im Böhmischen sich berühmt gemacht, vnnd den 9. Octobr. Anno 1620 vor dem Schloß zu Preßburg blieben ist[17]. Vnd in dieser Kirch deß besagten Closters haben etwan auch die Evangelische jhre Predigten, vnnd Religions Exercitium zu halten vom Kayser Maximiliano II. erlangt; wiewol ihnen solches hernach vnder

dem Kayser Rudolpho II. wieder entzogen worden; denen aber folgents Kayser Matthias, daß sie dasselbe in dem Dorff vnd Schloß Hörnals, den Herren Jörgern gehörig, halten möchten, erlaubt hat; vnd durfften die Prediger in die Statt gehen, daselbsten Ehen zusammengeben, das H. Abendmahl reichen, die Kinder tauffen, vnnd die Kranken besuchen; biß mit der Zeit Kayser Ferdinandus II. in die Regierung kommen, vnd nach dem Er die Schlacht vor Prag, vnd ander Sieg erhalten, vnnd Ihr Kayserl. Mayestet vorgebracht worden, daß sich bisweilen von 20 biß in die 40 und 50 tausendte Menschen (von Einheimischen vnd Frembden) zu besagtem Hörnals (so bey einer Viertel Meil Wegs von Wien gelegen) bey einer Predigt befinden thäten[18], so haben Ihre Mayestät, auf vielfaltiges der Catholischen anhalten, die Enderung in der Statt Wien vorgenommen, vnd Anno 1625 den 22. Aprilis, Hörnals eingezogen, die Evangelische Prediger allda abgeschafft, vnd als dieses Orts H. Helmhart Jörger Freyherr ist zu Lintz im Arrest gewesen, diese Herrschaft den Dom Capitularn bey S. Steffan in Wien, welche solche außgebetten, eingeraumt, auch den besagten Evangelischen Predigern die Statt Wien verbieten lassen; wiewol sie sonsten noch in Österreich geduldet, vnd etlichen Burgern, vnd Inwohnern der Statt Wien, den Gottesdienst zu Intzersdorff, ein Meil Wegs von dannen gelegen, vnd dem Herrn Geyer von Osterburg gehörig (so in einer Zeitung den 4. 14 Martij Anno 1646 zu Wien datiert, ein Stättlein genennet vnnd daß selbiger Tagen solches, allda der Kayserisch Buchheimischen Völcker Hauptquartier gewesen, sampt der Kirchen, gantz, vnnd darinn viel Getraid, verbronnen seye, gesagt worden) zu besuchen vergont ward. Endlich aber so wurde auch

solches daselbst, vnd anno 1626 in gantz Vnder-Österreich eingestellt vnd verboten, auch folgendts die Religionsänderung mit Ernst da vorgenommen, also, deß allein die wirckliche Landtstände vnd etlich wenig andere, noch bey jhrer Religion, soviel die Gewissens Freyheit anbelangt, gelassen worden, vnd noch der Zeit [i. e. 1649] gelassen werden, die aber kein öffentliches derselben exercitium haben.

4. S. Peters Kirch, die man für die älteste in Wien hält, vom Kayser Carolo M.[agno] erbawt, allda vor Zeiten ein Altar, dem Kayser Domitiano zu Ehren auffgericht, so man aras Flavianas genant, solle gestanden seyn[19]. Theils zwar halten d. Ruperti Kirchen für älter, als welche vmbs Jahr Christi 640 solle erbawet worden seyn.

5. Das Carmeliter Closter, vom Herzog Rudolfo Magnanimo [Rudolf der Stifter] zu Ehren der Mutter Gottes gestiftet, darin folgendts die Jesuiter ihren Gottesdienst verricht vnd die Jugend unterwiesen haben[20]. Folgends aber, als sie auch in die Vniversität, von welcher hernach, kommen, haben sie, an statt deß alten, ein trefflich ansehenliches Collegium erbawt, von dem der Sturmwind An. 1631 in Decembri zween schöne hohe Thürn dergestalt abgeworffen, als wann man sie hinweggeschnitten hätte, vnd ist doch niemands dadurch beschädigt worden.

6. S. Clarae Closter haben Hertzog Rudolphus [gemeint der III.] vnnd obgedachte seine Gemahlin Blanca gestifftet, so von andern hernach vermehrt, vnd vollendet; vom Kayser Ferdinando dem Ersten aber zu einem Burger Spital ist verwendet worden[21].

7. Es ist aber hergegen ein anders Closter S. Claren Ordens, zu den Engeln genannt, von der Königin Elisabetha auß Frankreich, als sie, nach Absterben ihres Herren Königs Caroli des Neundten in Frankreich, wider auff Wien kommen, gestiftet worden[22].

8. Das Capuciner Closter, so von Kayser Matthias, vnd dessen Gemahlin, von Grund auff new erbawet haben; auch in solchem, wie nicht weniger Kaysers Ferdinandi III. Gemahlin, Fraw Maria, so Anno 1646 den 13. May zu Lintz verschieden, vnd den 24. hieher geführt worden, ruhen. [Folgt ein lateinisches Zitat über die Einfachheit der Kapuzinerkirchen und auch die der kaiserlichen in Wien aus Aegidius Gelenius de Magnit. Coloniae.]

Vber die erzehlte seynd noch viel mehrere Closter, S. Lorentzen Kirchen am alten Fleischmarkt; S. Jacobs in der Römergassen [Riemergasse], vnnd die Himmels Pforten, so Frawen Clöster deß Ordens S. Augustini[23]; die schöne große Pfarrkirchen zu St. Michel nahend der Burg; des Kayser Spital hinter dem Landhaus; das herrliche Parfotten [Barfüßer = Franziskaner] Closter in der Singerstraßen; das Augustiner; S. Dorotheae Kirchen, nahend den Graben, in welcher Graff Niclaß von Salm liegt[24]; (der anno 1530 gestorben, vnd von welchem die Graven von Salm in Österreich: gleich wie von seinem Bruder Johanne die Graven von Salm in Lothringen herstammen) die zu S. Marthen, drinne wie Gerardus de Roo schreibt, Margarethe, zugenant die Maultaschen, Herzogin in Kärnten, und Grävin zu Tyrol begraben worden[25]; die newe Kirch, so höchstgeachter Kayser Ferdinandus II. den Heyligen Ignatio, vnd Francisco Xaverio, zu Ehren erbawet; die Kirchen ad littus S. Mariae; S. Johannis Baptistae; S. Nicolai[26]; S. Mariae Magdalenae; zum Salvator; S. Georgii; S. Hieronymi (so vor Zeiten den büssenden Frawen, folgendts den Franciscanern, eingegeben

worden); S. Annae; deß Teutschen Hausses ꝛc. Vnnd haben die Heilbrüder, oder Fratres Misericordiae, auch ein Closter, ausser der Statt, bei den Brücken, in welchem viel Bethe für Kranke, so sie curiren, stehen.

Was obgedachte Vniversität, oder berümbte Hohe Schul allhie, anbelangt, so solle solche Anno 1237 Kayser Fridericus II. gestiftet, vnd sie mit ansehntlichen Freyheiten begabet haben; die hernach König Ottocarus auß Böheim vermehrt; Hertzog Albrecht aber der Andere von Österreich, der Contracte zugenandt, erst recht erhaben, vnd Albertus der 3. Anno 1384 die Confirmation vom Papst erlanget haben[27].

Kayser Ferdinandus II. höchstermeldt, hat den Jesuiten, vmbs Jahr 1622 neben den Byrsis [Bursen, Studentenhäuser] Collegiis, sonderbaren Stipendiaten Häusern, oder Samblungen der Studenten, so er denselben verehrt, auch die Professionem, Theologicam et Philosophicam, bey dieser Vniversität (welche anfangs in 4 Nationes, Österreicher, Rheinländer, Vngar vnd Sachsen getheilet worden) vbergeben, jedoch, daß auch die Cathedra einem auß den Dominicanern, wie auch den Franciscanern, oder Minoriten, zu profitiren, vnd disputiren, offen stehen sollen. Die Juristen und Medici aber bleiben noch vereinbart, vnd machen alle halbe Jahr einen Rectoren; bey welchem sich die, so nicht der römisch-katholischen Religion seyn, vnd allhie studieren wollen, immatriculiren lassen. — Es hat auch allhie seine Bibliotheken vnd darunter die Kayserliche, in deren dritten Zimmer viel geschriebene Bücher, vnnd darunter deß Dioscoridis, so viel hundert Jahr alt vnd deß Türkischen Kaysers Solymani gewesen; Item die Evangelia, so Othfridus, ein Mönch, in Teutsche Reimen gebracht, vnd König Ludwigen, Kayser Carls deß Großen Enikel,

dedicirt hat; Item, la Forteresse de la foy, darin schöne mit der Hand gerissene vnd gemahlte Stücklein, so Hertzog Carls von Burgund gewesen[28]; Item deß Philostrati Heroica, so dem König Matthias Corvino dedicirt worden; vnnd andere mehr seyn. Der geweste Bibliothecarius, Herr Doctor Sebastianus Tengnagel, so vor wenig Jahren gestorben, hatte auch ein sehr kostbahre eigene Bibliothec, vnd in derselben herrliche rare, vnd solche Bücher in den Orientalischen Spraachen, die sonsten nicht zu bekommen, in großer Menge; wie dann deßwegen dieselbe der kayserlichen vorgezogen worden, vnnd er selber der Arabischen, Türckischen, Persischen vnnd anderer Sprachen fürtrefflich erfahren, vnd dabey sehr freundlich gewesen ist. Wohin aber nach seinem Todte, solcher des Teutschlands Schatze kommen, können wir der Zeit nicht wissen.

Von weltlichen Gebäuwen ist insonderheit zu Wien zu sehen, die Kayserlich: vnnd Ertzherzogische Burg, Schloß oder Residenz, so zwar nicht sonders prächtig erbawt vnd für einen solchen mächtigen, vnnd höchsten Potentaten vnd eine so große Hofhaltung, ziemlich eng ist[29].

Es begreift aber solche einen großen Platz oder Hoff, an deme, auff der einen Seiten die Kayserliche Cantzley; auff der andern das innere Schloß, oder eygentliche Kayserliche Residentz; auf der dritten der Statt Wall, mit dem darauff gebawten Gang oder Galerie, vnd dann auff der vierten Seiten die newe Burg, ligen, vnd solchen umbgeben. In der besagten kayserlichen Residentz ist die Guardarobba, vnd die Galeria, mit vnderschiedlichen Zimmern, so man den Schatz nennet, vnd in demselben allerhandt köstliche, von Gold, Edelgesteinen und Perlen; wie auch mit höchster Kunst, und Fleiß, ge-

arbeit, und gemahlte Sachen; Item sowohl natürliche, als durch menschliche Händ gemachte, gewaltige, und beste Stücke, rare, vnnd wunderliche Ding, viel Tonnen Goldes werth in grosser Menge, vnd darunder die kayserliche Cron[30], mit dem Scepter, vnd Reichs Apfel, zu sehen, so auß Gold, vnd mit köstlichen orientalischen Diamanten gezieret, die man auff ein Million Goldeswerth schätzet und Kayser Rudolphus II. für sich hat machen lassen: Item ein rund Becken, so 7 Spannen im Umbgang hat, auß einem einigen Agathstein gemacht, mit einer etwas dunklen Schrift, so die Natur selbsten darinn formirt, Item ein Einhorn, so 12 oder 13 Spannen lang ist; deren beyde letzte Stuck, weilen sie jhresgleichen in solcher Form, Schöne, Eygenschaft, vnd Grösse in der gantzen Welt nicht haben sollen, nicht können geschätzet werden.

Bey diesem Pallast, so Ihr Kays. Mayestät selbsten bewohnt, seynd zween vnderschiedlich vnd lustige Gärten, einer grösser, als der ander, in welche Ihre Mayestät, auß dero Gemach, füglich gehen können. Auff vorgemeldetem sehr grossen Burgplatz, wartet, nahend dem Kayserlichen Pallast, oder Burg, ein Compagnie Soldaten zu Fuß, bey dem Eingang aber deß innern Schlosses, vnter dem Thor, gleich bei der Auffziehbrücken, zehen Trabanten auff, so ihre ordentliche Wacht da halten; deren diese den gantzen Tag vber allda mit jhren Helleparten in guter Ordnung stehen; zu Nachts aber, wann besagte Bruck aufgezogen, inwendig im Schloß wachen, biß sie andere ablösen. Vor des Kaysers, vnd der Kayserin Gemächer aber, warten andere, nämlich die Härtschierer auff, die stätigs daselbst wachen, Kriegsleute seyn, vnd Ihr Kayserliche Mayestät so wol auff den Reysen, als wenn sie außspazieren als

ein ordinari Leibsguardi zu Pferdte, straks auff dem Fuß allenthalben nachfolgen, vnd sie begleyten. Es hat in der besagten Burg auch eine feyne Kayserliche Capellen, in welche Ihre Kays. Mayt. gemeinlich durch die Ritterstuben gehen; daselbst ein statliche Musica gehöret wird; wie den, vor andern Höffen dieser Kayserliche auch deßwegen den Vorzug hat.

Fürs Ander ist das Zeugheuß, so wohl das Kayserliche, als der Statt[31] vnd in dem Kayserlichen ein stattlicher Vorrath von Geschütz vnd Munition zu sehen. Vber dem Geschütz ist ein langer Gang, wie ein Saal, mit etlichen Kammern, hängt vberall voll Kriegsrüstungen, Wehren, Waffen, Büchsen vnd Doppelhacken. In einem Zimmer ist ein alter einer Kayserin Hoffwagen, gar zierlich gemacht, daran viel Arbeit ist. Das Arsenal[32] liegt an der Thonaw, darinn vil Galleeren, Fusten [Schnellschiffe], Fregatten, Gallioten, so auff der Thonaw gebraucht werden, allein seynd sie etwas kurtz vnd nur auf 17 oder 18 bänck lang.

Drittens das Landhauß, darinn die löbliche Nieder Österreichische Stände ihre Landtäge vnd Zusammenkunften halten, darinn auch das Einnehmer Ampt ist.

Viertens das Rathhauß.

5. Der Kayserliche Marstall.

6. Die Müntz.

Theils besichtigen auch 7. in der Kärntnerstrassen das Haasenhauß[33];

Item 8. den Heydenschuß, so von den Hunnen den Namen haben solle.

Item 9. die steinerne Saul, dann ein Monstrantz, sampt Lateinisch; vnd Teutscher Schrift eingehawen, wie daselbst Anno 1549 den 27. Junij einem Priester von einem Handwerksgesellen, die Monstrantz auß der

Hand geschlagen worden[34], den man hernach gerichtet hat; vnd anders mehr; vnd dann ausser der Statt die schöne Gärten, Freudhöff oder Gottsäcker, Lusthäuser, Thiergarten, newen Baw, vnd dergleichen. Wie dann insonderheit deß Herrn Kielmanns schöner Lustgarten vor dem Stubenthor, als welcher mit schönen Außtheilungen, Gallerien, Bundwerk, stattlichen Lusthäusern, Fontainen, Zimmern, vnd Gemälden auff Italianische Art erbawet vnd gezieret, zu sehen wol würdig ist[35].

Es sagt Wolf. Lazius von hier bürtig, in der weitläufigen Beschreibung dieser Statt lib. 12. Commentar. Reip. Rom. sec. 3, cap. 7, daß allhie zwölff vnderschiedlich Gerichtstul und Bottmäßigkeiten, so in keiner andern Statt deß Teutschlands, wie Er dafür halte, zu finden; darunder dann seyen 4 Geistliche Obrigkeiten, als deß Bischoffs zu Passaw, des Bischoffs zu Wien, der Hohen Schul, vnd des Capituls, so zween Officiales, der Rector vnd der Dechant, verwalten. Darnach seynt acht weltliche als 1. die Regierung vnd Statthalterey, 2. die Cammern vnd derselben Präsident, 3. die zween Land-Marschallen (die anderswo Landshauptleuth vnd Präsidenten der Verordneten genennet werden) so ihre Beysitzer vnd 3 Verordnete haben. 4. Der Hanßgraf[36] mit seinen Beysitzern, welche ins gemein Fürkauffer genant werden. 5. Der Burgermeister und Statt Rath. 6. Der Statt Richter. 7. Der Mautner, oder Zöller. 8. vnnd dann der Forstmeister, so vber den Wienerwald gesetzt ist. Besagten Herrn Rectoris der Hohen Schul allhie Jurisdiction erstreckt sich gar weit, vnnd über alle, so solcher Hohen Schul angehörig seyn. Vnd bestehet der Vniversitet Rath von 16 Personen.

In dem bittlichen Begehren deß Raths allhie an Ertzhertzog Leopolden[37] in Anno 1619 stehet, vnder

anderem, daß der vnbürgerlichen Personen 3, 4, oder 5mal mehr zu Wien als der Burger seyen, welche der Burgerschafft das Brodt vor dem Mund abschneiden.

Vor Zeiten seyen mehr, als achttausend Burger in der Statt gezehlt worden, dieser Zeit aber seyen in: vnd vor der Statt nicht vber 1300 vnnd vnder denselben 400 vnd etlich wenig, so eigen Behausung haben. Nun seyen die Häuser in der Statt nicht weniger worden, auch nicht weniger Personen, die sich in der Statt nehren, vnnd dieselbige bewohnen, aber der mehrer Theil sey vnburgerlich, vnd den Burgern entzogen. Biß daher diese Bitt etc. Wie es aber der Zeit hiemit bewandt, davon können wir, als zimblich weit abwesend [Ulm!] nichts berichten. Anno 1646 waren zu Wien, neben Herrn Georg Gottfrieden Reittenspieß von Weillern, Röm. K. M. Rath vnd Statt Anwalten; Herrn Caspar Bernhard Burgermeistern; Herrn Johann Georg Dietmayr, Stattrichtern; Herrn Andrä Leonhart Denk V. I. D. [utriusque iuris doctor] vnd Statt Schreibern; Herrn Johann Friedrich Clement, Secretario; Herrn Johann Michael Metzlern Stattgerichts Gegenhandlern; vnd Herrn Peter Waltern Publ. Notario, auch Kayserl. Vrthl vnd Schrannenschreibern, im Innern 24 vnnd im Aussern Statt Rath 75 Personen. In dem gemeldten Statt Rath sitzen 18 Personen, welche die Stättische, vnd Burgerliche Sachen beratschlagen, vnd einen Kayserlichen Präsidenten haben, welche Stell obwolgedachter Herr D. Sebastian Tengnagel, bey seinen Lebzeiten, verwaltet hat. Johannes Cuspinianus[38], der berümbte Historicus, hat sich auch Praefectum Urbis Viennensis geschrieben. In Criminalsachen hat der oberwente Statt Richter seine Räth vnd Beysitzer, die aber alle auff den Land

Marschallen in Vnder Österreich ihr Absehen haben müssen, welches Ampt lange Zeit verwaltet hat, vnd vielleicht noch, Herr Seyfried Christoff Preuner, Freyherr, der Röm. Kays. Mayt. geheimer Rat vnd Statthalter zu Wien.

Es haben sich allhie viel große Sachen verloffen, deren wir Kürtze halben, allein etliche erzählen wollen. Vnder des Kaysers Arnolphi Sohn, Kayser Ludovico [puer, das Kind], Item bey Regierung der Kayser Conradi I. vnd Henrici I. ist diese Statt von den Vngarn vbel verwüstet worden[39]. Zur Zeiten Kaysers Conradi II. wurde sie von S. Stephano eingenommen[40], so dazumal noch bayrisch war, weilen der Kayser seinem Sohn Henrico 3. das Hertzogthumb Bayern verliehen, vnd der König wegen seiner Gemahlin Giselae, Kayser Heinrichs des Andern Schwester, vermeint, daß sein Sohn Emmerich der rechte Erb zu Bayrn wern. Als der letzte Hertzog von Österreich, auß dem Bambergischen Stammen, Fridericus Bellicosus, in deß Kaysers Friderici II. Vngnad gefallen, so ist Er, der Kayser Anno 1236 auf Wien kommen, den die Bürger daselbst stattlich empfangen, der auch allda in drey Monat lang verharret ist, vnd Wien zu einer Reichs Statt gemacht, vnnd jhr das Wappen, so sie noch heutigs Tags führet, nämblich einen güldenen, vnd gekrönten Adler in schwartzem Felde, gegeben. Sie ist aber nur vier Jahr ein Reichs Statt geblieben. Denn sie besagter Hertzog, als der Kayser anderswo zu thun hatte, belagert vnnd also geängstigt, daß sie sich jhm wider hat ergeben müssen. Anno 1252 ward Wien vom König Bela auß Vngarn belagert. Anno 1267 wurde ein Concilium allhie gehalten, dessen Statuta Andreas Brunner lib. 14. Annal. Boicor. p. 817 seq. setzet. Anno 1282 [recte 1276] belagerte die Statt Kayser Rudolphus der Erste, wider dessen Sohn vnd ihren Herrn sie sich hernach vergriffen [id est Albrecht I.] deßwegen sie auch vmb etliche Freyheiten kommen, wie Gerardus de Roo schreibet. Anno 1408 seynd der Burgermeister Conrad Vorlauff, vnd andere deß Raths allhie, enthauptet und jhre Körper zu S. Stephan begraben worden, deren Grabschrift daselbst zu lesen[41]. Vnd stunde es damaln vbel zu Wien, wie beym gedachten de Roo lib. 4 zu lesen. Anno 1463 [richtig 1462] ist der Kayser Fridericus 4. sampt seiner Gemahlin vnnd Sohn Maximiliano allhie in seiner Burg, von seinen eygenen Bürgern vnd Vnderthanen belagert worden. Anno 1485 belagerte diese Statt König Matthias Corvinus auß Vngarn, nam sie auch, nach sechs monatlicher Belagerung, da man Roß, vnd schändlicher Thier Fleisch in der Statt gessen hatte, ein, vnd kam solche erst nach seinem Todte, im Jahr 1490 allhie erfolgt, (nach welchem, am sechsten Tag sie, die Statt, schier gantz abgebronnen) wieder an Oesterreich, als die Wiener ihren Herrn König Maximilian, den 22. Augusti mit Frewden empfingen, vnnd folgendts, auff vorgangnen Sturm, die Vngarn, (so sich tapfer gewehrt, also daß auch der König eine Wunden im Arm bekommen) das Schloß auch aufgaben und abzogen. Anno 1515 seynd allhie, Höchstgedachter K. Maximilianus I. König Uladislaus in Vngarn, vnd Böheim, vnd Sigismundus in Polen, zusammen kommen; davon Cuspinianus, Isthuanfius, vnd andere mehr auch Jodocus Ludovicus Decius zu lesen. Anno 1529 den 26. Septembri, kam der Türkische Kayser Solymanus selbsten darfür, vnd liesse vber die 25 tausent Gezellte aufschlagen; mußte doch endlich den 14. Octobris (nach dem er, vnd vorhero die seinigen 23 Tag vor der Statt gelegen,

vnd die Unserigen, zwar mit großem Leyd der Burger, die große Vorstätte selber verbrennet haben) vnverrichter Sachen wider abziehen, als Er allda, wie man dafür hält, wenigst auf die zwantzig tausent (Theils sagen wohl von 50 tausent) Personen verloren. Vnnd ist er so eilends abgezogen, daß Er am fünfften Tag schon [!] bey Ofen gewesen vnd daselbsten in den Feldern das Lager geschlagen hat.

Anno 1563 seynd die newgebawte Mauren der Statt Wien, bey dem Kärner Thor, dadurch man nach Vngarn reyset, in der Länge von 200 und mehr Schuhen eingefallen. An. 1590 den 7. Septembris, erhub sich allhie ein erschröckliches Erdbidmen, daß kein Hauß so stark gefunden, an welchem von vnden hinauß nicht ein Spalt zu sehen gewesen wäre. Es hat solcher damalen auch die Kirch bey den Schotten mitten entzwey gebrochen, vnd eingeworfen, das hinder Chor alles zerschellet, den Altar zerspalten, daß man also die Kirch hat abbrechen müssen. Vnd ist S. Steffans Thurm dermassen auch erschüttert worden, daß große Stuck davon herab gefallen, vnd anderer Schade mehr geschehen ist, auch neun Menschen vnd zwey Pferdt vmbkommen seyn. H. Ortelius[42] sagt, daß besagter S. Steffans Thurn, so hart bewegt worden, daß der Gipffel des Thurns, so mit eisernen Stangen wol verwahrt gewesen, sich niederbogen, vnnd gleichsamb zum fallen gesenkt habe[43]. Anno 1619 den 6. Junij, hat Graff Heinrich Mattheß von Thurn sein Böhmisches Kriegsvolk vor die Statt geführt, ist aber, nach wenig Tagen, vnverrichter Sachen, wider abgezogen, wie auch oben gemeldet worden ist. Vnd hat es folgendts herumb, vnnd bey den obangedeuten Thonawbrucken jmmerzu mit den Vngarn, vnd Confoederirten, sonderlich den 24. 25. vnd 26. Octobris was

zu schlagen, vnd zu thun geben, darauff die große Brünsten Anno 1626 den 25. Aprilis, vnd Anno 27 den 21. Aprilis kommen; deren sie die Statt auch vor Zeiten, also Anno 1258, 1262, 1276, 1318, 1500, 1525 vnd 1535 etliche schwere gehabt hat, wie obgedachter Lazius bezeuget.

Bey Einbrechung der Schwedischen in's Königreich Böheim des Jahres 1639 wurde allhie Verordnung getan, an den Stattwällen, Bollwerken vnd Passagen, wo etwas eingegangen war, zu arbeiten, vnnd was dem Feind außerhalb der Statt, vnnd an Vorstätten zum Vorteil gereichen möchte, dasselbige abgebrochen werden solle. Den 2. May dieses Jahres ist in S. Stephanskirchen der große Glockenschwengel, ohn einige Bewegung entzwey gebrochen; vnd hat sich der Adler, welcher gantzer 15 Jahr am Kayserlichen Hoff gehalten worden von seiner Stangen zu todt gefallen[44]. Den 22. Martii Anno 1642 hat ein Vngarisch Weib allhie drey gesunde Kinder zur Welt gebohren.



Die Pest in Wien 1679 und die Augustin-Legende

I.

Die Pestschilderung

Die schwerste Heimsuchung für Alt-Wien in den vier Jahrhunderten neuerer Geschichte bildete die große Pest von 1679, gleich den beiden Türkenbelagerungen von 1529 und 1683 ein fatales Geschenk des nahen Ostens.

Die leichtlebigen Generationen der späteren Zeit denken kaum mehr an jene furchtbaren Tage, trotz Abraham a Sancta Claras klassischer Strafpredigt „Merks Wien!" und selten streift der Blick des Vorübergehenden die Pestsäule am Graben, das großartige Monument der Dankbarkeit Leopolds I. für Erlösung seiner Hauptstadt „von der leidigen Seuch". Und auch sie war gerade zweihundert Jahre nach dem Geschehnis in Gefahr, vom Erdboden zu verschwinden, aus „Verkehrsrücksichten", womit zu allen Zeiten unhistorischer Sinn und gemütsrohes Spekulantentum ihren Vandalismus, der auch Alt-Wien schon die schwersten

Wunden schlug, entschuldigten. Glücklicherweise ist es nicht zur Tat geworden.

Einmal im Jahre indes, zur stillen Frühherbstzeit, werden die im „saisonmäßig" verödeten Wien Zurückgebliebenen an jene schweren Tage vor fast zweihundertfünfzig Jahren erinnert.

Am Feste Mariä Geburt nämlich ist der „Graben" abgesperrt für den rasselnden Wagenverkehr; eine Prozession bewegt sich von der nahen Peterskirche über die nunmehr stille Straße zur Pestsäule. Es ist ein ergreifender Anblick, die sonst von tosendem Lärm erfüllte Hauptstraße Wiens so ruhig zu sehen, wie anno 1679! Nur die frommen Gesänge des Zuges hallen an die hohen Häuser und bloß aus weiter Ferne her vernimmt man das Brausen der Großstadt. In der allerdings nur eine kurze Spanne dauernden Stille vermeint man das Heer der damals Umgekommenen in der Herbstluft den Gebeten und Fahnen der Prozession nachziehen zu sehen. So hält auch einmal in jedem Jahre das lebende Wien das Gedächtnis jener armen Opfer in würdiger Weise aufrecht.

Wenig oder gar nicht ist es nun bekannt, daß wir über die Pestzeit eine Schilderung besitzen, die in einiger Beziehung hinanreicht an Manzonis klassische Darstellung der Pest in Mailand (1630) im 12. Kapitel des II. Teiles seiner „Verlobten". Zwar über die sprachliche Gewandtheit des von Goethe so hochgeschätzten italienischen Klassikers verfügte der schlichte Wiener Paulinermönch nicht. Dennoch aber ist die im folgenden wiedergegebene Schilderung P. Fuhrmanns gerade in ihrer schlichten Sprache von plastischer Lebendigkeit. Alle jene Züge und Einzelheiten, womit Manzonis Kunst fast zwei Jahrhunderte nach dem Geschehnis die



Die Pest in Wien 1679 und die Augustin-Legende

I.

Die Pestschilderung

Die schwerste Heimsuchung für Alt-Wien in den vier Jahrhunderten neuerer Geschichte bildete die große Pest von 1679, gleich den beiden Türkenbelagerungen von 1529 und 1683 ein fatales Geschenk des nahen Ostens.

Die leichtlebigen Generationen der späteren Zeit denken kaum mehr an jene furchtbaren Tage, trotz Abraham a Sancta Claras klassischer Strafpredigt „Merks Wien!" und selten streift der Blick des Vorübergehenden die Pestsäule am Graben, das großartige Monument der Dankbarkeit Leopolds I. für Erlösung seiner Hauptstadt „von der leidigen Seuch". Und auch sie war gerade zweihundert Jahre nach dem Geschehnis in Gefahr, vom Erdboden zu verschwinden, aus „Verkehrsrücksichten", womit zu allen Zeiten unhistorischer Sinn und gemütsrohes Spekulantentum ihren Vandalismus, der auch Alt-Wien schon die schwersten

Wunden schlug, entschuldigten. Glücklicherweise ist es nicht zur Tat geworden.

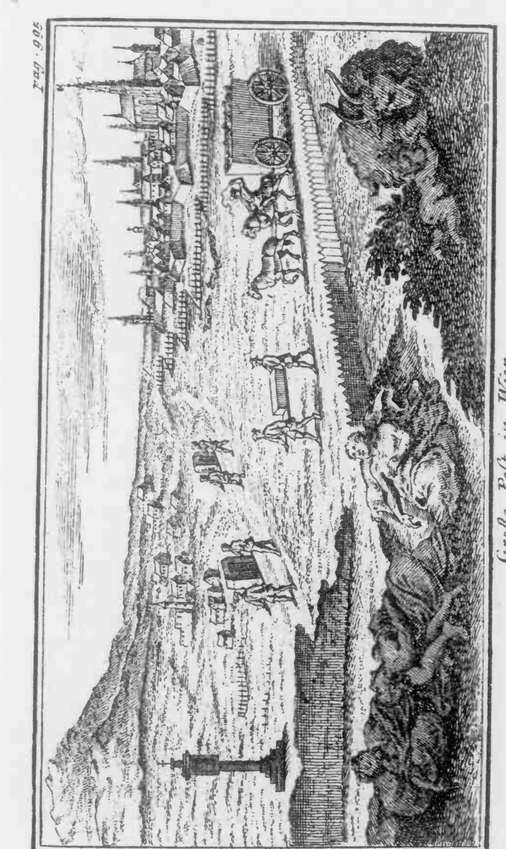
Einmal im Jahre indes, zur stillen Frühherbstzeit, werden die im „saisonmäßig" verödeten Wien Zurückgebliebenen an jene schweren Tage vor fast zweihundertfünfzig Jahren erinnert.

Am Feste Mariä Geburt nämlich ist der „Graben" abgesperrt für den rasselnden Wagenverkehr; eine Prozession bewegt sich von der nahen Peterskirche über die nunmehr stille Straße zur Pestsäule. Es ist ein ergreifender Anblick, die sonst von tosendem Lärm erfüllte Hauptstraße Wiens so ruhig zu sehen, wie anno 1679! Nur die frommen Gesänge des Zuges hallen an die hohen Häuser und bloß aus weiter Ferne her vernimmt man das Brausen der Großstadt. In der allerdings nur eine kurze Spanne dauernden Stille vermeint man das Heer der damals Umgekommenen in der Herbstluft den Gebeten und Fahnen der Prozession nachziehen zu sehen. So hält auch einmal in jedem Jahre das lebende Wien das Gedächtnis jener armen Opfer in würdiger Weise aufrecht.

Wenig oder gar nicht ist es nun bekannt, daß wir über die Pestzeit eine Schilderung besitzen, die in einiger Beziehung hinanreicht an Manzonis klassische Darstellung der Pest in Mailand (1630) im 12. Kapitel des II. Teiles seiner „Verlobten". Zwar über die sprachliche Gewandtheit des von Goethe so hochgeschätzten italienischen Klassikers verfügte der schlichte Wiener Paulinermönch nicht. Dennoch aber ist die im folgenden wiedergegebene Schilderung P. Fuhrmanns gerade in ihrer schlichten Sprache von plastischer Lebendigkeit. Alle jene Züge und Einzelheiten, womit Manzonis Kunst fast zwei Jahrhunderte nach dem Geschehnis die

Gemüter der Gebildeten erschütterte, finden sich auch bei unserem Wiener Autor. Nur hat er den großen Vorzug, ein fast unmittelbarer Zeitgenosse des Geschilderten zu sein. 1697 geboren, hat er gewiß in jüngeren Jahren viele Überlebende jener Pestzeit noch persönlich gekannt, die Erzählungen aus jenen schweren Tagen mögen seine Jugend erfüllt haben. Er lebte bis 1773. In einer Beziehung freilich unterscheidet sich seine Schilderung von der Manzonis. Der Italiener ist längst in alle Kultursprachen übersetzt, Fuhrmanns Darstellung mit Ausnahme einer einzigen Stelle über den Sackpfeifer Augustin seit 1739 nicht mehr wörtlich wiedergegeben. Das „Nemo propheta in patria“ gilt leider, und zwar in vollstem Maße für Alt-Wien. Ich glaube daher auch einen Akt der Pietät gegen einen verdienten Alt-Österreicher zu erfüllen, wenn ich diese Pestschilderung in den Hauptstellen wiedergebe. Gleich eingangs möchte ich aber betonen, daß mich, einige Stellen im zweiten Abschnitt dieses Kapitels abgesehen, das rein Medizinische und Statistische hier nicht beschäftigen soll. Diesbezüglich verweise ich auf die treffliche Arbeit Dr. Leopold Senfelders „Das n.-ö. Sanitätswesen und die Pest im 16. und 17. Jahrhundert“ („Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich“. Neue Folge, 33. Jahrgang).

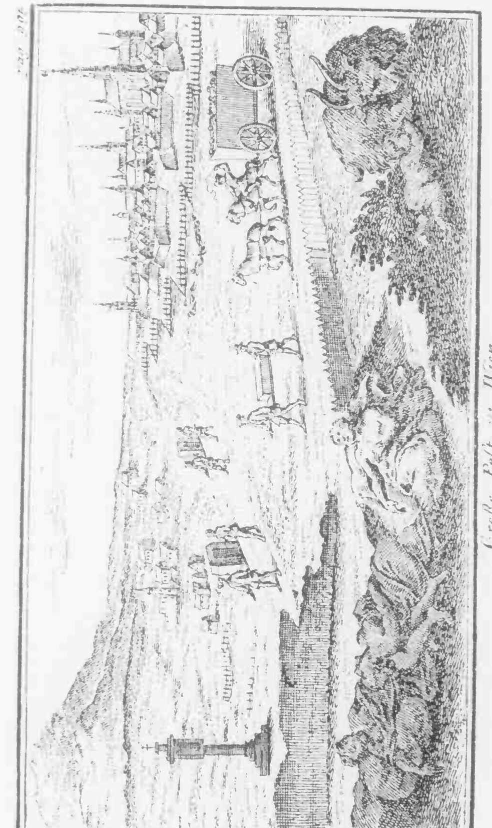
Was uns hier beschäftigen soll, findet sich im 14. Kapitel des Fuhrmannschen Werkchens: „Alt- und Neues Wien oder dieser kayserlich und Ertz-Lands-Fürstlichen Residentz-Stadt Chronologisch- und Historische Beschreibung, von den mittleren biß auf gegenwärtige Zeiten, Anderer Theil. Wien, in Verlag und zu finden bei Johann Baptist Prasser, Universitäts-Buch- und Kunst-Handlern, zu St. Johannes in der Wüsten am



Stich von P. Matthias Fuhrmann in „Alt- und Neues Wien“

Gemüter der Gebildeten erschütterte, finden sich auch bei unserem Wiener Autor. Nur hat er den großen Vorzug, ein fast unmittelbarer Zeitgenosse des Geschilderten zu sein. 1697 geboren, hat er gewiß in jüngeren Jahren viele Überlebende jener Pestzeit noch persönlich gekannt, die Erzählungen aus jenen schweren Tagen mögen seine Jugend erfüllt haben. Er lebte bis 1773. In einer Beziehung freilich unterscheidet sich seine Schilderung von der Manzonis. Der Italiener ist längst in alle Kultursprachen übersetzt, Fuhrmanns Darstellung mit Ausnahme einer einzigen Stelle über den Sackpfeifer Augustin seit 1739 nicht mehr wörtlich wiedergegeben. Das „Nemo propheta in patria" gilt leider, und zwar in vollstem Maße für Alt-Wien. Ich glaube daher auch einen Akt der Pietät gegen einen verdienten Alt-Österreicher zu erfüllen, wenn ich diese Pestschilderung in den Hauptstellen wiedergebe. Gleich eingangs möchte ich aber betonen, daß mich, einige Stellen im zweiten Abschnitt dieses Kapitels abgesehen, das rein Medizinische und Statistische hier nicht beschäftigen soll. Diesbezüglich verweise ich auf die treffliche Arbeit Dr. Leopold Senfelders „Das n.-ö. Sanitätswesen und die Pest im 16. und 17. Jahrhundert" („Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich". Neue Folge, 33. Jahrgang).

Was uns hier beschäftigen soll, findet sich im 14. Kapitel des Fuhrmannschen Werkchens: „Alt- und Neues Wien oder dieser kayserlich und Ertz-Lands-Fürstlichen Residentz-Stadt Chronologisch- und Historische Beschreibung, von den mittleren biß auf gegenwärtige Zeiten, Anderer Theil. Wien, in Verlag und zu finden bei Johann Baptist Prasser, Universitäts-Buch- und Kunst-Handlern, zu St. Johannes in der Wüsten am



Große Pest zu Wien

Stich von P. Matthias Fuhrmann in „Alt- und Neues Wien"

Kohlmarkte 1739." Da die „Fuhrmännlein", wie sie in Sammlerkreisen heißen (zwei Oktavbände „Alt- und Neues Wien" und vier Bände „Alt- und Neues Österreich", Wien 1734), die man sich vor wenigen Jahren noch um ein paar Kronen zuschleuderte, nun wie die meisten Viennensia anfangen selten zu werden, ist folgender Abdruck umso berechtigter. Er geschieht nach meinem Handexemplar.

In diesem 14. Kapitel nun, „Große Pest und andere Wienerische Jahrsgeschichten von anno 1679 biß 1683" berichtet Fuhrmann zuerst, wie gleich im Januar 1679 die Pestilenz, die in „Hungarn stark zu grassieren angefangen", nun auch nach Österreich und Wien übergreift. Genau wie bei Manzoni in der Mailänder Pest, entscheiden auch jetzt die „Medici", es sei keine wirkliche Pest („kein Formal-Infektion"), wohl aber ein „Morbus contagiosus". Die Ignoranz und Unfähigkeit verschanzt sich also hinter hochtrabenden, der Menge unverständlichen Worten. Erst sehr spät heißt es: „In Ergründung dieser Seuche waren die Herren Medici nunmehr so weit kommen, daß sie den ersten Angriff im Magen zu geschehen erkennet, worinnen sich von dem eingezogenen Gifft viel Würmer erzeigten, zu dessen Cur der Gebrauch der Citronen die beste Wirkung gethan."

Noch in der warmen Jahreszeit erfreute man sich am Glanz der einrückenden Gesandtschaften, wie auch Pater Abraham berichtete; mit Befriedigung erfuhr man von der strengen Justiz des polnischen Gesandten: „Von des Pohlnischen Gesandten Leuten wurden zu Wien allerhand Insolentien verübt, welcher deßwegen zwei seiner Bedienten offentlich und dergestalt prügeln lassen, daß sie darüber gestorben." Noch am 9. August legte der

Kaiser in Gegenwart des gesamten Hofs den Grundstein zur Kirche auf dem Leopoldsberg, „im alten Schloß des hl. Leopoldi".

Da erreichte aber die Seuche auch in der Stadt selbst eine Höhe, daß in wilder Hast flüchtete, wer konnte. Bisher hatten sich die Reichen und Vornehmen damit getröstet, „als wenn dieses nur eine Krankheit für das gemeine und arme Volk wäre, so im Essen und Trinken weder Maß noch Zihl zu halten wußte, und ihnen dannenhero solche verursachete", aber die Krankheit schonte schließlich weder Hoch noch Nieder, weder Reich noch Arm, Jung oder Alt. „Im September", heißt es, „waren um die gantze Stadt herum fast alle Lust- und Wein-Gärten, Gässen und Straßen mit todt- und kranken Leuten angefüllt, ja so gar, daß man nicht Leute genug haben könnte, die Todten unter die Erde zu bringen". — Eine heroische Ausnahme in der Verwirrung dieser Schreckenszeit bildete der Fürst Ferdinand Wilhelm Eusebius Schwarzenberg (1652—1708), der Obersthofmeister der Kaiserin Eleonora, Erbauer des vornehmen Palais am Mehlmarkt, das nun auch schon Jahrzehnte der Vergangenheit angehört, der „Pestkönig", wie er genannt wurde. Als tapfere Miliz Christi erwies sich die Geistlichkeit, Weltpriester wie Ordensgeistliche. Nicht wenige bleiben auf dem Felde der Ehre: Schottengeistliche 12, Geistliche im Landhaus 19, Augustiner Barfüßer 13, Kapuziner 38, Karmeliter „auf der Laimgruben" 33, Karmeliter „über der Schlagbrucken" (Leopoldstadt) 11, Michaeler 11, Serviten in der Roßau 12, Jesuiten 36, Dominikaner 13, Barmherzige Brüder 18, Augustiner auf der Landstraße 29, spanische Klostergeistliche 7, Dorotheer 2, Paulaner 12, Weltpriester 172. (Fuhrmanns Statistik.)

Und nun setzt die eigentliche Schilderung unseres Autors ein (S. 991):

Es haben aber vor dieser erschröcklichen Seuche sich unterschiedliche Vorboten spühren lassen und solche zuvor angedeutet, wovon gar viel und unterschiedliches erzehlet worden, wir aber nur etwas weniges hiervon anziehen. Die Hüter in denen Weingärten nächst Wien herum betheuerten eydlich, daß sie im vorigen Herbst, bey der Nacht öffters merkliche Phoenomena und schröckbare Chasmata über der Stadt Wien gesehen, welche, ob sie solche zwar nicht verstanden, doch aus ihrem Erzehlen so viel abgenommen worden, daß sich ungewöhnliche Irrlichter, großer Glantz in der Lufft, nichts anders, als ob sich der Himmel aufthäte und spaltete, haben sehen lassen. Seltsam ist auch jenes, was ein Inficierter kurz vor seinem End, mit Trauen und Glauben seines Gewissens, erzehlet; dieser gienge einstens bey spater Nachtszeit, doch bey so hell scheinenden Mond, daß er jede Schrift leicht hätte lesen können, aus dem Dorff Hernals nach der Stadt, da er aber von gedachtem Dorff auf nechstes Feld kam, hörte er unfern von danen gantz klar und deutlich Placebo Domino singen. Er stunde still, und glaubte, er höre unrecht, als welches etwa von einer Einbildung herkäme; allein er hörte solches Trauer-Gesang und Todten-Vigil so ausfürlich repetieren, daß er an solchen gar nicht mehr zweiffelte. Und siehe, in eben der Gegend, wo solches Todten-Gesang erschallte, war nachher ein Todten-Krüffte gemacht und sehr viel der inficierten Todten daselbst begraben. Zu geschweigen von mehr anderen dergleichen vorhergegangenen Zeichen.

Es fing solches Übel, wie gemeldt, gleich zu Anfang des Jahres an, jedoch nicht unter dem ausdrücklichen

Namen einer rechten Contagion, sondern sub specie eines hitzigen Fiebers. Man vertuschte es auch eine geraume Zeit dergestalt, daß viele nicht wußten, ob es auf- oder abnehme, massen auch einige glaubet, daß es nach Kurzem schon gäntzlich aufgehört. Inmitten glimmete es, und nahm nach und nach überhand, so daß im Monat Junii die ganze Stadt voll war, und jedermann gewiß wußte, die Leopoldstadt sey mit der Pest angesteckt; und es schiene, als ob die Seuche einigen Regard gegen die Stadt getragen hätte, maßen sei die Stadt übergesprungen und von der Leopoldstadt nur in andern Vorstädten herum gewütet und den Pöbel, die ärmsten Leute in finsteren Winkeln[1] ausgemustert. Endlich nahme sie sich die Keckheit, drang in die Stadt selbst herein und verursachte eine erschröckliche Niederlage unter den Reichen und vornehmsten Adel in den Pallästen und prächtigen Gebäuden. Alsdann verspührte und sehe jedermann ganz klärlich, daß im Monat Augusti fast ganz Wien in Zügen lag.

Aber niemand hat von solcher Tragoedie und Trauer Scen mit truckenen Augen erzählen noch schreiben können. Da sahe man ganze Wägen voll der Edlen und Unedlen, Armen und Reichen, Jungen und Alten beyderley Geschlechts durch alle Gässen zum Tor hinaus führen. Fiel eines vom Wagen, so warffen es die Siech-Knecht, nicht anders als ein Stuck Holtz, wiederum hinauf, welches nichts anders als Forcht und Schröcken denjenigen einjagte, welche in den engen Gässen gehend solchen Spektacul entgegen kamen. Diese retirirten sich in die Kirchen, nahmen ihre Zuflucht in die Beicht-Stühle: es begrüßte dort ein Freund den andern, doch mit verhaltenen Mund und Nasen, nahmen vor dieß- und für allemal Urlaub mit nassen Augen, als die ein-

ander nicht mehr sehen würden. Der Schmertz und das Leyd waren sonach damit vermehret, da ein Freund dem andern auswiche, ja die Bluts-Verwandten nicht einmal einander besuchten, noch in der Noth beystehen durften. Als das Übel aufs höchste kommen, und dergestalt um sich risse, daß oft 7 Thör der Stadt zu wenig schienen, die Todten und Kranken hinaus zu bringen, und daher die Siech-Knechte auch immer abnahmen, so mußte man täglich die Trommel rühren, um andere vor großes Geld anzuwerben, welches fürchterliche Spiel aber, sowohl Gesunden als Kranken, neue Furcht machte. Aus Abgang deren Siech-Knechten mußte man also die Gefängnussen eröffnen, und die auf Leib und Leben sitzende Malefiz-Personen und andere Gefangenen zu jener greulichen Arbeit anhalten. So gar in den Clöstern und geistlichen Häusern, hat der verbitterte Todt derjenigen nicht verschonet, die aus Christlicher Liebe Antrieb in der Seelen-Sorg ausgesetzt und den Betrangten zu helffen sich freywillig dargestellt; denn obschon der Clöster Porten und Thore gesperret, so schliche doch der Todt heimlich und unvermerkt durch die Beicht-Stühle in die Clöster. Er wütete ohne Unterschied wider Weltlich und Geistliche. Es fanden einstens die Siech-Knechte in der Vorstadt beim Zaun des spanischen Clösterls in der Alstergassen einen sitzenden toten Priester, welcher das Diurnale [Brevier] in seinen Händen hatte. Dieses wollten sie ihm mit Gewalt aus den Händen reißen, aber sie konnten es mit aller Macht nicht vollbringen, sondern mußten ihn mit sammt demselben begraben.

Wie gefährlich es vormahls gewesen, und wie leicht ein Mensch die Pest an sich gebracht, erhellet aus folgendem: Um frischen Lufft zu schöpfen, gieng auf ein

Zeit ein vornehmer Herr um die Stadt, welchem ein Bettler begegnete, und um ein Almosen ansprache; zu solchem Werk der Barmherzigkeit erzeigte er sich ganz willfährig, greifft in den Sack, gibt ihm, und nahm eilends seinen Weg weiter. Der Bettler siehet, daß seinem Gutthäter aus dem Sack ein Brief entfallen, welchen er aufgehoben, und mit Nachschreyen dessen den Herrn ermahnet. Dieser kehret zuruck, nihmt den Brief zu sich, steckt ihn ein, aber solcher Brief war von dem inficierten Bettler schon inficirt, der Herr empfande sogleich einen ungewöhnlichen Schauer und beschlosse bald darauf, in dem Augenblick mit der Seuche angesteckt, sein Leben.

Was sonst zwischen den Kindern und Eltern passieret, ist nicht zu beschreiben. Offt ward der Vatter todt zur Hauß-Thür hinausgetragen, und die Mutter lag in Zügen: die etwas erwachsene Kinder schryen indessen um Brod und das Saug-Kind schrye und weinte, aus Abgang der Milch, an der Brust der sterbenden und todten Mutter. Auf nechsten Weg außer Wien nach Himberg, fand man ein kleines unschuldiges Säug-Kind ligen unter dem Eyter einer Gaiß, welches nach Art des Romuli von dem Thier gesäuget worden[2]. Hauffenweiß lieffen die Kinder denen Todten-Wägen, worauf man ihre Eltern ausgeführt, durch Gässen und Plätze nach, und gaben ihnen mit großem Geschrey, Heulen und Weinen das Geleit, biß zu den Krüften. Es gab ein so große Menge der armen Waiseln und verlassenen Kindern, so allenthalben herumgeloffen, und nirgend aus gewußt, daß der Magistrat sie auf viel Wägen zusammensetzen und an ein sicheres Ort vor der Stadt bringen lassen. Allein ob sie schon daselbst ein ganzes Kriegs-Heer der Kleinen ausgemacht, so gingen sie doch

fast alle darauf, non Marte, sed Morte, und bleiben kaum, so viel über, die nur Schildwach halten mögen. Anbey hatte es in der ganzen Stadt ein wüstes und ganz förchterliches Aussehen; dort und da sahe man liegen zerstreuet allerhand Kleider, dort ein Paruquen, dort einen Hut, da einen Rock, und wiederum verschiedene schlechte, und allerkostbarste Manns- und Frauen-Kleider. Gantze Haufen der Einrichtung in den Zimmern und Beth-Geräthe lagen vor den Häusern in allen Gässen und Straßen, die man zum Fenstern ausgeworffen und die Federn von den Bethen flogen wie die Schnee-Flocken herum auf allen Plätzen. Woraus zum Schein in etwas abzunehmen der klägliche Zustand der so volkreichen Kayserl. Residenzstadt, welche in kurzer Zeit in eine Trauer-Schaubühne sich verändert hatte. Es seynd aber unvergleichlich mehr Weibs- als Mannspersonen inficiert worden und darauf gegangen, und zwar aus angebohrner Schwachheit, größerer Forcht und Schröckens, denen sie nicht sie sowohl, als jene Widerstand thun können[3].

Um nun aber diesem scheußlichen Pestgemälde einen erfreulichen Epilog nachzusetzen, sei hier die Schilderung mit einem Zitat aus Fuhrmann an früherer Stelle geschlossen (S. 990).

„Übrigens hat die grassierende Contagion in Wien dergestalt nachgelassen, daß bey frischer Dezember-Zeit die Woche über in und vor der nicht mehr denn etwa 2 oder 3 Personen gestorben." (Gegen 6475 zum Beispiel noch im Oktober.)

„So befanden sich auch in denen Lazarethen dermalen nicht mehr denn etwa hundert etlich dreißig Personen, so daß man gute Hoffnung hatte, die empfangene Scharte

bald auszuwetzen, zumahlen, weil sich nicht allein viel nahrhaffte Leute sich hierselbst wieder eingefunden hatten, sondern auch am h. Weyhnachts-Fest in St. Stephans Dom Kirche 95 Paar neuverlobte Braut-Leute sich ehelich zusammen geben lassen."

II.

Die Augustin-Legende

Die — übrigens seltenen — Kenner der Alt-Wiener Historie werden sich wundern, daß ich gerade jene Stelle aus dem Pestkapitel Fuhrmanns nicht wiedergab, welche eine unsterblich gewordene Wiener Lokalfigur, den „lustigen Augustin" behandelt. Denn eben jene Stelle galt als die einzige, die uns überhaupt vom Dasein dieses lustigen, ein entsetzliches Pestabenteuer überdauernden Patrons Auskunft gab, Fuhrmann somit als der literarische Stammvater Augustins.

Bisher wurde von allen Bänden Fuhrmanns nur diese eine Stelle zitiert. Die kaum anderthalb Oktavseiten, die vom „lustigen Augustin" handeln, haben P. Fuhrmann mehr Ruhm eingetragen, als die tausende der sonstigen Blätter seines „Alt- und neuen Wiens", „Alt- und neuen Österreichs", so verdienstvoll diese Publikationen auch sein mögen und so sehr es auch P. Fuhrmann selbst verdrossen hätte, nur in dieser einen kurzen Notiz von der Nachwelt beachtet zu werden. An dieser Stelle nämlich (S. 980—981) erzählt er, wie „einer Namens Augustin, der ein Sack-Pfeiffer gewesen" und „wegen eines starken Rausches" zwischen der kaiserlichen Burg und St. Ulrich gelegen sei, von den Siechknechten auf einen Pestkarren aufgelesen und in die Pestgrube geworfen worden sei. Dort erwachte er gegen

Morgen, wollte heraussteigen, brachte dies aber wegen der Tiefe der Grube nicht zuwege und stieg „schmähelnd" auf den Toten herum. „Bis endlich mit anbrechendem Sonnenschein die Siechknechte sich mit todten Leuten eingefunden und ihm herausgeholffen; so hat ihm dieses Nacht-Lager auch nicht das wenigste geschadet."

Dies galt als die Urstelle für die Augustin-Legende. Man hat darauf Berge gebaut! Die seit 1703 erschienenen Jahrgänge der „Wiener Zeitung" respektive des „Wiener Diariums" wurden durchforscht, um aus den Listen der Verstorbenen die eigentliche Persönlichkeit des nur aus Fuhrmanns Stelle bekannten Sackpfeifers festzustellen. Man einigte sich auf den 1705 am 10. Oktober im Eßlerischen Haus auf der Landstraße verstorbenen „Marx Augustin". Es klingt dies nicht recht glaubwürdig. Der Beruf des Zitierten ist vom „Diarium" nicht angegeben. Es scheint mir unwahrscheinlich, daß ein Sackpfeifer, also ein fahrender Musikant, so lange nach 1679 sich in Wien hätte aufhalten können. Auch hieß der im „Diarium" Erwähnte „Markus" („Marx"), gleich dem Geheimschreiber Kaiser Maximilians und Augustin war bloß sein Familienname. Daß sich das „Augustin" der Erzählung und das: „Ei, du lieber Augustin" des Volksliedes auf den Familien-, statt des Taufnamens bezöge, ist geradezu unmöglich. Auch dieses Lied selbst ist umstritten worden, selbst Norddeutschland hat es in Anspruch genommen, während es doch unverkennbar derbe Wiener Ausdrucksweise atmet; der wenig poetische Schluß der Verszeile Nr. 2, „'s Mensch ist hin", weist geradezu auf die Pestzeit, die sich auch sonst in dem grob-volkstümlich elegischen Ton des ganzen Gedichtes ausspricht.

Am beachtenswertesten scheint noch, was K. E. Schimmer im II. Bande seiner „Geschichte der österreichischen Kaiserstadt“ (gleich Fuhrmanns Werk mit dem Obertitel „Alt- und Neu-Wien“) S. 22 und 23 über Augustin und sein Lied mitteilt. Auch er bringt wörtlich die Stelle aus Fuhrmann, und sagt dann: „Es ist nun wohl sicher, daß P. Fuhrmann diese Angabe nicht ganz ohne tatsächlichen Anhalt niedergeschrieben hat, den er vielleicht, da er 1697 geboren war, in einer während seiner Kinderjahre noch lebendigen Tradition über dieses grausige Abenteuer fand.“

Dies klingt recht plausibel! Wir werden indes den „tatsächlichen Anhalt“ bald kennen lernen. Irrig ist es jedoch, wenn unser Autor fortfährt: „Festzuhalten ist, daß sich sonst nirgends in den mancherlei Quellen auch nur eine Andeutung darüber findet und daß selbst Pater Abraham a Sancta Clara, der die Pestzeit in einem besonderen Werkchen behandelte und den Wienern mit erbaulichen Nutzanwendungen ins Gedächtnis rief, kein Wort davon sagt.“ Das ist allerdings bezüglich des Abrahamischen „Merks Wien!“ von 1680 richtig; wir werden indes eine amtliche Quelle von 1679 selbst kennen lernen, die des Sackpfeiferabenteuers gedenkt.

Bevor ich von dieser handle, bemerke ich kurz, daß ich das Original der Augustin-Stelle Fuhrmanns in einem noch älteren Werk auffand, aus dem es Fuhrmann fast wörtlich entlehnte. Die — bisher einzig bekannte Augustin-Stelle — die Fuhrmanns, ist also keineswegs eine Jugendreminiszenz des Pauliners, sondern selbst wieder ein Zitat. Ich bringe daher — zum erstenmal — die Urstelle statt der Fuhrmann-Stelle.

Sie findet sich in des schlesischen Rechtskandidaten Johann Konstantin Feigius Quartanten „Wunderbahrer Adlers-Schwung rc.“, Wien 1694, I. Teil, S. 335 bis 336, und lautet:

„Zu Wienn aber hörte man nunmehr kein ander Lied singen, als dieser ist gestorben, diesser stirbt, vnd jener wird bald sterben, denn in der Stadt waren schon allbereit 300 Häuser gesperret, welche völlig ausgestorben, vnnd ob in beyden Lazareten schon täglich eine große Menge Leuthe begraben worden, so wuchse doch die Zahl der Inficirten darinnen so groß, daß sie sich zuweilen auf die 3000 vnnd mehr Persohnen hinauß erstreckte, so waren auch vmb die gantze Stadt herumb fast alle Lust- vnnd Wein-Gärten, Gässen vnd Straßen mit Toten- vnd Kranken Leuten angefüllet, ja sogar daß man nicht Leuth genug haben kunte, die Todten vnter die Erden zu bringen, vnnd daher es bisweilen geschahe, daß die mit dem Tode allbereit Ringende, auff die Wägen vnter die Todten geleget, vnnd mit einander in die hierzu gemachte Gruben geworffen worden, als wie einem Nahmens Augustin, der ein Sack-Pfeiffer gewesen, welcher zwischen der Kays. Burg vnnd St. Ulrich auf selbigem Weg wegen eines starken Rausches gelegen, vnnd geschlaffen hat, begegnet ist, denn dieser Mensch ist von denen Siechknechten ohne einiges Vermerken auf den Wagen, in Ansehung, daß Er die böse Krankheit hätte, vnnd in Todts-Zügen allbereit begriffen, geladen, nebenst anderen Todten weggeführet, vnnd in eine Gruben geworffen worden, weilen man aber die Cörper nicht eher mit Erden verschüttet, biß eine Reihe derselben nach der Länge vnd Breitten völlig vollgewesen, als ist besagter Mensch, nachdem Er die gantze Nacht vnter den Todten ohne Aufhören geschlaffen, erwacht, nicht wissend wie ihm geschehen, oder wie er möge

dahin kommen seyn, hat auß der Gruben hervorsteigen wollen, solches aber wegen der Tieffen nicht zuweg bringen können, weßwegen Er dann auf den Toten so lang herumb gestiegen, und überaus sehr geflucht, gescholten vnd gesagt hat: wer Teufel ihn dahin mußte gebracht haben, biß endlich mit anbrechendem Sonnenschein die Siechknechte mit todten Leuten sich eingefunden, vnnd ihm herrauß geholffen haben. So hat ihm dieses Nacht-Lager auch nicht das wenigste geschadet."

Dies ist die Originalstelle, die Fuhrmann mit einigen orthographischen Änderungen und Abänderung des Wortes „geflucht" in „geschmähelt" in sein Werk übernommen hat. Ein Plagiat hat er darum nicht begangen. Denn nebst anderen Quellen zitiert er am Schlusse seines die Pest behandelnden 14. Kapitels loyal auch „Feig. part. I. p. 334 seq."

Fast noch unglaublicher als die Tatsache, daß Augustin gesund der Pestgrube entstieg, ist die, daß bei aller literarischer Beschäftigung, ja Fehde, wegen der Augustin-Geschichte bisher noch niemand außer mir die Originalstelle im Feigius entdeckte. Dessen Werk, wohl selten und namentlich für das Jahr 1683 textlich wie illustrativ von höchstem Werte, war 1883 als Nr. 934 in der Historischen Ausstellung der Stadt Wien vertreten. Außer der Bibliothek der Stadt Wien besitzt zum Beispiel ein Exemplar die Gräflich Stolbergsche Bibliothek Wernigerode, die Dombibliothek Gran, das Stift Sankt Florian, das Stift Schotten, die Nationalbibliothek[4].

Feigius hat als näherer Zeitgenosse und Teilnehmer der Ereignisse mehr Wert als Fuhrmann. In seiner ausführlichen Beschreibung der Belagerung Wiens von

1683 (siehe das nächste Kapitel), bezeichnet er sich als Teilnehmer und Glied der Besatzung (wahrscheinlich des akademischen Korps), wovon die wahrhaft sprühende Schilderung der Julitage von 1683 genügendes Zeugnis gibt. Indes auch hier wieder „Nemo propheta in patria!"

Daß er auch die Pestnöte von 1679 mitmachte, ist wahrscheinlich. Ihm verdanken wir die glaubwürdigste, gleichfalls von Fuhrmann in sein Buch hinübergenommene Peststatistik (Fuhrmanns große Statistik dagegen: „Summarischer Innhalt aller Krüfften", S. 986 ff. ist übertrieben), den Bericht über die greulichen Hausfunde nach der Pest und über die gute Ordnung, die Bischof Kollonitz in Wiener-Neustadt hielt. Auch Fuhrmann hat ihn bis auf die Kollonitz-Stelle entlehnt. (S. 636.) „Damit sich Gott erbarme, vnd diese schädliche Seuche von der Stadt Wien abwenden wolle, als hat der Statt-Magistrat zu Wienn mit Verwilligung der Hochlöbl. Nieder-Oesterreich. Regierung eine Säule mit dem Bildnuß der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit, auf dem sogenannten Graben aufgerichtet[5], bey welcher den 18. October sich alles Volk, welches in der Statt Wienn, vnd in denen Vor-Stätten der Todt bißhero noch hatte leben lassen, mit großer Andacht eingefunden, vnnd ist auch folgenden Tag darauff von der Löbl. Burgerschafft zu besagter Säulen eine sehr ersprießliche Procession gehalten worden. Die Überschrift an der Säule, so man der h. h. Dreyfaltigkeit wegen gnädiger Abwendung der Pest aufgerichtet, lautet also:

1. Gloria Patri, et Filio, et Spiritui Sancto: sicut erat in principio, et nunc, et semper, et in saecula saeculorum. Amen.

2. Sancte Deus, sancte fortis, sancte imortalis, miserere nobis; Et sicut pepercisti clementer contritae

Ninivae, sic et parce Viennae. 3. Sanctus, Sanctus, Sanctus! Dominus Deus Zabaoth, plena est omnis terra gloria eius. 4. Sancta Trinitas, unus Deus! pro avertenda peste, quâ nos punis, Vota Austriae urbisq; Viennensis benigne exaudi!

Weilen man nun nach dieser gehabten Andacht verspühret (wie wohlen die Herrn Medici, jnsonderheit Herr Dr. Paulus de Sorbait &c. das ihrige auch dabei gethan) daß der Contagion vmb ein ziemliches nachgelassen, als wurden in der Stadt alle Wohnung-Zimmer außgesäubert vnnd geräuchert, man hat aber dorten in etlichen Zimmern, so versperter gewesen, vermoderte Cörper in den Bethen gefunden, vnnd andere neben den Bethern mit Schauffeln zusammenschauffeln müssen. Die Ursach dessen war: Weilen ihnen die Jhrigen vorher synd abgestorben, vnnd niemand gern den andern hat heimgesucht.

Sonsten hat man deren vornehmen Herren Häuser ziemblich leer von den Leuthen gefunden, dieweilen aus manchen über 300 Personen gestorben seynd; die Zahl aber deren jenigen, so vnter währender Contagions-Zeit ordentlich begraben seynd worden, ist folgende:

Im Januario	410
„ Februario	359
„ Martio	3797
„ April	4963
„ Mayo	5727
„ Junio	6557
„ Julio	7505
„ Augusto	4517
„ September	6774
„ Oktober	6475
„ November	2400
Zusammen	49486

Und in den Vorstädten 30.470 Persohnen. Diejenige aber, so man in die Gruben, Gärten bei denen Creutzen, an denen Weegen und Straßen eingescharret, seynd viele, vnnd haben auch nicht können aufgemerkt werden[6].

Es bliebe vnter anderen Oerthern in Oesterreich, so von der Pestilentzischen Seuche seynd angegriffen worden, die Wiennerische Neustatt gleichfalls davon nicht befreyt, allein hat allda der Bischoff Herr Graf Leopold von Kollonitz, eine solche Ordnung angegeben, vnd halten lassen, daß diese Pestilentzische Krankheit nicht völlig überhand genommen, vnnd gar bald ist gedämpffet worden."

*

In Feigius' Ausführungen ist der Name Sorbait rühmlich genannt worden. Dies bringt uns zum Schluß unserer Studie. Jener Sorbait ist ja niemand geringerer als der Dekan der medizinischen Fakultät im Pestjahr 1679, einst Rektor Magnificus der Universität, im glorreichen Jahre 1683 deren „Obristwachtmeister". Sein Denkstein ist im Friedrichschore des Stephansdomes. Sorbait gab noch im Pestjahr im Auftrag der niederösterreichischen Stände die Pestordnung, die der selige Rektor Magnificus Johann Wilhelm Mannagetta im Manuskript hinterlassen hatte, „fleißig revidirt, approbirt, vermehret" neu heraus. Der Druck erschien gerade im ärgsten Wüten der Pest, wie der Schlußsatz des Titels (zugleich Chronogramm) beweist:

„Anno pestis severe grassantis et plurimos non audita strage interficientis bey Johann Jacob Kürner, einer hochlöbl. N. Oe. Landschafft Buchdruckern 1679."

Diese Pestordnung ist ein wichtiges kulturhistorisch-medizinisches Dokument jener Zeiten. Johann Wilhelm

Mannagetta, der verdiente eigentliche Verfasser ruht in der Stephanskirche, wo ihm ein später Enkel, gleichfalls J. W. Mannagetta mit Namen, 1828 im rechten Seitenschiff zunächst dem Aufgang ins kaiserliche Oratorium eine geschmackvolle Grabtafel setzen ließ. Mannagetta (gestorben 31. Mai 1666 im 78. Lebensjahr) wie Sorbait stehen auf der wissenschaftlichen Höhe ihrer Zeit, ihre Bemerkungen über die Luftbeschaffenheit in den alten Städten, über mangelnde Reinlichkeit in den Straßen, über hygienische Sünden in der Lebensführung sind durchaus modern. Ihre Bemerkungen über „den" schlechten Luft (nach dem Genus des lateinischen „aër") in vielen Gassen Alt-Wiens, die Hauptursache der Pest, sind treffend; die Schilderung der Unreinlichkeit in der „guten alten Zeit" aber so ekelerregend und zugleich überzeugend wahr, daß wir auf die Wiedergabe verzichten. Es sei auf das — ohnedies noch gemilderte — Zitat aus dem Bericht Dr. Rezers von 1653 bei Senfelder verwiesen.

Dennoch entsetzen uns bei diesen größten Autoritäten damaliger medizinischer Wissenschaft unglaubliche Naivitäten. So heißt es S. 173: „Wenn die (Pest-) Geschwulst sich erhoben, oder einen Schmertzen mit sich bringt, soll er (der Arzt) ein im Sommer durch den Kopf (nicht durch den Bauch) gespiste Krotte mitzwischen in warmem Wasser erweichen, vnd nach abgethanen Laßkopff mit dem Bauch auf die Pestbäule legen, so das Gifft desto kräfftiger wird an sich ziehen, doch wär besser, wenn solche Krotte vorher zu Pulver gestossen mit gelben Wax vermischt zu einen Pflasterzelten vnd aufgelegt wurde, weil man solches nicht nur bey einem, sondern gar an vilen Kranken kundte gebrauchen."

Oder wenn der sonst so gebildete Mannagetta S. 15 bei Beschreibung einer Pest im „Reissischen Lemburg" in Polen anno 1572, die angeblich durch ein Weib gesät worden sein soll, bemerkt: „Man hette aber dem Teufels Aaß die Erden neben anderer Christglaubender Cörper nicht vergönnen, sondern wie anderstwo mehr beschehen, gantz ausgraben, vnd zu Aschen verbrennen sollen."

Dagegen ist gleich das nächste Kapitel (das fünfte): „Wie die Pest durch Vnsauberkeit der Gassen entstehe" und das sechste „Von der Pest, so auß verderbter Lufft vnd anderer ausserlichen Vrsachen entspringet" vom Gesichtspunkt moderner Hygiene aus vollkommen zutreffend.

Für akademische Größen ist allerdings der Ton der Schrift ein sehr sonderbar grober, zumal wenn sie auf ihre Nebenbuhler, die nicht graduierten Wundärzte, zu sprechen kommen. Da heißt es (S. 171): Diese sollen sich nichts unterfangen, „welches sie nicht gelehrnet, vnd jhres Amtts gar nicht ist, sondern sollen vielmehr in acht nehmen, daß sie ausser jhres Pflaster streichen, schrepfen, Bartscheren vnd Ohren butzen, weder auß Geldt oder Ehrgeitz ihre Schranken zu überschreiten gelüsten lassen vnd Doctores seyn wollen, weilen mancher Metzger vnd Fleischhacker mehr Hirn an seinem ledern Wamms oder Hosen kleben hat, als solche wahnwitzige Junckern, zu denen jnnerlichen Artzeneyen in allen jhren Köpffen."

Hier bei Mannagetta-Sorbait findet sich nun die erste Stelle, welche unseres Sackpfeifers Erwähnung tut. Es heißt dort im siebenten Kapitel: „Wie vnd wo die an der Pest Verstorbene zu begraben", man solle höchst vorsichtig damit verfahren, auf daß man nicht noch Lebendige in die Grube werfe. Hierfür werden verschiedene Beispiele angeführt, als deren letztes Teil III, S. 127:

„Dergleichen Geschicht erzehlet man auch von einem

Sackpfeiffer, welcher im Wirtshaus entschlaffen, für einen Pest-Verstorbenen gehalten vnd in die Grueben auff andere unbedeckte Cörper geworffen, da er aber erwacht und am vm sich griffen, vermeint, daß es diejenige wären, mit welchen er getrunken, derowegen vermeint sie zu ermuntern, zog auß dem Sack seine Pfeiffen herfür und pfieffe, dardurch dann die mit einer andern Leich ankommende Todten-Träger nicht wenig erschröckt hat."

Auch hier berührt es wieder seltsam, daß diese Stelle, welche die Augustin-Geschichte in den Grundzügen wiedergibt, und zwar in einer amtlichen Publikation des Pestjahres 1679 selbst, bislang gänzlich unbemerkt blieb, somit hier zum erstenmal zitiert erscheint. Allerdings ist die Originalausgabe von 1679 selten, doch erscheint das Ganze auch im großen 1727 zu Wien bei dem Universitäts-Buchdrucker Heyinger verlegten Pestbuch („Pest-Beschreibung und Infektionsordnung" in Folio) abgedruckt (S. 70) und der Heyingersche Foliant ist noch in ziemlich vielen Exemplaren erhalten. Die Teilnahmslosigkeit, die man dem so dankbaren Feld der Alt-Wiener Historie, dessen Bestellung das gesamte gebildete Publikum gewiß interessieren würde, entgegenbringt, zeigt sich auch hier wieder. Das „allgemeine Behagen", das nach Goethe entsteht, wenn man die Geschichte der Vorfahren auf eine geistreiche Art wiedergibt, sprießt bei uns wohl recht spärlich hervor! Kehren wir wieder zu unserer Stelle zurück. Die Verwandtschaft mit dem von Feigius und Fuhrmann Mitgeteilten ist unverkennbar, trotz einiger Varianten, die sich — wenn ich nicht irre — auch in einer slawischen Sackpfeifer-Geschichte wiederfinden, die allerdings keinen Bezug auf die Pest hat. Ist die Stelle von dem 1666 verstorbenen Mannagetta

selbst noch geschrieben, dann hat sie natürlich auf den Augustin von 1679 keinen Bezug. Nun sagt aber der Herausgeber von 1679, Sorbait, er habe Mannagettas Manuskript „der Preß übergeben . . . fleissig corrigirt, wie auch an etlichen Orthen von meinem wenigen, so in dieser grassirende Seuch in weiterer Erfahrnus kommen, einigen kleinen Zusatz beygefüget."

Diesen Ergänzungen Sorbaits aus dem Pestjahr selbst glaube ich mit einiger Wahrscheinlichkeit die vorstehende Stelle zurechnen zu dürfen. Gewißheit kann nur das von Sorbaits Hand korrigierte und ergänzte Originalmanuskript bieten, das aber wohl kaum erhalten ist. Jedenfalls war es den Medizinern Mannagetta und Sorbait wohl nur darum zu tun, ein Beispiel für ihre ärztlichen Zwecke zu bringen. Der Mann als solcher ist ihnen gleichgültig. Der Name desselben ist nicht genannt, die Örtlichkeit nicht festgestellt, nicht einmal Wien selbst beigefügt. Ein seltener Zufall will es bloß, daß die Pestordnung Mannagetta-Sorbaits mit einem Gebet des heiligen Augustin schließt[7].

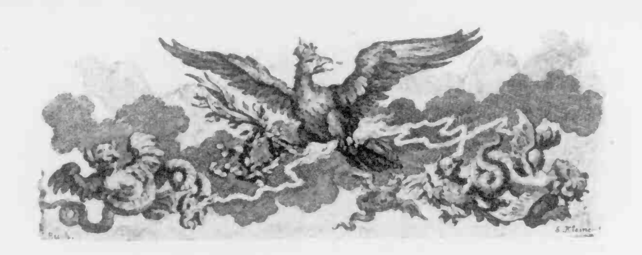
Ganz anders der schlesische Rechtskandidat Feigius! Ihn interessiert das Abenteuer vom menschlichen Standpunkt aus. Er nennt den Namen des Sackpfeifers — Augustin — gewiß nur der Tauf- und Rufname, keineswegs der Familienname. Er stellt genau die Örtlichkeit, auf dem später „Glacis" genannten unverbauten Teil zwischen der Burg und St. Ulrich, fest. Auch klingt bei ihm das ganze Abenteuer, wienerisch gesprochen, viel „gemütlicher", nicht so grausig wie bei Mannagetta-Sorbait. Der tröstliche Schluß: „So hat ihm dieses Nacht-Lager auch nicht das wenigste geschadet", versöhnt mit den vorausgegangenen Schrecknissen[8].

Augustin und sein so glücklich abgelaufener Fall in

die Pestgrube bilden auf die Tragödie folgend das Satyrspiel, wie im griechischen Drama. Schon ist ihm ein Denkmal gesetzt worden, das freilich weniger seiner nicht sehr ehrwürdigen Persönlichkeit gilt, sondern dem unversiegbaren Wiener Humor, der sich in ihm verkörpert, — es erhebt sich am richtigen Platze bei Sankt Ulrich. Dort führte ihn der böse Rausch auf den Pestkarren, in die Pestgrube, zugleich aber in die Unsterblichkeit des Volksliedes, wo er in den Strophen „O, du lieber Augustin“ rc., fortlebt. P. Fuhrmann nahm dann die Erzählung des Feigius fast unverändert in sein im 18. Jahrhundert vielgelesenes Wiener Werkchen auf und sorgte so für die volkstümliche Verbreitung des Pestabenteuers. Die einzige und erste Quelle für dasselbe, wie man bisher glaubte, ist er indes nicht, auch ist Fuhrmann 1697 geboren, Epigone, Feigius aber, der die Belagerung von 1683 mitmachte, Zeitgenosse.

Die Bemühungen, Augustin und sein Leben aus dem „Wiener Diarium“, das erst mit 1703 einsetzt, feststellen zu wollen, sind aussichtslos. Wichtiger ist die Feststellung der folgenden Tatsache. Von der Pest in Athen, die Thukydides beschreibt, angefangen, bis zur Pest in Mailand im 17. Jahrhundert hat jede im Gedächtnis der Nachwelt nur Empfindungen des Entsetzens ausgelöst. Scheu floh man die Erinnerungen an sie. Auch die Wiener Pest von 1679 war so schrecklich als irgend eine in Athen, Florenz oder Mailand. Aber hier ist es bezeichnend, daß der unbesiegbare Wiener Humor selbst dieser schrecklichen Zeit einen freundlichen Zug in der Erinnerung zu geben wußte, in der derb-fröhlichen Gestalt Augustins und seines Liedes. Das Leid des Jahres 1679 ist mit den Pestgruben verschwunden, geblieben sind die schönen Figuren der Säule am Graben und die

Augustin-Legende. Keine Pest der früheren Weltgeschichte hat einen so milden Epilog gefunden! Nur herrlicher und noch edler ist das Erinnerungszeichen an die letzte Pest in Wien, die in den Tagen Karls VI. — es ist dies der schönste Barockbau der Erde, die Karlskirche.



Des Johann Konstantin Feigius „Adlersschwung"

Seit September 1908 erhebt sich am Neubau im Schatten der St.-Ulrichs-Kirche das Denkmal des lustigen Augustin, eine Verkörperung der alten Devise: „Der Weana geht net unter!" Hans Scherpe hat diesen „Augustin-Brunnen" geschaffen, dessen intime Wirkung nur durch die hohen Zinshäuser, die ihn auf zwei Seiten umgeben, etwas beeinträchtigt ist.

Damals wurde auch von einem Teile der Wiener Tagespresse auf Grund unserer Ausführungen dessen gedacht, der uns allein von allen Zeitgenossen Nachricht gibt von jener durch das Lied so volkstümlich gewordenen Alt-Wiener Figur, nämlich des Rechtskandidaten Konstantin Feige, der in seiner Chronik „Adlersschwung", S. 336, durch die Stelle „als wie einem Nahmens Augustin begegnet ist" bis „So hat ihm dieses Nachtlager auch nicht das Wenigste geschadet" unseren lieben Augustin zuerst literarisch fixierte.

Der Pauliner Fuhrmann in Hernals hat dann nur den Bericht Feiges in sein ungleich populäreres Alt-Wiener Büchlein aufgenommen und hierdurch für weitere Verbreitung gesorgt (siehe das vorige Kapitel).

Das Werk, ein stattlicher Quartband, in zwei mit eigenem Titelkupfer, Titel und Register ausgestatteten Teilen von 459 respektive 720 Seiten Umfang gehört bibliographisch zu den Seltenheiten.

Als 1883 „aus Anlaß der zweiten Säkularfeier der Befreiung Wiens von den Türken" vom Gemeinderate der Reichshaupt- und Residenzstadt eine historische Ausstellung veranstaltet wurde, da enthielt diese unter Nr. 934 auch ein Exemplar des Feigius, allerdings nur den zweiten Teil, der unter anderem „von der Wienerischen Belagerung und den denkwürdigsten Hof- und Kriegsgeschichten, so sich anno 1683 ereignet haben" handelt.

Der Titelkupfer, signiert „Langgraff", zeigt auf der rechten Hälfte den Großtürken, gefolgt von Vertretern barbarischer Völkerschaften, umweht von Roßschweif und Halbmondfahnen über Gesetzbuch und Wage hinweg, drohend auf eine allegorische „Hungaria" losschreitend. Pallas Athene selbst hält über jene schützend den Schild, während ein deutscher Kavalier in voller Rüstung, doch mit Spitzenjabot und Federhut den Türken fixiert. Darüber blinkt ein „Morgenstern" und wehen kaiserliche und kurbayrische Fahnen. Ein Adler trägt in den Lüften die ungarische Königskrone daher, die ein Strahl vom Auge Gottes trifft, während düstere Wolken den Halbmond verfinstern. Die Idee ist gelungen, die künstlerische Ausführung indes ist plump. Auf einer lorbeerumwundenen Säule stehen in Kupferstich die Worte: „Wunderbahrer Adlers-Schwung oder Fernere Geschichts-Fortsetzung Ortelii redivivi continuati". Der nun folgende Titel ist ein Schulbeispiel des Schwulstes der zweiten schlesischen Schule, der Feigius in Prosa wie als Dichter und schon als Lands-



Des Johann Konstantin Feigius „Adlersschwung"

Seit September 1908 erhebt sich am Neubau im Schatten der St.-Ulrichs-Kirche das Denkmal des lustigen Augustin, eine Verkörperung der alten Devise: „Der Weana geht net unter!" Hans Scherpe hat diesen „Augustin-Brunnen" geschaffen, dessen intime Wirkung nur durch die hohen Zinshäuser, die ihn auf zwei Seiten umgeben, etwas beeinträchtigt ist.

Damals wurde auch von einem Teile der Wiener Tagespresse auf Grund unserer Ausführungen dessen gedacht, der uns allein von allen Zeitgenossen Nachricht gibt von jener durch das Lied so volkstümlich gewordenen Alt-Wiener Figur, nämlich des Rechtskandidaten Konstantin Feige, der in seiner Chronik „Adlersschwung", S. 336, durch die Stelle „als wie einem Nahmens Augustin begegnet ist" bis „So hat ihm dieses Nachtlager auch nicht das Wenigste geschadet" unseren lieben Augustin zuerst literarisch fixierte.

Der Pauliner Fuhrmann in Hernals hat dann nur den Bericht Feiges in sein ungleich populäreres Alt-Wiener Büchlein aufgenommen und hierdurch für weitere Verbreitung gesorgt (siehe das vorige Kapitel).

Das Werk, ein stattlicher Quartband, in zwei mit eigenem Titelkupfer, Titel und Register ausgestatteten Teilen von 459 respektive 720 Seiten Umfang gehört bibliographisch zu den Seltenheiten.

Als 1883 „aus Anlaß der zweiten Säkularfeier der Befreiung Wiens von den Türken" vom Gemeinderate der Reichshaupt- und Residenzstadt eine historische Ausstellung veranstaltet wurde, da enthielt diese unter Nr. 934 auch ein Exemplar des Feigius, allerdings nur den zweiten Teil, der unter anderem „von der Wienerischen Belagerung und den denkwürdigsten Hof- und Kriegsgeschichten, so sich anno 1683 ereignet haben" handelt.

Der Titelkupfer, signiert „Langgraff", zeigt auf der rechten Hälfte den Großtürken, gefolgt von Vertretern barbarischer Völkerschaften, umweht von Roßschweif und Halbmondfahnen über Gesetzbuch und Wage hinweg, drohend auf eine allegorische „Hungaria" losschreitend. Pallas Athene selbst hält über jene schützend den Schild, während ein deutscher Kavalier in voller Rüstung, doch mit Spitzenjabot und Federhut den Türken fixiert. Darüber blinkt ein „Morgenstern" und wehen kaiserliche und kurbayrische Fahnen. Ein Adler trägt in den Lüften die ungarische Königskrone daher, die ein Strahl vom Auge Gottes trifft, während düstere Wolken den Halbmond verfinstern. Die Idee ist gelungen, die künstlerische Ausführung indes ist plump. Auf einer lorbeerumwundenen Säule stehen in Kupferstich die Worte: „Wunderbahrer Adlers-Schwung oder Fernere Geschichts-Fortsetzung Ortelii redivivi continuati". Der nun folgende Titel ist ein Schulbeispiel des Schwulstes der zweiten schlesischen Schule, der Feigius in Prosa wie als Dichter und schon als Lands-

mann nahesteht. Da er bisher noch nicht vollständig veröffentlicht wurde, so stehe der des ersten Teiles wort- und zeilengetreu hier:

Wunderbahrer
Adlers-Schwung
oder
Fernere Geschichts-Fortsetzung
Ortelii Redivivi
et Continuati.
Das ist:
Eine ausführliche
Historische Beschreibung
von mancherleyen vorgefallenen Staats-Händeln/ prächtig gehaltenen Einzügen/ hohen Vermäl- und Crönungs-Solemnitäten/ außgeschribenen Land-Tägen/ an den Tag gekommenen verrätherischen Anschlägen/ und darauf erfolgten Exekutionen/ ausgebrochenen Rebellions-Flammen/ freventlichen Aufständen und Unterfangungen deren Rebellen/ Raub- und Streiffereyen/ Scharmützeln/ Ueberrumpel- und Plünderungen/ Beläger- und Einnemmungen einiger Plätz/ Städt und Vestungen/ und von alle dem was von anno 1664 in Politicis und Civilibus/ so wohl bey dem Kayserl. Hof zu Wienn/ als in Ober- und Nieder Ungarn auch Sibenbürgen bis zu dem 1683. Jahr/ schrifft- und leß-würdiges vorgefallen: So denn auch mit unterschidlichen Denkwürdigkeiten beherrlichet/ allerhand curiosen Send-Schreiben/ und Briefschaften außstaffieret/ einigen Kupfern und einem Haupt-Register/ aller deren Sachen so in diesem ersten Teil zu finden/ gezieret mit sonderbahrem Fleiß
Durch
Ioannem Constantinum Feigium, Silesium
Leorinensem I. U. C.
Erster Teil
Cum Gratia et Privilegio Sac. Caes. Majest. nec non singulari approbatione Universitatis Viennensis.

Gedruckt in Verlegung Leopoldi Voigt/ Universitetischen Buchdruckers 1694.

Ein Druckort ist nicht angegeben. Selbstverständlich ist „Wien" zu ergänzen.

Einen größeren Schwulst wird man selbst auf einem Titelblatte des 17. Jahrhunderts nicht leicht entdecken.

Anregung zu diesen Posaunenstößen schon auf dem Titelblatte dürfte Feigius durch den Titel eines ähnlichen Türkenbuches erhalten haben, nämlich durch Erasmus Francisci „Der blutig-lang-gereizte/ endlich aber Sieghaft entzündete/ Adler-Blitz" etc. etc., Nürnberg bei Joh. Andreas Endters Erben 1684.

Francisci, eigentlich von Finx aus Lübeck, 1627 bis 1694, war bekanntlich einer der ersten, die von Schriftstellerei erwerbsmäßig lebten. Aus seinen verschiedenen Büchern, die für ihre Zeit ziemlich glatt und leserlich gehalten sind, hat ja noch der junge Grillparzer Anregung geschöpft (siehe auch S. 131).

Auch der „Adler-Blitz" ist nebst anderen mit einem allegorischen Titelkupfer geschmückt, freilich im Gegensatz zu dem im „Adlers-Schwung" von Künstlerhand, nämlich von Johann Joachim Sandrart.

Ein ungeheuer großes Bild der Künstlerfamilie Sandrart hängt ja auch bei uns im Stephansdom. Ich meine die Kreuzigung Christi von 1653, einst am Kreuzaltar über der Tumba Kaiser Friedrichs III., jetzt hoch an der Innenseite des Adlertores unter dem unausgebauten Turm.

In gleicher Weitläufigkeit ist auch der Titel zum zweiten Teil von Feiges Adlerschwung gehalten. Doch legt er hier mit Recht Gewicht auf Nachrichten, die sich nur bei ihm finden: zum Beispiel „wie grausamblich der Feind mit denen Petersdorffern verfahren: wie wunderbarlich Closter-Neuburg und Lilien-Feld sich erhalten". Diese Teile enthalten die Tragödie des Marktes

Perchtoldsdorf und die tapfere Verteidigung von Klosterneuburg durch den Frater Marcellinus, wie die Heldenzeit Lilienfelds unter dem Prälaten-Universitätsrektor Matthäus Kohlweiß.

Auf das Titelblatt folgt nun nach Zeitsitte die Widmung. Sie erfolgte, wie billig an einen der Helden des glorreichen Jahres 1683, an einen würdigen Kirchenhort und Bischof, der einst als junger Offizier und Malteserritter eine schneidige Klinge gegen die Türken geführt hatte — den Kardinal Kollonitz.

Dem Hochwürdigist-Hochgebohrnen Fürsten
Und
Herrn Herrn
Leopoldo
Der H. Römischen Kirchen von Titul
S. Hieronymi Illyricorum
Priester-Cardinaln
von
Kolloniz/
Ertz-Bischoffen zu Colozza; Administratoren des Bistumbs Raab/
Und
Selbiger Gespannschaft Obergespann; Sancti Johannis Hierosolymitani Ritter Ordens Priorn; zu Eger und Meilberg Commendatorn; der Römischen Keyserlichen Majestät würklichen geheimen Rath/ und Direktorn der Kayserlichen Hof-Cammer/ 2c.
Meinem gnädigsten Fürsten/ und Herrn/ Herrn/ 2c. 2c.

Die Widmung an den Kardinal ist indes nicht von Feigius unterzeichnet, da war der Unterschied der Stellung zu groß, sondern von Leopold Voigt, einem der rührigsten Verleger Alt-Wiens, bei dem auch die beste Quellenschrift über die denkwürdige zweite Belagerung Wiens durch die Türken noch im Jahre 1683 erschienen



Leopold Graf Kollonitz
Kupferstich von Jakob Hoffmann (1694)

Perchtoldsdorf und die tapfere Verteidigung von Klosterneuburg durch den Frater Marcellinus, wie die Heldenzeit Lilienfelds unter dem Prälaten Universitätsrektor Matthäus Kolweiß.

Auf das Titelblatt folgt nun nach Zeitsitte die Widmung. Sie erfolgte, wie billig an einen der Helden des glorreichen Jahres 1683, an einen würdigen Kirchenfürst und Bischof, der einst als junger Offizier und Malteserritter eine schneidige Klinge gegen die Türken geführt hatte — den Kardinal Kollonitz.

Dem Hochwürdigsten Hochgebohrnen Fürsten
Und
Herrn Herrn
Leopoldo
Der H. Römischen Kirchen deß Tituls
S. Hieronymi Illyricorum
Priester Cardinaln
von
Kollonitz
Ertz-Bischoffen zu Colocza: Admini-
stratoren des Bisthumbs Raab
Und
Ertzener Gespannschafft Obergespann; Sancti Johannis
Hierosolymitani Ritter Ordens Priorn in Eger und Meil-
berg Commendatorn; der Römischen Keyserlichen Majestät
würcklichen geheimen Rath und Directorn der Kayserlichen
Hof-Cammer ꝛc.
Meinem gnädigsten Fürsten und Herrn Herrn ꝛc. ꝛc.

Die Widmung an den Kardinal ist indes nicht von Kelsius unterzeichnet, da war der Unterschied der Stellung zu groß, sondern von Leopold Voigt, einem der rührigsten Verleger Alt-Wiens, bei dem auch die beste Quellenschrift über die denkwürdige zweite Belagerung Wiens durch die Türken noch im Jahre 1683 erschienen



Leopold Graf Kollonitz
Kupferstich von Jakob Hoffmann (1694)

ist. Ich meine des Feld-Kriegs-Auditors und kaiserlichen Historiographen Johann Peter von Vaelkeren: „Vienna a Turcis obsessa", ein Werkchen, das übrigens der Autor 1684 auch in deutscher Übersetzung, textlich erweitert als „Wien von Türken belägert von Christen entsetzt" zu Linz bei Johann Rädlmayr erscheinen ließ.

Noch ist im Titel von Feigius' „Adlersschwung" der „Ortelius redivivus et continuatus" zu erklären. Jener Ortelius ist Hieronymus Ortel aus Augsburg, geboren 1534 (nicht zu verwechseln mit seinem Zeitgenossen, dem königlich spanischen Hofgeographen Ortelius 1527 bis 1598, einem gebürtigen Antwerpner), der einst in höherer Beamtenstellung am Hofe Rudolfs II. in Prag später zu Nürnberg ein Buch erscheinen ließ mit dem Titel „Ungarische Chronologie oder historische Beschreibung aller Krieges-Empörungen, Belagerungen und Schlachten so in Hungern und Siebenbürgen mit den Türken von 1395 bis 1602 und 1615 geschehen." Hieronymus Ortel starb 1616 und sein Werk fand eine Fortsetzung unter dem Titel „Ortelius redivivus et continuatus" durch den Schlesier Martin Meyer (1665). Dieser führte das Werk bis zur glorreichen Schlacht von St. Gotthardt und bis zum Vasvärer Frieden (1664).

Wie er selbst in der Vorrede an den Leser mitteilt, wurde nun Feigius als Schlesier durch das Werk seines Landsmannes bewogen, sein Buch als „fernere Geschichtsfortsetzung Ortelii redivivi et continuati" zu bezeichnen und herauszugeben.

Er beabsichtigte es bis zum gänzlichen Frieden mit den Türken fortzuführen und folgt den Ereignissen bis 1690. Gerade um die Mitte der Neunzigerjahre indes geriet der Krieg ins Stocken, das Interesse des Publikums an den endlosen ungarischen Feldzügen erlosch

und so unterblieb das Erscheinen des dritten Teiles, den Feigius und sein Verleger Voigt ursprünglich geplant hatten. Bekanntlich kam erst mit dem Auftreten des Prinzen Eugen neues Leben in die Kriegführung in Ungarn und erst das Jahr 1699 brachte den ersehnten Karlowitzer Frieden.

Im ersten Teil des „Adlersschwunges" stehen die ungarischen Malkontentenhändel der Siebzigerjahre im Vordergrund, namentlich Prozeß und Hinrichtung der Nadasdy, Zriny, Frangipani und Tattenbach, über welche Tragödie, den Angelpunkt aller ferneren ungarisch-türkischen Begebenheiten, er sehr ausführlich wird und eine Reihe von Aktenstücken, ja Privatbriefen bringt. Bezüglich seiner Quellen für das ganze Buch versichert er, „daß man alles und jedes, was in diesen zweyen Theilen begriffen, auß sowohl Münd- als schrifftlichen Urkunden hoch- und niederen Stands-Persohnen, auch solcher Leuth, welche selber denen Kriegs-Actionen beygewohnet in Digniteten und Ehren-Aembtern gesessen, her hat, und nicht einer jedwedern überschribenen Zeitung Glauben gegeben, es seye dann, daß die Sach zuvor auf den Probier-Stein der allergenauesten Nachforschung (ungeacht daß es vil Zeit und Mühe gekostet) kommen und mit dem Maaß-Stab der gründlichen Gewißheit seye abgemessen worden; So hab ich mich hierinfalls auch der Gold-Waag des Gewissens bedienet, umb weder zu Lieb noch zu Leyd einiger Persohn mit meiner Feder umb ein eintziges Häärlein breit die Wahrheits-Schranken zu überschreidten; ja ich habe der edlen Wahrheit zur Steuer, meine Feder nach Wercken und Verdiensten einer jeden Persohn, welcher in diesen beiden Traktaten Meldung geschehen, zugespitzet, und an meinem Compas die Magnetische Nadel, die einzig und allein die Wahrheit

zum End-Zweck gehabt, durch keinen Hönig-Mund oder Gold und Silberne Hand verrucken lassen." Beeinflussung der Publizistik, fein oder grob, kam also schon damals vor!

Naiv klingt es allerdings vom Standpunkt späterer Jahrhunderte aus, wenn Feigius als besonderen Vorzug seines Werkes rühmt, „es ist auch alles und jedes, was ich aufgemerkt, verfaßt und beschrieben von denen Herrn Censoribus auff das Allerschärffeste übersehen approbiert und in offentlichen Druck zu geben die schriftliche Licenz und Erlaubniß erteilet worden." Das ist freilich auch bei Vaelkeren, Hocke und anderen Publizisten des Jahres 1683 der Fall gewesen, nicht eben zu Gunsten einer ungeschminkten Wiedergabe, zum Beispiel der Volksstimmung.

Dennoch bleibt gerade bei Feigius so viel des Volkstümlichen, kleiner Episoden aus dem Kriegsleben, ja humoristischer Streiflichter selbst in ernstester Zeit übrig, daß die Lektüre seines Werkes weit anziehender ist, als die der Schriften seiner gelehrteren, sozial höher stehenden, sachlicheren aber auch langweiligeren Zeitgenossen.

Bei Feigius herrscht die größte epische Breite, wie er denn auch der Homer des Jahres 1683 zu werden versuchte, durch sein schon 1685 erschienenes, nicht weniger als 7478 Alexandriner umfassendes Heldengedicht „Adlerskraft oder Europäischer Heldenkern", das, dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, dem Schwiegersohn Kaiser Leopolds, gewidmet, im genannten Jahr bei Johann Jakob Kürner in Wien verlegt wurde.

Zu den humoristischen Streiflichtern gehört ja auch das Augustin-Abenteuer; vergeblich würde man bei Vaelkeren oder dem Stadtsyndikus Dr. Hocke ein der-

artiges Histörchen suchen; mit stolzer Gebärde würden sie solche „Allotria“ von sich gewiesen haben. Aber heute nehmen wir von rein menschlichem Standpunkte größeren Anteil an solchen Alt-Wiener Erzählungen, welche die unverwüstliche Kraft des altösterreichischen Stammes dartun, als an vielen „Scharmützeln, Überrumpel- und Plünderungen, Beläger- und Einnemmungen“, von denen uns sonst erzählt wird.

Nur einer ist in der Beziehung noch weit überlegen an Geist, Humor und darstellerischer Kraft, Pater Abraham! Aber gerade bei ihm sucht man in der klassischen Pestschrift auf 1679, dem Büchlein „Merks Wien“, vergeblich nach dem Sackpfeifer, der auf den ersten Blick so trefflich hineingepaßt hätte. Doch nur scheinbar! Denn gerade für ein Bußbüchlein war Augustin nicht die richtige Figur, während Feigius das Abenteuer mit der leicht hingeworfenen Bemerkung schließt: „So ihm dieses Nachtlager (das in der Pestgrube) auch nicht das wenigste geschadet.“

Um unseres Autors epische Breite zu charakterisieren, sei eine Stelle aus Menkens „Leopolds des Grossen, Röm. Kaysers wunderwürdiges Leben und Taten“ 1707 (1709) anonym bei Thomas Fritsch in Leipzig erschienen, in Parallele gestellt mit Ausführungen unseres Autors.

Anläßlich der Heerschau, die Kaiser Leopold kurz vor der Einschließung Wiens durch die Türken über die Armee des Herzogs von Lothringen bei Kittsee in der Nähe von Preßburg abhielt, erzählt der Sachse Menken (S. 730): „Bey dieser Musterung fand sich ein Hundertneunjähriger Reuter aus Böhmen gebürtig, so unter 4 Kaysern bereits gedienet, welcher von dem Kayser mildiglichst beschenket wurde und als ihm das Spital in

Wien angeboten ward, wolte er lieber in dem Kriege, als in dieser ungewohnten Ruhe sein Leben beschließen.“

Das ist eine ziemlich farblose Wiedergabe einer Feigius-Stelle („Adlersschwung“, II. Teil, S. 10 f.), die jedenfalls verdient, hier nach 227 Jahren zum erstenmal wieder im Original gebracht zu werden:

„Hierauf wurde den 6. May im Jahr 1683 auff dem Kittseer Felde unweit von Preßburg der General-Rendevous vorgenommen, welchen Jhro Kayserl. Majestät Persöhnlich mit dero Allerhöchsten Gegenwart nebenst Jhrer Majestät der Kayserin, dem Churfürsten von Bayern und vielen anderen Reichs-Fürsten beleuchteten und diejenigen Regimenter, so alle in schönster und wohl geordneter Bataille stunden, besichtigten; nachdem die Musterung vorbey, erhoben sich beide kayserl. Majestäten sambt andern hochfürstlichen Persohnen nach einer allermaßen schönen Zelt, unter welchen sie denn auch von Jhro Hochfürstl. Durchlaucht dem Hertzogen, Karln von Lothringen bey dem Mittagsmahl sind herrlichst tractieret worden und hat man zu dreyen Malen alle Stücke, deren über 50 waren, wie auch alles andere kleine Geschütze lösen lassen und darmit eine erschröckliche Donnermusik gemachet. Indem es nun auch gleich dermal der Discurs von alten und exerzierten Soldaten mit sich bracht, als hat der Herzog von Lothringen erwähnet, wie daß Jhro Kayserl. Maj. Soldaten hätten, daß einer 100 und 9 Jahre alt wäre; Jhro Majestät haben sich hierüber höchst verwundert und gerne denselben sehen mögen, weßwegen denn der Herzog stracks durch einen Rittmeister den Christoph Jll, welcher ein Böhme gewesen und über 80 Jahre 4 Römischen Kaysern zu Pferde gedienet, kommen lassen; dieser war ein gantz gesunder und ziemblich mutiger Soldat, saße auch noch

gar hurtig zu Pferde, allein hatte er vor Zeiten in einer Leipziger Schlacht [entweder 1631 oder 1642] in eine Seiten einen gefährlichen Schuß bekommen, daß er deshalben nicht wohl auf und absteigen kundte von seinem Pferde; als er sich aber jetzo vor Ihrer Kayserl. Majest. im Willen habend, deroselben einen Fuß-Fall zu thun, ganz hurtig von seinem unter sich habenden Gaul schwingen wollte, und zu Hülffe dessen deß Pferdes Hals Haaren ihme umb die Hand wunde, sind sie dem Rosse ausgegangen und ist er derohalben auf die Erden gefallen, welches denn auch Ihro Kayserl. Majest. und alle anwesende hochfürstliche Persohnen zum Lachen beweget und Ihro Allerhöchst gedachte Majest. zu ihme selber gesaget haben: alter Vater der Küriß [Küraß, Panzer] hat es gethan weil er gar zu schwer ist und darzu so hätte er in dem Felde auch schon ausgedienet, er solle nur auf Wienn kommen, das Hospital wäre ihme tauglicher, als das Feld seyn; wie der Alte solches gehöret, hat er aller unterthänigst gebeten, Ihro Kayserl. Majest. wollen ihme nur nicht dieses aufbürden lassen, Ursach: weil er seinen Geist lieber vor dem Feind als in dem Hospital auffzugeben entschlossen wäre. Hierauf haben Ihro Kayser. Majest. ihn mit 55 Ducaten begnädiget und über diß noch diese Gnad allergnädigst erwisen, nemblich, daß er Monatlich zu Wienn auff dem Kriegs Zahl Ambt ein gewisses Geld, so lang er lebet, zu fordern habe."

Es ist also eine ganz artige altösterreichische Geschichte, die uns der Original-Feigius bietet, eine Begebenheit, die beiden handelnden Personen, dem alten unverzagten Panzerreiter, wie dem sonst so gravitätisch-ernsten Kaiser Leopold alle Ehre macht.

*

Trotzdem das Werk ungarische und türkische Händel zum Hauptthema hat, ist es doch ein Wiener Buch. Immer steht Wien, sein Hof, seine Feste, seine Drangsale im Vordergrunde; es handelt vom Einzug der Braut Leopolds I., der Infantin Margarethe Theresia im Dezember 1666, ferner von der berühmtesten sportlichen Leistung des 17. Jahrhunderts, dem „Roßballet" am 22. Januar 1667 auf dem inneren Burgplatz, eine Festlichkeit, die noch die Federn und Radiernadeln des 18. Jahrhunderts in Bewegung setzt, und von zahlreichen anderen höfischen und bürgerlichen Begebenheiten in Wien. Den Höhepunkt des wienerischen Interesses nimmt das Werk mit Beginn des zweiten Teiles in Anspruch, wo Tag für Tag die Belagerung von 1683 geschildert wird, deren Augenzeuge Feigius war.

Der Verfasser war, obgleich ein geborener Schlesier, doch ein Wiener Universitätsstudent, der Verleger ein Wiener, der Schöpfer gerade derjenigen Illustrationen, die ein künstlerisches Interesse haben, ein Wiener, nämlich der Kupferstecher Jakob Hoffmann; ihm verdanken wir das schöne Porträtblatt des Kardinals Kollonitz, (s. S. 193) das auf die Widmung folgt, und die Münzabbildungen, II. Teil, S. 116. Der Ausdruck „Wiener Buch", mit dem wir Feigius' Arbeit belegen, erscheint darum völlig gerechtfertigt.

Fragen wir nun, wer Feigius war, so fällt die Antwort leider dürftig genug aus, fast so dürftig wie trotz alles Suchens in den alten Diarien die nach der Persönlichkeit seines Sackpfeifers Augustin.

Der sonst so redselige Jöcher mit seinem „Gelehrten Lexikon", Leipzig 1750, läßt uns zunächst völlig in Stich. Erst in „Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgem. Gelehrten Lexiko, zweiter Band,

Leipzig 1787" tut der bekannte Sprachforscher Johann Christoph Adelung auf S. 1037 unseres Autors Erwähnung, aber nur mit den dürren Worten: „Feige Joh. Constantin lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu Wien."

Dann zählt er die zwei Wiener Werke desselben auf: seine Epopöe „Adlerskraft oder europäischer Heldenkern" (1685) und unseren „wunderbahren Adlersschwung", Wien 1694. Letztes Werk kennt Adelung nur durch das Medium P. Fuhrmanns und nennt es eine Geschichte von Österreich oder eine Beschreibung Wiens.

Feigius selbst bezeichnet sich zu wiederholtenmalen als Schlesier und nennt sich Leorinensis, also aus der Stadt Löwenberg im Kreise Liegnitz. Wahrscheinlich schon 1679, sicher aber 1683 ist er in Wien. So sagt er zum Beispiel im II. Teil, S. 27—28 anläßlich der Beschreibung der großen Feuersbrunst im Schottenhof am 14. Juli 1683:

„Ich meines Theils halte gänzlich dafür, daß die Brunst im Schotten Hof sey deßwegen auskommen; denn vor demselben Thor wurde in der Vorstadt das erste Wirtshauß in Brand gestecket, so überaus stark gebrunnen, nun hat auch der Wind gliende Kohlen gegen dem schottischen Mayer-Hof allbereit geführt, welches ich eine halbe viertel Stunde vor der Brunst mit meinen Augen gesehen."

Aus diesem Anlaß erwähnt er auch, und wieder er allein einen anderen Alt-Wiener Spaßmacher, einen gewissen Thanon, „mit dem Spitznamen Baron Zwifel . . hatte sich bey vornehmen Standts-Persohnen für einen Tisch-Rath gebrauchen lassen". Thanon schoß Spasses halber eine Pistole „gegen der erschröcklichen Feuersbrunst und solche dadurch auszulöschen vermeihnet; dann

dieser ist nicht gescheid gewesen". Der Pöbel aber hielt ihn deswegen für einen „Brenner" von den Feinden gesandt und angestiftet, schleppte ihn bis zum „Peters Freithof" (heute Petersplatz) und hieb ihn dort in Stücke.

Gleich dem weit glücklicher verlaufenen Abenteuer des lustigen Augustin, ist auch die Geschichte vom armen Narren Thanon von P. Fuhrmann 1738 aus Feigius in sein „Alt- und Neues Wien" übernommen und dadurch popularisiert worden.

Diese und ähnliche Begebenheiten über Personen geringen Standes, die bei den gelehrten und gravitätischen Autoren, wie Vaelkeren oder dem Syndikus Hocke fehlen, lassen vermuten, daß Feigius mehr in Gesellschaft des Sackpfeifers Augustin oder des „Baron Zwifel" gewesen sein dürfte, als in der hoher Häupter, wie dies auch bei einem etwa zwanzigjährigen jungen Burschen und Bruder Studio, der aus dem fernen Schlesien nach Wien gekommen war, ganz natürlich ist.

Sein Geburtsjahr dürfen wir etwa um 1663 ansetzen, so daß er mit dem Prinzen Eugen, der sich ja auch vor Wien 1683 die ersten Lorbeeren erwarb und dessen Bruder damals im Gefechte von Petronell (Juli 1683) auf dem Felde der Ehre blieb, gleichen Alters war.

Da er sich 1685 auf dem Titelblatte seiner Epopöe „Adlerskraft oder europäischer Heldenkern" als „Joannes Constantinus Feigius, J. U. Studiosus" bezeichnet, neun Jahre später auf dem Titelblatte des „Adlersschwung" erst als J. U. Candidatus figuriert, mit welchem Titel er schon in dem Druckprivileg Leopolds I. an den Verleger Voigt vom 22. April 1689 bezeichnet wird, so hat er es an der Wiener Universität nicht zu hohem Rang, wohl aber zu hohen Semestern gebracht.

Ja, so leid es uns tut, wir können den Verdacht nicht von uns weisen, daß er der schon damals nicht unbekannten Gilde der verbummelten Studenten und ewigen Hauslehrer angehörte und sich durch Brotschriftstellerei bei Leopold Voigt fortbringen mußte.

Von seinen ferneren Schicksalen nach 1694 fehlt jede Nachricht.

Auch illustrativ ist das Buch nicht ohne Interesse und Wert. Die meisten Kupfer sind zwar nur mittelmäßige Arbeit. Es sind Porträts, Belagerungsszenen und Wiener Einzüge, letztere im großen Format. So der Einzug des türkischen Großbotschafters Mehemmed Pascha im Mai 1665 von Simmering aus („Hermundt sc."), der Einzug Kaiser Leopolds und seines Sohnes Josef in Wien am 4. März 1690, als beide von der römischen Königswahl in Augsburg zurückkehrten. Dieses Tableau ist das Werk eines Wiener Künstlers, des schon genannten Jakob Hoffmann. Endlos und ermüdend sind die Beschreibungen der Einzugsordnungen, der Festzugsteilnehmer und der Reden, alles aber für das Interesse des neugierigen Publikums, des „curieusen Lesers", wie man damals sagte, berechnend angeordnet. Ein großer Kupferstich bringt die „Vorstellung aller merkwürdigen Begebenheiten, so sich bei Erwehl- und Krönung des durchl. Keyserl. Erb Prinzen Josephi zum Ungarischen Erbkönig in der Königl. Haupt- und Krönungsstadt Preßburg ereignet im Jahr 1687."

Am interessantesten sind die Stücke, welche der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken gewidmet sind.

So das Porträt „Georg Franz Koltschitzky gewester Dolmetsch bey der orientalischen Comp."

Der berühmte Kundschafter ist in ganzer Figur und Armatur dargestellt, in weiten türkischen Pumphosen

und mit der Inschriftstafel „In dieser Kleidung und also bewaffnet gienge er aus Wienn den 13. Augusti durch das türkische Lager biß er zu J. Herzogl. Durchl. auß Lothringen kommen und brachte von dar die erwünschte Kundschaft zuruck den 17. dito A. 1683."

Dasselbe und ähnliche Blätter erschienen schon 1683 als Flugblätter. Dieselbe Bewandtnis hat es mit der Abbildung des sogenannten „Moldauerkreuzes".

Es ist dies das hölzerne Kreuz, welches der türkische Vasall und Fürst der Moldau „Servanus Cantacucenus" in seinem Lager beim „Gatterhölzl" am 1. September 1683 aufrichten ließ, beim Abzug aber vergrub. Bald wurde es durch eine Streu suchende Magd entdeckt und in einer eigenen Kapelle aufgerichtet. 1785 verschwand das Kreuz spurlos. Das Kapellchen in der Nähe der Schönbrunner Parkmauer und des „Tivoli" besteht noch zur Stunde.

Ein Vollbild der Entsatzschlacht vom 12. September 1683, signiert „Nypoort fecit", hat bloß mittelmäßigen Wert, wie die anderen Nypoortschen Belagerungs- und Schlachtenbilder in unserem Werk. Kulturhistorisch interessant ist nur das Blatt „Neuhaeusl" wegen der in den Ecken angebrachten Tanz-, Lager- und Zigeunerdiebsszenen.

Ferner finden wir ein Bild Leopolds I. von Langgraff, vielleicht das übertrieben häßlichste aller Porträts dieses Herrschers; die Helden des 12. September: Sobieski, Max Emanuel von Bayern, Johann Georg von Sachsen und Karl von Lothringen auf einem Blatt (höchst handwerksmäßige Arbeit), eine genaue Nachbildung der türkischen „Haubt-Standart", die an Papst Innozenz XI. nach Rom geschickt wurde ꝛc.

Zu den Wiener Bildern gehört auch das Blatt, welches in Vorder- und Rückseite den neuen Adler und

das Kreuz zeigt, das 1687 Kaiser Leopold I. an Stelle des alten Sternes und Halbmondes auf dem Hochturm von St. Stephan aufsetzen ließ. (Jetzt städtisches Museum.)

Ein wirkliches Kunstwerk aber ist das zu Anfang des Buches erscheinende Porträt des Kardinals Kollonitz von Jakob Hoffmann, einem Wiener Künstler und Bruder des Medailleurs, „kaiserlichen Siegel- und Wappensteinschneiders“ Johann Michael Hoffmann, dem wir ja auch Grundtypus und Stadtansicht der jetzt noch im Gebrauche befindlichen Salvator-Medaillen der Stadt Wien verdanken[1].

Das Bild des Kardinals atmet große Lebenswahrheit (dürfte nach dem Leben gezeichnet sein) und ist äußerst sorgfältig im Stich bis zum zierlichen Wappen und der Inschrift. Soweit mir bekannt, ist es nur ein einzigesmal reproduziert worden; nämlich in dem bei Tempsky und Freytag 1883 erschienenen populären Werk „Toifel: Die Türken vor Wien 1683“, jedoch ohne Angabe der Quelle.

Auch numismatisch ist unser Buch, wie schon erwähnt, nicht ohne Belang. II. Teil, Seite 116 findet sich eine Abbildung der Gedächtnismünzen, die der kaiserliche Münzmeister Matthias Mittermayer von Waffenberg in zwei Ausführungen, groß und klein, anfertigen „und solche unter hohe Potentaten, Fürsten und vornehmen Herren zu einem ewigen Andenken austeilen ließ[2]“.

Der Stempel ist von Johann Michael Hoffmann, die Wiedergabe in Kupferstich in Originalgröße von seinem Bruder Jakob.

Vergleiche ich die Abbildung bei Feigius mit den in meinem Besitze befindlichen Originalen, so kann ich nur

sagen, es handelt sich hier um eine ganz gute Wiedergabe der Originale, wie man sie vor Erfindung des photographischen Verfahrens nicht besser erwarten kann, im Münzbild alle anderen Münzdarstellungen aus gleicher Zeit, auch die der etwas späteren Schlesier Dewerdek und Kundmann übertreffend.

Daneben steht eine Abbildung der bekannten viereckigen Denkmünze auf die Belagerung von 1529. „Turck blegert Wien 1529“, wie man schon auf den ersten Blick sieht, gleichfalls nach einem Original.

Numismatisches enthält der II. Teil auch auf S. 610, die Abbildungen dreier römischen Münzen der Kaiser Vespasian, Gratian und Valentinian, die bei der Aushebung zu den Fundamenten einer Ehrenpforte am Stock im Eisen anläßlich des vorhin erwähnten Einzuges Leopolds I. und des römischen Königs Josef in einem Römergrab gefunden wurden, „worinnen die Gebeiner in ihrer Ordnung eines Körpers gelegen, wegen welcher Dicke und Länge man schließen können, daß es eine sehr große Persohn hat seyn müssen; Auff einer Seite stunde ein Häfen, so zweiffels ohne für das ewig Licht gewidmet gewesen und auff der andern ein Trühel mit unterschiedenen Münz-Sorten“. Der ganze Fund kam ins Bürgerliche Zeughaus.

*

Den Höhepunkt des Interesses nimmt im II. Teile natürlicherweise die Beschreibung der Belagerung von 1683 in Anspruch, die von S. 15, vom 7. Juli, wo die Kunde vom Rückzugsgefecht bei Petronell nach Wien kam und dort die große Verwirrung und Flucht veranlaßte, bis S. 118 reicht, wo sie mit der Beschreibung der Denkmünzen auf die glückliche Errettung schließt.

Dieser Beschreibung wurde lang keine Bedeutung beigemessen, wie denn überhaupt Feigius meines Wissens bis 1907, wo wir ihn als älteste Quelle für unseren Wiener „Augustin" nachwiesen, nicht weiter behandelt wurde. Und doch hat gerade diese Beschreibung großen Einfluß auf die späteren Darstellungen geübt. Sie ist stilistisch die lebendigste und anregendste und so nahm sie P. Fuhrmann fast wörtlich in sein „Alt- und Neues Wien" auf und machte sie dadurch erst gleich Augustin populär. Denn diese Chronik Fuhrmanns war durch mehr ein Jahrhundert das eigentliche Wiener historische Hausbuch, ja, bis in die Sechzigerjahre des verflossenen Jahrhunderts, wo sie durch ein neues Volks- und Fabelbuch, Moritz Bermanns „Geschichte der Wiener Stadt", verdrängt wurde, die wieder Fuhrmann ausschöpft, ohne viel tiefer zu gehen.

Fuhrmann sucht sich als Quelle immer die lebendigste Darstellung, so für das Pestjahr 1679 stellenweise Abrahams „Merks Wien!", das er aber auffälligerweise am Schluß des Pestkapitels nicht zitiert, und für sein 15. Kapitel „Andere Türken-Belägerung der Stadt Wien und glücklicher Entsatz anno 1683" unseren Feigius. Von hier läuft dann die Tradition weiter bis ins 19. Jahrhundert.

Feigius selbst hat wieder sowohl Vaelkerens „Wien von Türken belägert", Linz 1684, das in der lateinischen Originalausgabe schon 1683 bei Voigt erschien (die beste Quelle!) und das gleichfalls treffliche offizielle Werkchen der Stadt Wien, des Stadtschreibers und Syndikus Dr. Nikolaus Hocke, „Kurtze Beschreibung dessen, Was in wehrender Türkischen Belägerung der Keyserlichen Residentz Statt Wien passiret" (Wien bei Voigt 1685), tüchtig benützt.

Aber auch eigenes Verdienst ist ihm keineswegs abzusprechen. Ich kann diesmal Vancsa nicht zustimmen, der ihn, was Quellenwert und Originalität anbelangt, mit den Belagerungsschriften des Christoph Boethius und des Vielschreibers Happelius in gleiche Linie stellt[3].

Feigius hat vor ihnen den größten Vorzug voraus, den eine historische Quelle haben kann, er ist Augenzeuge des Dargestellten, und zwar ein den gebildeten Ständen angehöriger. Das erklärt die Lebendigkeit seiner Darstellung, die mancherlei Züge aus dem Treiben einzelner, die gelegentlichen Histörchen, wie sie der Tag mit sich bringt, und sie machen unsern bisher unbeachteten „Feigius" zu einem anheimelnden Alt-Wiener Buch. Hätte er auch sonst kein Verdienst, als das, zwei Alt-Wiener Volkstypen, den „lieben Augustin" und den „Baron Zwisel" auf die Nachwelt gebracht zu haben, es wäre allein genügend, ihm Beachtung zu schenken. Die gelehrte Geschichtsschreibung des 17. Jahrhunderts im Zeitalter der spanisch-italienisch-französischen Sprach- und Sittenverwelschung hat sonst wenig Sinn für Volkstümliches und wir mußten uns in dieser Hinsicht für Wien fast ausschließlich an den genialen Abraham halten.

In Feigius' Bericht über 1683 sind überdies zwei „Exkurse" eingeschaltet, nämlich: „Kurtzer Inhalt dessen, was sich unter währender Wienerischen Belägerung denkwürdiges in Closter Neuburg zugetragen" und „Eygentlicher Bericht alles dessen, was Anno 1683 bey dem hochlöbl. fürstl. Stift und Closter zu Lilienfeld sowohl Ruhm- als Denkwürdiges wider den Erbfeind sich ereygnet".

Im „Kurtzen Inhalt" tritt als altösterreichische Heldengestalt der Sakristan Marzellin Ortner hervor,

im „Eygentlichen Bericht“ der greise Stiftsabt und einstige Universitätsrektor Matthäus Kohlweiß. Die Not der Zeit bringt solche tüchtige Charaktere in den Vordergrund der Weltgeschichte, wenn sie sich auch bei uns nicht jener allgemeinen Bekanntheit erfreuen wie ein ähnlicher Mann der Tat, der Pommer Nettelbeck in der Kolberger Franzosenzeit 1807.

*

Wir lassen nun zum Schluß einige Stilproben aus Feigius folgen, und zwar aus dem Berichte über die letzten Tage vor der Einschließung Wiens durch die Türken:

Abends um 8 Uhr [am 7. Juli 1683 nach der irrtümlichen Kunde von einer großen Niederlage bei Petronell] reyseten Ihro Keyserl. Majest. sambt der Keyserl. Gemahlin, verwittibten Keyserin, seeligster Gedächtnuß, der durchlauchtigsten jungen Herrschaft und ganzen Hofstatt, durch das Burgthor hinaus, gegen den Roten Thurm zu, über die Schlag- und äußersten Donaubrucken nach Corneuburg, allwo Herr Haubtmann Thadaeus d'Hassie mit 200 Musquetieren von der Stadt Guardia selbige Nacht die Wacht gehabt, und sich dann folgenden Tag wiederumb mit dieser Mannschaft nacher Wien erhoben. Ihre Keyserl. Majest. aber haben von dar, ihre Reiß gegen Stockeraw und von dannen nacher Linz glückselig fortgesetzet. Obwohlen schon die Stadt Wien in ihrem Umbfange ziemlich groß ist, so folgete dennoch der keyserl. Hofstatt durch ganzer 6 Stunden eine solche Menge an Karozzen, wo immer eine an der anderen gewesen über die Schlagbrucken gleich auf dem Fusse nach, daß man sich freilich darüber höchlich zu verwundern hatte, nemblich wie denn die Stadt Wien zuvorhero alle und bevor die unbeschreibliche Menge Pferde, so vorgespannt gewesen in ihrem Umbbezirke habe bewirten können. Daher geschahe es auch, daß, wenn Kobel Wägen eine seltsame Sache seyn sollten, sie es gewiß den 8. July zu Wien gewesen wären; denn es waren nunmehro schon solche Weibes-Bilder vorhanden, welchen allererst hin weder die Mahlerei an dem Kobel, weder die Farbe an denen Kissen, noch der Aufbutz an dem Gutscher gefallen hatte, die jetzunder auf einem Leiter-Wagen oder auff einem s. h. Koth- und Mistkarren zu sitzen und darauff zu können weggeführt werden, gar gern zufrieden gewesen sind, und ob der Gutscher auch nur mit einem schlechten Geppernitz oder geringen zotichten Kotzen umhüllet gewesen, so hat es jetzt dennoch keinen Mangel gehabt, da man sich doch sonsten schier zu Tode geschämet würde haben; Es hatte eben jetzunder gar kein Bedenken, ob schon die, vor die Wägen gespannte Pferde keine gleichfärbige Karmelin, Rappen und Spiegel-Schimmel gewesen seynd, sondern man ist auch mit alten einäugigten Schind-Mähren, deren Rucken anstatt der schönen Haare mit garstigen und wilden Rauden und Gründen überzogen waren, vergnüget gewesen. Etliche wohlvermögende Frauen haben die alten baufälligen Wägen mit allerhand Sachen dergestalt überlastet, daß, ob sie schon um etliche Meilen Weges von der Statt entfernt gewesen, entweder die Wägen zerbrochen oder aber die vorgespannten krumpen Rösser von wegen deß Übertreibens zur Erden gefallen und verrecket seynd.

Ach! Da haben sie dann mit ihren bey sich habenden Söhnen und Töchtern, welche sie zuvorher allermeisten gezärtelt, ihres Jammer Standts weder Zihl noch Ende

gewußt! Zumalen auch die augenblickliche Feindts-Gefahr obhanden gewesen; ihre Kinder und Sachen haben sie nicht wollen im Stiche lassen und sind dennoch wegen des Verweilens dem Feinde zu einem Raub worden. Ja es ist unter den sich Flüchtigenden zuweilen ein solches Elend gewesen, daß es mit keiner Feder genugsam beschrieben werden kann; und obwohlen sich nun weit über 60000 Seelen aus der Statt Wien gemachet, so sind gleichwohl noch auf die 60000 Mannsbilder ohne die besoldete Soldaten, welche alle Waffen zu führen fähig gewesen, unter währender Belägerung beschrieben worden[4].

Indessen machten die herumb-schwärmenden Barbaren einen erbärmlichen Rauch von angezündeten Schlößern, Märkten und Dörffern. Von Wolffsthal und Hainburg gegen Preßburg hin, bis zu der Leitha und von dannen biß an die Wienerische Neustatt (welche aber durch Feuergeben sich für dem Feuer erhalten) stund die ganze Gegend in Rauch und Flammen. Das Feuer pfleget nunmehr auch gegen die Statt Wien zu schreitten und die umbliegenden Örther aufzufressen; denn der Tartarische Raub und Verwüstungsschwarm machte es fast umb kein Haar anders, als wie in etlichen Morgen und Mittagsländern die Heuschrecken zu machen pflegen, welche mit solchen dicken Schaaren, davon die Sonne fast ganz verfinstert wird, daher flügen und in kurzer Zeit ganze Länder kahl machen. Sie rafften viel tausend arme Christen mit sich hinweg und ließen nichts hinter sich als Verwüst- und Verderbung. So bald sich nun auch Ihro Keyserl. Majest. von Wien weg begeben, hat sich gleich das tartarische Geschmeiß, alles biß auf Linz zu beunruhigen erkecket. ... Durch welche denn auch eine Meil Wegs oberhalb Wienn der Josephs

Berg bestiegen und daselbst das Camaldulenser Closter, sambt des gleich über auf dem Gallenberg gestandenen Cappel, welche Ihro Keyserl. Majest. dem h. Leopoldo zu Ehren kurtz vorher erbauen lassen in Brand gestecket worden[5].

... Es begunte sich nunmehro die Forcht und Bestürtzung in der Statt in etwas zu legen, nachdem man den Paucken Streich und Trompettenschall deß mit der Cavallerie an der Statt über den Rennweg von St. Marx vorbey marschierenden Hertzogs von Lothringen vernommen; welche Reuterey von fruhem Morgen biß gegen Mittag bey den Rothen Thurn über die Schlag-Brucken durch die Leopolds-Statt zu marschieren hatte und sich dann in derselben Insel auf den Auen, Wiesen und Gesträuß Werken einlagert; weil man den Irrtum des allgemeinen Gerüchtes, als ob die gantze Keyserl. Armee wäre geschlagen worden, bald merkte und ihme deßwegen gute Hoffnung auf Schirm und Beystand machte.

... Indessen sahe man weit und breit umb die Statt Wienn umb und umb alle Stätte, Schlösser, Flecken und Dörffer immer eines nach dem anderen in Flammen und Rauche aufgehen, außer nur was über der Donau gelegen und der Keyserl. Garten hinter St. Marx das Neu-Gebäw genannt sind annoch von dem Feuer erhalten worden ... Obwohlen umb die Statt Brandfackeln, so durch die Feind angestecket worden leuchteten, so getrauten sich gleichwohl unterschiedliche Leute hinauß, im Willen ihre besten Sachen von den Dörffern in die Statt zu flüchten; es sind aber derer viel von den Feinden gefangen und niedergesäbelt worden; und solches ist auch nicht wenigen wider fahren, welche sich gar zu spat auff dem Lande in die Flucht nacher Wienn erhoben.

... Da nun der Herr Commandant [sc. Starhemberg] gesehen, daß alles auf eine Belägerung gemünzet sey, hat er alsobald einen Befehl erteilet, daß alle Vorstätte solten angezündet werden, welchen Befehl man auch straks werkstellig machte und in einer kurzen Zeit ein solches Feuer zu Wege brachte, das schwerlich dem zu Troia würde gewichen seyn; dann die ganze Landtstraßen sambt dem Kloster, die ganze Rossaw sambt dem Kloster, die ganze Widen sambt dem Paulaner Kloster stunden in Flammen; Ja alle Vorstätte sambt ihren schönen Kirchen, Häussern und Pallästen giengen in dem Feuer auf und hatte die Statt Wienn wenig übrig, daß sie nicht selber in die Flammen gesetzet wurde; alldieweilen zu selbiger Zeit nicht allein der Wind theils Orthen, in sonderheit bey dem Keyserl. und gemeinen Statt Bau und Holtz-Stadel gegen der Statt gegangen, sondern auch vor dem Neutor daselbsten das Zimmer Holtz, biß an die Pallisaden angeleget gewesen. Ach! umb wie viel hundert tausend Gulden sind nicht an allerhand Mobilien in Aschen verkehrt worden. Es war auch bereits an dem, daß die Leopold Statt ein Vorbild der in Flammen stehenden Statt Troia oder Rom solte vorstellen, wann nicht der darinnen große Vorrat an Munition, welche vorher in die Vestung Wienn zu flüchten die Notdurft erforderte, derselben noch eine kurze Schonungsfrist verliehen hätte. Wiewohl diese herrliche Insel wenig Tag hernach sambt ihren Kirchen, Klöstern, Pallästen, Häusern und schönen Gärten durch die Türken zu dem Flammen Tanz geführet und in die Asche versetzet worden.

... Den 14. July, gleich als die Sonne der Erden mit ihrem Golde einen guten Morgen geboten, kahme die ganze türkische Heeres Kraft nicht anders als wie

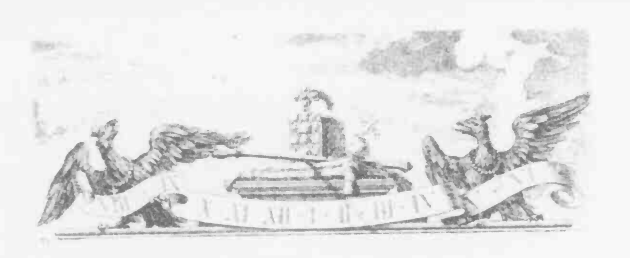
eine Wasser-Flut, mit unzählig vielen beladenen Cameelen und Wägen, so mit Pferden und Püffel Ochsen bespannet gewesen alle Gegenden der Statt Wienn zu überschwemmen und fienge an bey dem sogenannten Lager Höltzel gegen Hunds-Thurn, Odagring, Währing und biß an die Donau das Lager in Gestalt eines halben Monden aufzuschlagen, wie auch noch selbige Nacht von dem Kroaten Dörfel an gegen und ober dem Rothen Hof Posto zu fassen und Approschen und Lauff Gräben etwann 200 Schritt von den Contraskarpen bey dem Burg Tor zu eröffnen.



Eine Beschreibung Wiens aus der Zeit Kaiser Karls VI.

Alt-Wien! Das heutige Geschlecht versteht mit diesem Worte nicht das älteste, das römische und mittelalterliche, sondern das Wien der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, etwa von der Kongreßzeit bis in die Fünfzigerjahre, das Wien mit den baumgekrönten Basteien, von denen man über das grüne Glacis und die niedrigen Vorstädte hinweg, an klaren Tagen hinübersehen konnte bis ans steirische Gebirge. Es ist das Wien des Vormärz, der Strauß- und Lanner-Zeit, dessen künstlerische und kunstgewerbliche Darbietungen einst von falscher Eleganz auf entlegene Dachböden verbannt, nun wieder — sehr mit Recht — in allen Ehren stehen, verdienten Weltruf genießen und die „guten Stuben" selbst in den vornehmsten Häusern schmücken, soweit sie nicht in harter Nachkriegszeit die Besitzer wechselten. Aber in ein älteres, der heutigen Generation fernliegendes, aber dennoch nach Stil und Geschmack geradezu klassisches Wien, das Wien der Barockzeit, das Leopolds I., Josephs I. und Karls VI., soll uns die folgende Darstellung führen.

Das römische Wien steckt tief im Erdboden der Inneren Stadt oder liegt in seinen Überresten wohlnumeriert und katalogisiert in den Museen. Auch das mittelalterliche ist fast vom Erdboden verschwunden und beinahe nur noch der Hochturm von St. Stephan, das Dauernde in der Erscheinungen Flucht, erinnert an die Zeit, wo Wien der Ostpfeiler des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war, der Sitz mächtiger Herzoge. Die Renaissance war in Wien überhaupt nicht stark vertreten, das Portal der Salvator-Kapelle, der Eingang in den Schweizerhof der Burg und einige Häuserfassaden, das ist so ziemlich alles aus jener Zeit Übriggebliebene. Aber das Wien des Barockstiles, der Fortbildung der Renaissance, das steht noch in klassischer Vollendung, zumal in den Palästen und Kirchen der Stadt und der nähergelegenen Bezirke, freilich einst keineswegs nach Gebühr geschätzt und bewundert. Spitzhaue und Schaufel haben auch hier leider schon viele Breschen geschlagen. — Der Wiener bewunderte wohl in der Fremde die Bauten dieses Stiles, etwa den Zwinger in Dresden, die Schlüterschen Schöpfungen in Berlin oder das Schloß von Versailles, aber an den heimischen Herrlichkeiten dieser Art ging er achtlos vorüber, eben weil er sie täglich sah und glaubte, es könne gar nicht anders sein. Doch Gebäude, wie die Karlskirche, die scheinbar sich Ausschließendes, Wuchtigkeit mit elegantester Durchbildung der Linien vereint, die „Reichskanzlei", die Nationalbibliothek, die Peterskirche, der Eugensche Palast in der Himmelpfortgasse, das Kinsky-Palais auf der Freyung, der Donnerbrunnen, das Belvedere, das Schwarzenberg-Palais, das Auerspergsche in der Josefstadt ꝛc. sind Dinge, die ihresgleichen in der Welt suchen. Aber während die



Eine Beschreibung Wiens aus der Zeit Kaiser Karls VI.

Alt-Wien! Das heutige Geschlecht versteht mit diesem Worte nicht das älteste, das römische und mittelalterliche, sondern das Wien der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, etwa von der Kongreßzeit bis in die Fünfzigerjahre, das Wien mit den baumgekrönten Basteien, von denen man über das grüne Glacis und die niedrigen Vorstädte hinweg, an klaren Tagen hinübersehen konnte bis ans steirische Gebirge. Es ist das Wien des Vormärz, der Strauß- und Lanner-Zeit, dessen künstlerische und kunstgewerbliche Darbietungen einst von falscher Eleganz auf entlegene Dachböden verbannt, nun wieder — sehr mit Recht — in allen Ehren stehen, verdienten Weltruf genießen und die „guten Stuben“ selbst in den vornehmsten Häusern schmücken, soweit sie nicht in harter Nachkriegszeit die Besitzer wechselten. Aber in ein älteres, der heutigen Generation fernliegendes, aber dennoch nach Stil und Geschmack geradezu klassisches Wien, das Wien der Barockzeit, das Leopolds I., Josephs I. und Karls VI. soll uns die folgende Darstellung führen.

Das römische Wien steckt tief im Erdboden der Inneren Stadt oder liegt in seinen Überresten wohlnumeriert und katalogisiert in den Museen. Auch das mittelalterliche ist fast vom Erdboden verschwunden und beinahe nur noch der Hochturm von St. Stephan, das Dauernde in der Erscheinungen Flucht, erinnert an die Zeit, wo Wien der Ostpfeiler des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war, der Sitz mächtiger Herzoge. Die Renaissance war in Wien überhaupt nicht stark vertreten, das Portal der Salvator-Kapelle, der Eingang in den Schweizerhof der Burg und einige Häuserfassaden, das ist so ziemlich alles aus jener Zeit Übriggebliebene. Aber das Wien des Barockstiles, der Fortbildung der Renaissance, das steht noch in klassischer Vollendung, zumal in den Palästen und Kirchen der Stadt und der nähergelegenen Bezirke, freilich einst keineswegs nach Gebühr geschätzt und bewundert. Spitzhaue und Schaufel haben auch hier leider schon viele Breschen geschlagen. — Der Wiener bewunderte wohl in der Fremde die Bauten dieses Stiles, etwa den Zwinger in Dresden, die Schlüterschen Schöpfungen in Berlin oder das Schloß von Versailles, aber an den heimischen Herrlichkeiten dieser Art ging er achtlos vorüber, eben weil er sie täglich sah und glaubte, es könne gar nicht anders sein. Doch Gebäude, wie die Karlskirche, die scheinbar sich Ausschließendes, Wuchtigkeit mit elegantester Durchbildung der Linien vereint, die „Reichskanzlei“, die Nationalbibliothek, die Peterskirche, der Eugensche Palast in der Himmelpfortgasse, das Kinsky-Palais auf der Freyung, der Donnerbrunnen, das Belvedere, das Schwarzenberg-Palais, das Auerspergsche in der Josefstadt 2c. sind Dinge, die ihresgleichen in der Welt suchen. Aber während die

Baumeister dieser Wiener Paläste, die Fischer von Erlach und Hildebrandt heutzutage in den Kreisen der Gebildeten allseits bekannt sind, ist dies bei ihrem Kollegen, der ähnliches im Lande Niederösterreich draußen, zum Beispiel in Melk, schuf, dem St. Pöltener „Maurermeister“ Jakob Prandauer nicht einmal dem Namen nach der Fall. Und doch erinnert dieses herrliche Barocco in Stadt und Land auch an glänzende historische Epochen. Es ist kein Zufall, daß diese ganze Richtung in die Regierung der oberwähnten drei Kaiser fällt. Denn unter Leopold erwuchs durch die Türkenkriege die österreichische Hausmacht zur Großmacht, die stolzen Ausdruck fand in den Neuschöpfungen im anno 1683 arg zerschossenen Wien und auf dem Boden der zerstörten Vorstädte, die sich nun schöner mit neuen Gärten, Kirchen und Palästen aus dem Schutte der Belagerung erhoben. Unter Joseph I. brachte fast jedes Jahr einen Sieg oder Doppelsieg und sein Bruder Karl beherrschte ein Reich, das an Ausdehnung dem des fünften Karl verglichen werden kann. Im Norden war es bei Kottbus und in der Züllichauer Gegend nicht mehr allzu fern der Ostsee, während im Süden, etwa von der Westspitze der damals kaiserlichen Insel Sizilien aus, in kurzer Meerfahrt die afrikanische Küste zu erreichen war. Im Westen bespülte der Rheinstrom die österreichischen Vorlande und im Osten glänzte der Doppeladler mit dem österreichischen Bindenschild von den Toren und Wällen Belgrads. Kaiser Karl konnte sich mit einigem Rechte in der Tracht eines römischen Imperators auf seinen Talern und Medaillen — er war einer der eifrigsten Numismatiker — darstellen lassen. Hand in Hand mit diesem politisch-territorialen Aufschwung in der ersten Hälfte der Regierungszeit Karls VI. ging aber auch

ein mächtiges Aufblühen der Kunst, ein „medicaeisch Alter“ wenigstens für Baukunst und Plastik, zumal in Wien.

Es ist daher eine glückliche Fügung, daß wir aus jener Zeit nicht bloß die bekannte norddeutsche Schrift von Küchelbäcker besitzen, „Allerneueste Nachricht vom römisch-kaiserlichen Hofe, nebst ausführlicher historischer Beschreibung der kaiserlichen Residenzstadt Wien“, 1730, sondern auch eine bajuvarisch-süddeutsche Beschreibung, die literarisch bisher völlig unbekannt, hier zuerst nunmehr vorgelegt werden soll. Ihr Autor ist der Benediktiner Anselm Desing, Konventuale des Stiftes Ensdorf in der Oberpfalz bei Amberg, Professor der Salzburger Universität und seit 1744 Abt seines Klosters. Unter manch anderem verfaßte Desing auch ein vielbändiges Werk „Auxilia Historica oder historischer Behülff“, in dessen zweitem Bande „Von Teutschland“ ꝛc., Stadt am Hof nächst Regensburg 1741, sich eine 41 Druckseiten umfassende Beschreibung unserer Stadt vorfindet, nebst einem „Grund-Riß der Stadt Wienn“.

Die Jahreszahl des Titelblattes (1741) scheint unserer Aufschrift „aus der Zeit Karls VI.“ zu widersprechen. Doch mit nichten: Desings umfangreicher II. Band „Über Teutschland“ (1250 Seiten) wurde noch unter Karl VI. als regierendem Reichsoberhaupt geschrieben, nach 1736, nur der Druck zog sich so lange hinaus. Das über Wien Gesagte bezieht sich vielfach schon auf die Jugend- und Studienzeit des Autors, welche er in unserer Stadt zubrachte, also auf die erste Hälfte der Regierungszeit Karls, dessen Glanzzeit. Desing spricht (S. 1073) vom Grafen Joachim Windhaag und dessen Bibliothek, deren altertümlicher Eingang mit Barockdächlein noch heute in einem Seitengäßchen zur

Wollzeile, der schmalen Einmündung der Postgasse, zu sehen ist: „Joachim Windhag, ein armer Student, hatte sich so hoch geschwungen, daß er Kayserlicher Kammer-Rath und Graff geworden. Dieser hat nebst vielen schönen Stifftungen auch die Bibliothek angeordnet und den N.-ö. Land Marschall zum Ober Auffseher derselben gesetzet. Ich statte meines Orths hiemit offentlichen Dank ab, massen ich mich derselben in meinen philosophischen Studier-Jahren täglich bedienet habe." Desing kennt also die Kaiserstadt aus jahrelanger, eigener Anwesenheit und dies gibt seiner Darstellung einen höheren Wert als den Berichten gelegentlicher Reisenden, die, wenn es hoch kam, ein paar Wochen bei uns weilten, wie der Berliner Nicolai oder der Sachse Seume.

Doch ist unser Autor eigentlich als Bayer ein „Orts- und Landfremder", ein weiterer Vorzug für eine unbefangene Stadtbeschreibung. Dem Einheimischen ist es meistens nicht gegeben, sich in die richtige geistige Höhe über dem Darzustellenden zu erheben, er bleibt oft im übertriebenen Lokalpatriotismus stecken. Ein Beweis hierfür ist des Schotten-Schulmeisters Wolfgang Schmälzl „Lobspruch der Stadt Wien" 1548. Schmälzl stammte zwar auch aus der Oberpfalz, sein Leben verfloß aber zum größten Teil in der Donaustadt. („Der Schmälzl khein besser Schmalzgrub fand — Ich lob dies ort für alle Land"), so daß er als Wiener, wie er ja selbst wünscht, zu betrachten ist. Seine Ausführungen über Wien gleichen so sehr gereimten Variationen über das Märlein vom Schlaraffenland, daß ihnen die rechte historische Plastik fehlt. Sonst kann man die Berichte über Wien aus alter Zeit in zwei Hauptkategorien einteilen: wohlwollende und geringschätzig absprechende. In

die erste Kategorie gehören doch wohl noch die Ausführungen der Italiener des 15. Jahrhunderts, Äneas Sylvius Piccolomini und Anton de Bonfinis (Biograph des Matthias Corvinus), die der Stadt an sich hohes Lob zollen, weniger allerdings ihren Bewohnern, was auf politische Verstimmungen zurückzuführen ist. Doch meint Bonfinis mit vornehmer Gebärde: „Es gehört wohl zu den schönsten Städten der Barbaren."

Anders verhält es sich mit den Berichten aus dem Norden. Typisch hierfür ist der des Berliner Buchhändlers Nicolai, der sich 1781 in Wien aufhielt. Mit unerfreulicher Gründlichkeit wird hier Vindobonas Lorbeerkranz zerzaust und gleich zu Beginn aufgeräumt mit der Ansicht, es sei Wien gar so alt. In der Tat waren im 16. Jahrhundert Wolfgang Lazius („Vienna Austriae. rerum Viennensium commentarii", Basel 1546) und im 18. Jahrhundert der Pauliner Matthias Fuhrmann („Alt- und Neues Wien", Wien 1738) im lokalpatriotischen Eifer soweit gegangen, den Bestand Wiens bis ins dritte Jahrtausend vor Christi Geburt zurückzuverlegen. Das stellt nun Nicolai an den Pranger; ohne Rücksicht auf sonstige Verdienste ist Lazius bloß ein „leichtgläubiger Antiquar", P. Fuhrmann „ein Liebhaber von Fabeln". Unter einem bezweifelt aber Nicolai sogleich, ob Wien auch nur römischen Ursprungs sei („einzeln gefundene römische Inschriften können dies noch nicht beweisen"); Mark Aurel sei gar nicht hier gestorben, es sei ebenso ungewiß, ob Wien das alte Vindobona rc., Bemerkungen, die in ihrer neidischen Abgeschmacktheit wohl noch lächerlicher sind, als Lazius' und Fuhrmanns naive, aber gutgemeinte Archäologien. — Unser Autor, P. Desing, gehört gewiß in die erste Kategorie. Wohlwollen und Freude an der schönen Stadt

führen ihm die Feder. Für die spezifischen Wiener Fehler ist er indes keineswegs blind. Aber auch sein Tadel ist so, daß der Leser fühlt, das Gerügte sei lang nicht so schlimm als man es mache. — Interessant ist auch das Erwachen des Natursinns in Desings Ausführungen. Während noch Bonfinis die Gegend zwischen Wien und Wiener-Neustadt, „um welche sich eine weite Ebene ausbreitet", selbst seinem Italien vorzieht, ist hier schon der Reiz der Höhen gewürdigt und es heißt bei Desing (S. 1096): „Wer schönen Prospect genießen will, gehe entweder nacher Nußdorf, oder auf Döbling, oder gar auf den Calenberg, wo ein Camaldulenser Closter liget und von wannen man alles was das Aug bezaubern mag auf einmahl übersehen kann."

Schon wird die „mit viel tausend Nachtigalen spielende Au" gerühmt, fast ein halbes Jahrhundert vor Werther und Lotte und dem Zeitalter der Empfindsamkeit. Über das Alter der Stadt will er sich nicht den Kopf zerbrechen, vermeidet klüglich die Fehler des Lazius und P. Fuhrmann, sondern erklärt kurz, bündig und richtig: „Umb das Alterthumb, Nahmen ꝛc. dieser Stadt, will ich gantz unbekümmert seyn. Es laufet alles meistens auf Muthmassungen oder gar Gedicht hinaus. Sondern wir wollen den gegenwärtigen Stand in etwas betrachten." Mit richtigem Blick erkennt er aber gleich in den einleitenden Worten, daß Wien unter die sogenannten natürlichen Städte gehöre, die das, was sie sind, mehr der vorzüglichen Lage, als den politischen Konstellationen verdanken.

In hohem Grade merkwürdig ist die Stelle, wo er von den Festungswerken und dem vor ihnen liegenden 300 Schritt breiten Glacis spricht (S. 1070): „Solte es erlaubt seyn an diese Ort Häuser zu bauen, so glaub

ich, selbe wurden in etlich Jahren voll der schönsten Paläst und Wien alsdann ihresgleichen in der Welt nicht haben", also das mutmaßlich erste Projekt und eine Prophezeiung unserer Ringstraße.

Es ist heutzutage nicht mehr leicht, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie sich das Wien Karls VI. dem Auge des von außenher kommenden Wanderers darstellte. Über das Aussehen des mittelalterlichen Wiens sind wir unterrichtet durch das Bild von 1483 in Klosterneuburg (Babenberger-Stammbaum), das als Hintergrund zur Leitha-Schlacht 1246 Wien zeigt, aufgenommen von der Donauseite mit dem Rotenturm. Wie Wien nach der ersten Belagerung durch die Türken aussah, darüber belehrt uns zum Beispiel das schöne Blatt Lautensacks von 1558, das die Vernichtung des Assyrers Sanherib und seines Heeres darstellend, statt Jerusalem Wien im Hintergrunde erscheinen läßt. (Museum der Stadt Wien, Abteilung II, Nr. 41.) Aber die Ansichten des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, so genau sie sonst auch sind, können uns oft kein anschauliches Bild geben, wie sich die Stadt Wien dem Auge wirklich darbot. Es sind dies nämlich Prospekte in starker Überhöhung, Bilder, die zugleich als Plan dienen sollen und darum haben sie — die Gesamtansichten — mehr praktischen als malerischen Wert. Hierher gehört zum Beispiel Hufnagels ausgezeichnete Vogelperspektive von 1609, in Verkleinerung bei Merian: Topographia Austriae 1649.

Eine Ausnahme bilden die Aufnahmen Vischers und Daniel Suttingers aus der Türkenzeit, die Salomon Kleiners, Pfeffels und Engelbrechts sowie das schöne und große Ölbild, das den Einzug der französischen Gesandtschaft von 1716 über Wienbrücke und Glacis

darstellt, ein Geschenk des regierenden Fürsten Liechtenstein an die Gemeinde Wien. (Historisches Museum derselben, Abteilung II.) Aber auch hier ist die Hauptsache nicht die Stadt selbst, sondern Kostüme und Personen. — Wir müssen vielmehr ein Meisterwerk aus der theresianischen Zeit zu Hilfe nehmen, um zu wissen, wie Wien damals aussah. Ich meine Canalettos Ausblick über die Gärten gegen Wien, aufgenommen von der obersten Terrasse des Belvederegartens. (Kunsthistorisches Museum.) Von dieser Seite aus gesehen, hat sich die Silhouette des Stadtbildes auch bis zum heutigen Tage am wenigsten geändert.

Aber auch die zur Zeit Karls VI. hochentwickelte Wiener Medailleurkunst gibt uns ein Bild en miniature, wie die Stadt etwa anno 1730 aussah (Abb. S. 315). Seit 1663 erscheint nämlich auf den „Verehrspfennigen" der Stadt, die man später nach dem Bilde des Erlösers auch Salvator-Medaillen nannte, das Stadtbild, zuerst ziemlich plump, dann immer feiner und klarer. Der Münzgraveur Johann Michael Hoffmann um 1700 zuerst, dann seine Kollegen Hieronymus Fuchs (1729) und Anton Wiedemann (1777) schufen diese feineren Stempel für die Wiener Salvator-Medaille. Im Vordergrund fließt die Wien, überwölbt von den Bögen der massiven steinernen Brücke, bei deren Demolierung in den Fünfzigerjahren (als „baufällig") noch mancher Zentner Pulver verpuffte. Unfern davon auf der Stadtseite die alte gotische Denksäule, die schon auf den ältesten Ansichten vorkommt, und die erst im 19. Jahrhundert verschwand. Weit breitet sich das „Glacis" aus. Eben fährt auf demselben Kaiser Karl VI. im sechsspännigen Galawagen mit Läufer und Nachreiter von seiner Sommerresidenz, der „Favorita" (heute Theresianum), zurück in

die Stadt. Im Hintergrunde ragen die Basteien empor, zunächst Burg- und Kärntner Bastei mit den dazwischenliegenden Ravelins und den Palisaden. Der Ravelin linker Hand ist der berühmte, blutgetränkte „Zauberhaufen" der Belagerung von 1683. Über den Basteien ragen die Türme, Paläste und hohen Häuser zum Himmel, zum Beispiel das Minoritenkloster, die Burg, an der die Fenster zu zählen sind, die aber noch gegen die Schauflergasse zu die Ecktürme mit den hohen Satteldächern aufweist, der Turmhelm von St. Michael, der sich bis heute nicht wesentlich geändert hat, die Kuppel von St. Peter, der Neubau der Hofbibliothek, endlich das gewaltige Dach von St. Stephan und der Turm, noch mit der großen alten Uhr von 1575 geziert. Das alles haben die alten Meister in den Umkreis einer talergroßen Medaille gebracht. So sah Wien aus zur Zeit Karls VI., zur Zeit, als es Desing beschrieb. Nun lassen wir diesem das Wort!

Die Aufzählung der Kuriositäten indes, die man damals in Wien bewunderte, zum Beispiel „Zwey Ellen lange Ketten aus einem Stuck Helffenbein geschnitzet" — „Ein wunderliches Schnupptuch von lauteren Silber", „Das Bildnuß eines Wienerischen Pfarrers Stephan Schelitzel, so lange Jahr recht wie ein todten Geribb ausgesehen, doch wohl gedienet und 1590 gestorben", „Kaysers Leopold Bildnuß aus Pfauen-Federn" &c. &c. können wir uns erlassen. Doch die Aufzählung der Basteien, Tore, Plätze und Gassen, Gebäude, Kirchen, Klöster und Kapellen halten wir für wichtig zur Topographie Alt-Wiens, daher sie am Schlusse angeführt werden sollen.

So beginne denn jetzt Desing in seiner treuherzigen, altertümlichen Sprache seinen Bericht:

Von der Kayserlichen Residentz-Stadt Wienn

Es gibt in anderen Landen treffliche Residentz Städte, Rom, Pariß, London ꝛc. Sie haben die Ehr vor viel hundert, ja auch tausend Jahren her der Wohnsitz ihrer Beherrscher zu seyn. Man kann leichtlich erachten, wie solche Städt' gewachsen und zu heutigen Glanz gebracht worden. — Wienn ist noch nicht recht anderthalb hundert Jahr der kayserliche Sitz, nemlich seit den Zeiten Kaysers Matthiae, da zuvor die österreichische Kayser theils zu Prag, theils zu Grätz und anderswo Hof gehalten haben. Und doch ist diese zu einer solchen Stadt erwachsen, welche keiner eintzigen in Europa weichet, ohngeachtet selbe genug harte Belagerungen vom Erbfeind ausgehalten, da sonderlich in der letzteren fast alle Vorstädt in Grund verheeret worden. Welches alles zu vielen Nachdenken Gelegenheit gibt. Umb das Alterthumb, Nahmen etc. dieser Stadt wil ich ganz unbekümmert seyn. Es lauffet alles meistens auf Muthmassungen oder gar auf Gedicht hinaus. Sondern wir wollen den gegenwärtigen Stand in etwas betrachten. Die Stadt an sich selbst ist ganz nicht groß. Es seynd viel große Plätz darinn. So daß man sich wundern muß, wie in einem so engen Platz ein so ungeheuer Menge Volks wohnen, und so viel anderes Wesen sich befinden kann. Man muß aber wissen: daß erstlich die Häuser ziemlich hoch aufgebaut, die Gassen eng und alles voller Wohnungen ist. Unter dem Dach, unter denen Stiegen, unter der Erd wohnen die Leut, auch an solchen Orten, wo man den ganzen Tag hindurch die Liechter muß anzünden. Es seynd auch zwey- und dreyfache Keller noch unter den Wohnungen theils zu Wein, theils

zu Eiß, Holtz und anderen Nothdürfften: also daß man gemeiniglich saget: Wienn stehe so tieff unter, als ober der Erden.

In den Vorstädten ist es vil freyer und angenehmer zu wohnen, wenigst für die, so ihre Geschäfften nicht in der Stadt haben. Denn die Gegend herumb ist eine der schönsten und wohlgelegnisten, die man sich nur einbilden kann. Es hat eine weite Ebene und an deren Rand schöne Berg: von ferne siehet man das ganze Jahr die Steyrische Schnee-Gebürg. Der in vielen Armen gehende Donaustrom und dazwischen liegend mit vil tausend Nachtigallen spielende Auen, die Wein-Gebürg und Getraid-Felder machen einen unvergleichlichen Anblick.

Dabey ist ein gutes Clima, und verwunderlich, daß in einer so häufig mit Volk angeschoppten Stadt nicht öffters die Pest und andere Seuchen regieren; ja auch sonst gar wenig Leuth (nach Proportion) sterben. Man schreibt dieses der beständig anziehenden Luft zu: wie denn die Wind hier sehr oft und stark wehen, daß es so gar zum Sprichwort gedyhen: Vienna aut ventosa, aut venenosa.

Sonst kann die gantze Stadt in fünffviertel Stunden gar leichtlich umbgangen werden. Hingegen begreiffen die Vor-Städte ringsherumb über drey teutsche Meilen fast in einen Zirkl und ist also jeder andern Stadt gleich. Zwischen den Vestungs-Werken und den Vorstädten ist ein leerer Platz von 300 und mehr Schritten gelassen, wegen besorgender Belagerungen, damit man von denen Wällen des Feindes Arbeit entdecken könne. — Sollte es erlaubt sein an diese Orth Häuser zu bauen, so glaube ich, selbe wurden in etlich Jahren voll der schönsten Palläst und Wienn alsdann ihres-gleichen in der Welt nicht haben. Die Werke seynd wohl stark, der

Graben sonderlich tieff und breit: doch alles nach der alten Italienischen Art angelegt, mit geraden kleinen Flanken, sehr langen Cortinen und Hacken. Die Vorstädt seynd mit einer Lini umbgeben: auf welche sich aber gantz nicht zu verlassen.

Der Innwohner Anzahl wird gewöhnlich auf sechsmahlhundert tausend gezehlt: davon meines gedunckens fast die Hälffte in der Stadt wohnet: allwo in manchen Hauß 20, 30, ja biß hundert Familien stecken[1].

Hier halt man eine andere Gewohnheit als in Welschland: dort nennt man die Häuser Palläst: hier werden die Palläst nur Häuser genannt, welche sich auch in Menge in und ausser der Stadt sehen lassen. Eines ist Schad, daß die meisten in den Winklen oder engen Gassen ganz außer dem Prospekt liegen, hingegen die ganz breitte Straßen und schönste Plätz mit alten Wesen besetzet seynd. An Plätzen sind der Hoff mit der Ertzinnen Saule der unbefleckten Empfängnuß der seeligen Mutter Gottes; daran die Statuen etwas zu kurz gehalten. Hernach der hohe Markt oder Fisch Markt, wo die herrliche Saule der Vermählung S. Josephi; der Graben, welcher mit der von weissen Marmor aufgeführten aus vilen sehr künstlichen gehauenen Bildern bestehenden und oben herrlich verguldten Heiligen Dreyfaltigkeits-Saulen pranget und welchem Monument kein anderes in Europa von dieser Art gleichet. Kayser Leopoldus hat solche in der Pest Zeit 1679 verlobt und an. 1692 aufrichten lassen. Weiters seynd der neue Markt, worauf die Steyrer und Kroaten ihr delicats Flügelwerk verkauffen. Der Juden Platz; der Schotten Platz etc.

Von den Pallästen und Häusern seynd sehenswürdig das Prinz Eugenische Hauß in der Himmels-Port-Gassen, welches inn- und aussen recht etwas herrliches:

die Lichtensteinische Häuser in der Herren Straße beym Landhauß[2]. Das Rath-Hauß in der Wiplinger Gassen: der Bischoffs Hoff bei St. Stephan, der Schottenhof, die Böhmische Kantzley in der Wiplinger Gassen, der Schlegel Hof[3] auf der Freyung, das Gustenburgische[3a] in der Johannis Gasse, das Schwarzenbergische auf dem neuen Markt, das Dietrichsteinische bei den Augustinern, Harrachische bei den Schotten, das Daunische[4], Stahrenbergische[5], Paarische, Stratmanische, Lambergische, Sintzendorfische, Althanische, Auerspergische etc. Die Mehlgrube, das Neubaurische Haus in der Singerstraße[6], nebst noch vielen anderen burgerlichen sehr schönen Häusern.

Ein Frembder muß auch im Müntzhaus in der Wohlzeil die galante kaiserliche Münz schlagen sehen. Er muß sich in das kayserliche Zeughauß nicht weit vom Schotten-Hoff begeben, allwo er viele tausend Kürraß nebst vilen anderen Waffen antreffen wird. Und in das burgerliche auf dem Hoff, so außerordentlich wohl mit Geschütz und anderen versehen. Man behauptet 100 tausend Mann daraus bewaffnen zu können. Hier werden viel andere Seltenheiten aufgewiesen: unter denen den Rang führet das Haupt des Großveziers Kara Mustapha, so Wien 1683 belagert und geschworen hatte, des Kardinals Kolonitz (als welcher denen Belagerten großen Muth machte) Kopf nach Konstantinopel zu schicken. Es hat sich aber gefüget, daß ihm zu Belgrad der Kopf genohmen und dem Kardinal verehret worden, welcher ihn in das Zeughaus übergeben. In der Himmel-Port-Gassen findet sich das kayserliche Gieß Haus und das Laboratorium für die Ingenieurs, wo man schöne Arbeit sehen kann, wenn mans verstehet. Nechst den Dominikanern stehet die Windhagische Bibliothek alle Wochen vier

Täg vor und Nachmittag zum Gebrauch der Studierenden offen.

Joachim Windhag, ein armer Student hatte sich so hoch geschwungen, daß er Kayserlicher Cammer Rath und Graf worden. Diser hat nebst vilen schönen Stifftungen auch die Bibliothek angeordnet und den N. ö. Land-Marschall zum Ober-Aufseher derselben gesetzet. Ich statte meines Orths hiemit offentlichen Dank ab, massen ich mich derselben in meinen Philosophischen Studier-Jahren täglich bedienet habe. Seither ist solche mit einer andern vermehret worden von dem Kayserlichen Feld-Marschall Joann Martin Gschwind, Freiherrn von Pockstein, welcher die Seinige an. 1721 hieher vermacht. Es ist drinn ein reiches Müntz-Cabinet und große Globi.

Manche ergötzen sich auch zu sehen die Hohe Bruck ohne Wasser. Sie gehet über den tiefen Graben, welcher vor Zeiten der Stadt Graben gewesen. Drinn seynd die Häuser sehr hoch aufgebaut. Gleich beim Eingang des tieffen Grabens von den Schotten her zeiget sich der sogenannte Heiden-Schuß, das ist, an einem Eck Haus ein Türk zu Pferd mit Bogen und Pfeil in Stein gehauen zum Angedenken, daß in der ersten Belagerung 1529 die Türken bis dorthin [?] mit untergraben gekommen und endlich von einem Becker-Jungen, der in dem Keller etwas zu thun hatte, seien gehöret und entdecket worden; umb desswillen die Becker Zunfft jährlich mit fliegenden Fahnen einen Umbzug in der Stadt haltet. Unter dem Roten Thurm hanget ein Speck-Seithe, womit die Männer, welche fromme Frauen haben vexieret werden und soll der, welcher sich getrauet, seiner Frauen Meister zu seyn, solche herabnehmen. Sie bleibt aber immerzu hangen, indem sie nur von Holz und villeicht den Juden

zum Tratz geschnitten ist. Gleiches geliffters ist der Stock in Eisen ohnweit St. Stephan an der Kärntner Straße: woran der Teuffel ein Schloß soll geschlagen haben, welches kein Mensch eröffnen kann.

Vil besser aber thut man, wen man sich mit Manier bewirbt die Seltenheiten derer Minister zu sehen zu bekommen, z. E. das Müntz-Kabinet des Herrn Grafen von Lamberg: Die Machinam Systematis Copernicani im Printz-Eugenischen Hauß, die Feuer und Wasser Machine im Schwarzenbergischen Garten. Das kostbahre Observatorium. Die Egyptische Mumie in der Kayserlichen Leib-Apotheken. Die Sintzendorffische Bibliothek und jene des Herrn Grafen Pertusati, worinn eines aus den Büchern des ersten Drucks aufbehalten wird, somit dem berühmbten Harlemischen Rang streitet. So kan man auch die Bibliotheken der Universität, der Schotten, der Dorothäer sehen.

St. Stephan ist die Metropolitan Kirche nach gothischer Art herrlich gebauet von Quater Steinen: deren Länge 57 Clafftern, die Breite 37 bey den zwey Thürmen, sonst 24, das Gewölbe ist 13 Claffteren hoch, das Dach 17. An dem Hochaltar sihet man ein künstlich und kostbahres Werk. Er ist von weißen und schwarzen Marmor: das Blatt, so die Steinigung Stephani vorstellet, auf Zinn gemahlen. Das Mutter Gottes Bild von Pötsch aus Ungarn stehet ober den kostbahren Tabernackl: und in der Capellen, so gantz unten an der Kirch auf der Evangelienseiten ist ein Bild des gekreuzigten Heylandes[7]. Da pflegen die griechische Geistliche Meß zu lesen. Zur rechten neben dem Chor ist das herrliche Grabmahl Kayser Friderici IV. von auserlesenen Marmor. Vil schöne Altär 38 an der Zahl seynd auch da zu sehen: ingleichen viele Reliquien: die ehemalige Ertz-

herzogliche Krufft, deren Eingang ohnweit des Chors mit zwei großen Platten von rothem Marmor bedecket ist: worinn die Leichnam in Ochsenhäut eingenähet und mit goldenen Tuch bedeckt sind. Dermahlen aber werden die Intestina derer verblichenen Persohnen dieses höchsten Haußes da beygesetzt. — In und außer der Kirche befinden sich noch vil andere Monumenta, woran man seinen Fürwitz weiden kann.

Der Thurn muß jedermann, der ihn siehet in Erstaunung setzen, so daß die Gesandte aus Boßnien bey dessen Anblick bekennet: Dieser Thurn müsse mehr gekostet haben, als man umb das ganze Königreich Boßnien geben wurde. Er ist bey 75 Klafftern oder wie Cuspinianus berichtet 480 Werk-Schuh hoch. Man besteiget ihn auf 553 Stafflen und auf die Spitz hinauf seynd noch 6 grosse Leitern, so auch 200 Stafflen betragen. Alsdann hebt erst die Steinerne ungeheure Rosen, Knopf und Kreutz an. Vorhin stund eine große steinerne Kugel droben; welche, weil der Thurn von den Erdbeben erschüttert und durch selbe sehr beschwehret war, herab gethan worden. An. 1591 war ein Mond-Schein mit einem Stern zwischen den Hörnern draufgesetzt: und ist die gemeine Sage, daß Sultan Solyman bey der ersten Belagerung 1529 sich solches ausbedungen habe, wenn man anderst wolle den Thurn vom Türkischen Geschütz verschonet wissen. An. 1686 ließ Kayser Leopold solchen herab nehmen und ein Spanisches Creuz darauf bevestigen. Weil es aber dem Wind nicht ausweichen kunt, ist es von selben gleich nach 3 Monathen abgeworffen worden. Jetzo stehet ober dem Kopf ein Doppelter Kayserlicher Adler zwischen dessen Köpffen ein spanisches Creuz hervor raget und ist das Werk also gerichtet, daß es sich umbwenden und dem Sturm ausweichen kann[8]. An dem Bau des Thurns ist der ungemeine Fleiß selbiger Zeiten zu sehen in denen vielen ausgehauenen Zierrathen, Statuen etc. Alle Quater-Stuck seynd mit fünff eisernen Klammern zusammengeheftet, so daß keiner in Europa diesen an Stärke gleichet. Der auf der andern Seiten stehende aber nicht halbausgebaute Thurn ist größer und noch künstlicher angelegt.

Auf dem großen Thurn hanget die große Glocke, so Kayser Joseph an. 1711 aus denen vom Türken erbeuteten Stücken giessen lassen. Sehr viele Züge Pferd kunten solche über die Laimgruben herein nicht ziehen, biß nicht 300 Mann angespannt worden; denn sie ist 354 Centner: der Schwengel ist 13 Centner 38 Pfund: der Helm 64 Centner schwer, zusammen 431, das Eisenwerk aber, womit sie angemacht 82 Centner. Ihre Höhe ist 10 Werk Schuhe. Der untere Umbkreiß hat 32 Schuh, 2 Zoll und hiemit der Durchschnitt über eilffhalb Schuhe. Nicht nur die Größe, sondern auch die künstliche Arbeit ist daran zu bewundern[9]. Von zwölf Männern wird sie gezogen und wird ihr Klang weit an der Donau hinab, in der Stadt aber nicht zum Besten vernohmen; ob sie wohl die Ohren mit einem so vollen Getön stopfet, daß die, so herunt stehen, ihr eigenes Wort kaum verstehen[10].

Sonst ist hiesiges Bisthumb an. 1721 zu einem Ertz-Stift erhoben worden, aber weiter an Einkünften und Größe der Diöces nicht ansehnlich. Der Ertz-Bischof führet den Titel eines Fürsten des H. röm. Reiches.

An Klöstern lassen sich 18 Manns und sieben Frauen-Stifte sehen. Worunter die merkwürdigste 1. die Augustiner Eremiten, welche die Hoff-Kirche ist: allda werden die Hertzen der Verstorbenen dieser kayserlichen Famili in silbernen Geschürren beygesetzt: und haben

viele hohe Geschlechter allhier ihre Begräbnussen. 2. Die Kapuziner auf dem neuen Markt haben die Ehr die dermahlig Krufft des kayserlichen Hauses zu verwahren, sambt einem ziemlichen Schatz an Reliquien und Kostbarkeiten. Die Handwerks-Pursch bewundert da die am Eingang der Kloster Porte befindliche Sonnen-Uhr unterm Dach. 3. Das Franciskaner Kloster war erstlich von H. Joanne Capistrano außer der Stadt erbauet, hernach 1529 bei der Belagerung niedergerissen und endlich herein versetzet worden. 4. In der Dominikaner Kirche zeigen die Altär künstliche Gemäld den Augen vor. 5. Das Collegium der Jesuiten, insgemein bei den unteren Jesuiten genannt, hat eine herrliche, aufs prächtigist gezierte und mit kostbahren Schatz versehene Academische Kirch, woran sonderlich die kunstreiche Perspektiv und andere Mahlereyen wunderswürdig, welche der weltberühmte Jesuiter Bruder Fr. Pozzo gemahlen. 6. Am Hof ist das Profeß Hauß oder die Obere Jesuiten, deren Kirche auch gar schön: und haben sie besondere Schulen pro humanioribus[11]. 7. Bey Sanct Anna haben sie ihr Novitiat-Hauß mit einer gleichfals sehr zierlichen Kirche. 8. Die Minoriten-Kirche unter dem Land-Haus war vor 1620 zum Theil den Lutheranen eingeräumet gewesen. 9. Zu St. Dorothea ist eine Prälatur Clericorum regularium Theatiner, mit einer überaus schönen Kirche, so ehemals die Hof Kirche war. 10. St. Michaels Pfarr-Kirche gehöret den Clericis Regularibus Congregationis S. Pauli, insgemein Barnabiten genannt, darinn der Hoch-Altar von Eben Holz und das Herrliche Orgelwerk das beste Aufsehen machen: auch ist ein schönes Gebäue daneben. 11. Zum Schotten ist eine Benediktiner Abbtey mit einer Pfarrkirche und Schulen für die Adelige Jugend.

Von anderen Kirchen seynd Pfarr-Kirchen Maria-Stiegen, allwo ein Passauisches Konsistorium sitzet: und in dem Bürger Spital, welches treffliche Einkünffte hat, wovon 3000 Persohnen sollen unterhalten werden. Die St. Peters-Kirche bey der Haupt Wacht ist sehr prächtig von Rottmeyern ausgemahlen. Anderer vorjetzo zu geschweigen. Zu denen Gottseligen Gebäuen gehören auch die milde Stifftungen . . . aus denen allen die Mildthätigkeit, Sorgfalt und theils auch das Vermögen des Wiennerischen Adels und Volks sattsam erhellet.

Die hohe Schul ist 1237 von Kayser Friderico II. angelegt worden[12], ist eine der berühmbtisten und von denen Hertzogen sehr erhoben worden, weil sie fast alle grosse Liebhaber der Gelahrtheit waren: sonderlich von König Ottocar aus Böhmen, von Herzog Alberto II., Rudolpho IV., Alberto III., Ferdinando II. Die Philosophische Fakultät hat jederzeit am meisten geblühet und waren darin zu zeiten bis 20 Professores. Die Universität ist zwar den Jesuiten 1622 einverleibt, doch haben sie sich des Rectorats verzeihen müssen und die Dominikaner lehren noch auf derselben offentlich die Theologiam. Das Rectorat gehet in den 4 Facultäten wechselweis umb. Eines Rectoris Magnifici Rang ist vor gar allen hohen Ministris und Cavallieren und ist in Processionen der nächste an dem Kayser. Wann die Ritter des guldenen Vlies mitgehen, so gehen diese und die Professores nebeneinander her. An Zahl der Studenten, so auf etliche tausend sich erstreckte, fehlt es nicht: aber Wien ist der Orth nicht, da man für das Studenten-Volk großen Respect tragen sollte; wegen der ungeheuren Menge anderer Leuth. Auch studieren bey der Universität gar wenige Cavallier.

Außer der Stadt in der Alster Gassen ist die Ritter-Akademie der n. ö. Landschaft für junge Kavallier, so allda in allen anständigen Studiis und adeligen Künsten sehr wohl unterrichtet werden[13].

Jetzo wollen wir endlich auf die Kayserliche Burg kommen. Die alte Burg von den Augustinern herab ist gar gering: sie ist auch damahlen für den Marstall bestimmt. An der neuen Burg, obwohlen sie einen zimlichen Umbfang hat, sihet man weder innen, weder aussen etwas Kayserliches, die Kayserlichen Wohnzimmer ausgenommen. Wobei noch großes Ungemach von darumben ist, weil mitten durch die Burg ein Stadt Thor gehet. Ein Theil hievon ist jüngstens neu erbauet worden, welches wann es ausgeführt würde, eine schöne Figur machen solle[14]. Das Opern-Haus und die Reut-Schul sambt der Reichs-Canzlei seynd wohl rechtschaffen wacker. Nichts aber ist über die Kayserl. Bibliothek, welche nun in einen überaus herrlichen Tempel eingesetzet und jedermann leichtlich zu sehen gegeben wird. Sie ist überaus ansehnlich und hat schon viele andere Bibliotheken, gleich wie ein Meer viele Flüsse in sich geschlucket und erst jüngstens jene auserlesene und kostbahre des Durchl. Prinz Eugenii von Savoyen. Die Kayserliche Kunst-Kammer oder Galerie bestehet in eilff Zimmern, angefüllet mit fürtrefflichen Schildereien der berümtesten Virtuosen, Götzenbildern, geschnittenen Edelgesteinen, Römischen Pitschaften[15], Medaillen, Alterthümern. Das große Kayserliche Müntz-Cabinet ist in dero Majestät Zimmern und wird gewöhnlicher Weis niemand gezeiget[16].

Nun wollen wir einen Spaziergang in die Vorstädte thun, welche, weil sie ringsumb in etwas von der Stadt entfernt, ein ungemein schönes und bezauberndes Aussehen geben. Die Leopold-Stadt über der Donau auf

einer Insl hat den Vorzug sowohl an Größe als Lustbarkeit. Man sihet drein das schöne Closter der Carmeliter-Barfüßer und der Barmherzigen Brüder, in welchen letzterem die viele Kranke ohne Unterschied der Religion aufs sorgfältigste bedienet werden. Die Kayserliche Favorita oder Sommer Residenz ist allhier von den Türken zerstöhret worden. Der Garten[17] ist weit besser als ein anderer gelegen, wird aber auch nicht sehr gepflogen und von den Schnacken oder Ghelsen sehr beunruhiget. Es lasset sich auch die langen Allee heraussen von etlich 100 sehr großen Bäumen sehen, item die Häuser und Gärten von Montecuculli, Volkra, Tschernin, Löwenthurn, Weißenwolf, Königs-Acker, Bartenfeld, Öttingen 2c. Das Kayserliche Arsenal, Schiffs-Ambt, Casernen 2c. In der Rossau ist das Servitenkloster: der Lichtensteinische vortreffliche Garten und Pallast: der Dittrichsteinische, Sintzendorf-Breuner-Collalt-Kufstein-Harrachische 2c. In der Waringer Gassen ist nicht viel besonderes. Die Alster-Gasse hingegen ist eine schöne Vorstadt, daselbst die Abtey der Benediktiner, so anno 1633 von Montserat herausgekommen und daher die Schwarz-Spanier heißen. Ihre Kloster und Kirch, so von den Türken gänzlich verheeret war, ist jetzo recht schön wieder erbauet. Der berühmte Caramuel war der Vorsteher. Hier ist ein großer Gottsacker mit einer Capelle der Mutter Gottes von Maria Zell[18]. Anbei ist auch ein Kirchhoff für Lutheraner. — Wiederumb seynd in dieser Vor-Stadt die Weis-Spanier, das ist die Patres von Erlösung der Gefangenen oder Trinitarier, so einen herrlichen Tempel haben[19]. Man siehet hier auch das Invaliden- oder Soldatenhaus, welches jedoch mit den Pariß- und Londischen nicht muß verglichen werden. Item das Pest-Haus oder Lazareth. Aber das

große Hospital der Gottseeligen Kayserin Eleonora[20] ist desto merklicher und besteht aus viel hundert kleinen Zimmern für eine Menge armer Persohnen, deren jeder täglich eine blechene bezeichnete Müntz[21] bekommet: vor diese kan er in dem eigenen Gasthause des Spitals holen, was er bedarff: und der Gast-Geb bekommt davor Wochentlich von denen Verwaltern das Silber Geld. Noch weiter kann man hier besuchen die Landschafts-Akademie, die Burgerliche Schießstadt, auf welcher sich auch der Hoff jährlich einstellt; die Paarsche Neut-Schul: die Esterhasisch-Dietrichsteinisch-Schönbornische Häuser und Gärten &c.

Eine schöne Vorstadt ist auch die Josephs-Stadt, wo die P. P. Piarum Scholarum ein prächtiges Collegium und Kirche haben, so einen netten Anblick gibet. Sie seynd gelehrte Leuth und embsich in Unterrichtung der armen, auch anderer Jugend in allerhand Wissenschaften. — Der Palast des Marchese Rofrano macht eine unvergleichliche Figur[22]: auch die Häuser und Gärten von Lamberg, Windisch-Grätz, Strozzi seind sehenswürdig. St. Ulrich oder Neustift ist fast die stärkiste und am meisten bebauet und bewohnet. Sie stehet in Geist- und Weltlichen unter den Abt zum Schotten[23]. Sie hat auch ein Capuciner Closter. Der Trautsonische Pallast ist einer der wichtigsten. Der junge Fürst Esterhasi und mehrere Stands-Persohnen haben da ihre Häuser. An Gärten ist die beste Gelegenheit, welche zur Kurzweil der Stadt-Leuthen recht bequem angerichtet seynd. Auf der Laimb-Gruben, welche sich sehr weit hinaus erstreckt, kommt erstlich der neue Kayserliche Marstall, welcher zwar gar prächtig angelegt, aber von schlechter Bequemlichkeit und innwendig allzueng ist. Der Kayserliche Geflügel-Hoff oder Menagerie. Das Kloster der Carmeliten, die Kirche zu Maria Hilff, so den P. P. Barnabiten untergeben: nebst vielen schönen Häusern und Gärten.

Die Wienn hat den Nahmen von dem Bach Wienn, welcher hiedurch die Stadt vorbey und in die Donau fliesset. Sie hat im Sommer offt gar nichts von Wasser, im Frühling aber, wenn auf den Bergen der Schnee schmelzet überschwemmt sie etliche Vorstädt und thut sehr großen Schaden. Hinter dieser Vorstadt ist ein andere Guntendorff genannt, wo viler grossen Herren Landhäuser und Gärten seynd, z. B. Königseck, Mollard, Lanthieri, Cronsfeld.

Auf der Widen hat es mehr zu sagen. Denn nebst einem schönen Closter Ordens S. Francisci de Paula ist hier zu sehen die prächtige Kirche S. Caroli Borromaei, so Kayser Carolus VI. zur Pest-Zeit an. 1712 [recte 1713] verlobet. Sie bestehet in einem großen Domm oder Cupol und einem außerordentlich wohl angegebenen Vorschuß von sechs Corinthischen Säulen[24]; und zu beeden Seithen zwey Thurmen in Gestalt der Trajanischen Saule zu Rom mit in Stein gehauenen Bilderwerk Schneckenweise gezieret. Hier hat auch ihren Platz die Kayserliche Favorita oder Sommerpalast[25]. Auch dieser Bau ist für einen Römischen Kaiser dieser Zeiten gantz mittelmäßig mit vielen Spalieren durchschnitten. Die Orangerie aber oder frembde Garten Gewächse verdienen ein Aug. Es steiget darin ein Cereus Americanus maior über 200 Fuß hoch, welcher in einem Kübel stehet, so mehr nicht in Durchschnitt als zwey Schuh halt, auch nur einen Schuh hoch mit Erde angefüllet ist. An Aloen und dergleichen kan man auch seinen Fürwitz weiden. — Die Palläst von Lobkowitz, Althan, Stahrenberg, Tschernin, de Prié &c. seynd gewiß dieses Nahmens werth.

Am Rennweg stehen vil herrliche Gebäu; deren Crone ist das Closter, welches von der verwittibten Josephinischen[26] Kayserin Amalia seit an. 1717 erbauet, denen Salesianer Closter-Frauen eingeraumet, auch selbst ihre meiste Wohnung da aufgeschlagen hat. Ein anderes Closter hat erbauet die Ertz-Herzogin Magdalena[27], jetzo Niederländische Stadthalterin vor barmherzige Schwestern, welche kranken Weibs-Persohnen auswarten müssen. — Des gottseeligen Printzen Eugenii von Savoyen Pallast und Garten[28] übertriffet alles, was sonst von dieser Art in und umb Wien ist. Daran ist nicht das mindeste gespahret worden, was zur Annehmlichkeit und Herrlichkeit eines solchen Werkes beitragen kunte. Die Austheilung, Zierrathen 2c. seynd auf's allerbeste angebracht, darzu ist auch das Aussehen sowohl auf das Feld, als in die Stadt und Vorstädte unvergleichlich. Der Garten hat anderst nicht als abhängs und abgedacht oder scarpiret seyn können: auch hat es zu dem großen Vorhaben an genugsamen Platz gemangelt. Sonst ist nichts vergessen worden an Betten, Wasser-Fällen, Spazier-Gängen, Lust-Wäldlein, Bild-Saulen und dergleichen: welches ich mit Französischen Nähmen nennen kunte, wenn diese etwas zur Sach thäten. In dem sogenannte Paradeiß-Gärtlein seynd alle Annehmlichkeiten als in ihrem Mittelpunkt zusammengeflossen. Das fremde und seltsame Thierhaus hatte seinesgleichen in Europa nicht: nach des Durchlauchtigen Besitzers Todt aber hat man dieselbe meistens weggethan. Bald an dem Eugenischen liget der Fürstl. Schwarzenbergische Pallast und Garten, in welchen man zu Wagen an den großen Saal hinauf fahret. Und in Wahrheit streitet dieses Werk mit dem Eugenischen umb den Vorzug, ist ihm auch an der Orangerie überlegen.

Die Land-Straße hat ein Augustiner Calceaten-Kloster und die Häuser von Printz Max von Hannover sambt einer Neut-Bahn und Johannis Spital: Serini, Colonitsch, Blumenthal. Den Theil gegen die Donau zu heisset man zu den Weisgerberen: und noch weiter hinab die Erdbeer. [!] Gegen den Linien hinaus ist S. Marx, ein Spital vor garstige Krankheiten.

Soviel seye gesagt von denen herrlichen Vorstädten: Dabey das wunderlichste und was große Aufmerksamkeit verdienet, ist, daß alle diese Vorstädte, außer der Leopold-Stadt, bey der Türkischen Belagerung 1683 theils von den Bürgern selbst, theils von den Türken seynd geschleiffet worden[29] und dennoch stunde nach 30 Jahren fast alles wieder viel schöner da und hat bis jetzo in mehr nicht als etlich und fünffzig Jahren so gewaltigen Wachsthumb genommen.

Alles dieses erklecket doch nicht zu Unterhaltung und Bequemlichkeit eines so großen Hoffs, so großen Adels und so großen Volkes. Auch ausser den Vorstädten und Linien finden sich viele Lusthäuser und Orth. Die Kayserliche seynd: 1. Laxenburg, das nicht eben schöne Schloß[30] ist mit viele Adels-Häuseren umbgeben und ist seiner schönen Gegend und guter Reigerbeitz halber beliebt. Hier halt sich der Kayserl. Hoff im Frühling auf. 2. Ebersdorff ist viel schöner, wird doch nicht als der großen Jagden halber besucht. 3. Schönbrunn ist hinter der Laimb-Gruben hinaus von Kayser Joseph recht artig und zumahl herrlich erbauet, aber nicht gar vollendet. 4. Das Neugebäu, eine kleine Stund von Wien ist an dem Platz und in eben der Gestalt (wie man sagt) aufgebauet worden, als das Haupt-Quartier oder Gezelt des Groß-Veziers [recte Sultans] bey der Belagerung [1529] war. Dahero es nicht schön, auch nicht wohl unter-

halten, sondern zu einen Behaltnuß wilder Thiere gemacht ist. Diese waren vor Zeiten in größerer Zahl und Manigfaltigkeit als jetzo und waren sonderlich an Löwen und Panther-Thieren rare Stuck da[31].

Hernals ist ein Andachts Orth, woselbst das Leiden Christi auf einem kostbahr gebauten Calvari-Berg vorgestellt wird. Wer schönen Prospekt genießen will, gehe entweder nacher Nußdorf oder auf Döbling oder gar auf den Calenberg, wo ein Camaldulenser-Closter liget und von wanen man alles was das Aug bezaubern mag, auf einmahl übersehen kan. Oder man fahre nach Dornbach einem Dorff eine Stund von Hernals, allda man aus dem Bartolotischen Haus und Garten die Stadt Wienn übersihet. Oder endlich mache man sich auf den St. Stephans Thurn, mit Fern-Gläsern versehen, da man an heiteren Tägen auch das Ungarische Gebiet mit dem Gesicht erreichen kann.

Von dem Umbgang und anderen Beobachtungen zu Wienn

Es ist gewiß, daß die Herren Wiener von ehrlicher Condition überaus gefällig seynd, wann man ihnen nur, wie es sich auch gebühret, ihre Ehr dabey lasset. Sie nöthigen recht die bescheidene Frembde, von ihnen Ehr und Höfflichkeiten anzunehmen und werden böß, wenn man sich zuruck haltet. Ein Stoltzling aber hat sich nichts dergleichen zu getrösten.

Bei dem Adel geht es etwas härter an. Ist man aber durch gute Aufführung da bekannt worden, so darff man sich großer Gnaden versichert halten: und in diesem Stuck folgen sie den klugen Römern. Darumb wenn H. Pölnitz[32] in seinen Briefen den Wiennerischen Adel

mit so schlechten Farben abschilderte, zeiget es, wie wenig er die Gemüther einzusehen oder selbiger zu gebrauchen gewust habe. — Er war ein Mann, welcher auf der Wurst herumbfuhre, ohne Verdienst mindigst gesehen, und da solte jedermann an ihne hangen und dieses zu Wien, an einem Orth, da es dergleichen verdrüßlich haltende Leuth so viel gibt, daß man Ursach hat nicht leichtlich zu trauen und Ursach auf eigne Reputation zu sehen.

Der höhere Adel haltet die großen Gesellschaften bey denen vornehmsten Ministris. Da ist es etwas hart, die Admission zu erhalten, indem man nach dem guten Adel sorgfältig fraget ꝛc. Man ergötzet sich hier mit Gespräch und spihlen. Bey den niedrigen Adel gehet allenthalben das Kartenspihl hefftig im Schwung, ohngeachtet Kayserl. Majestät besonders die große Glücks-Spihle scharff verbotten. Sed nitimur in vetitum! Das Frauenzimmer hat ein unverantwortliche Arbeit im Brauch, welche wohl auch an geringen Orthen eingerissen. Denn ihre Männer müssen ihnen allerhand reiche Silber und Gold Zeug anschaffen: diese schneiden sie in kleine Stücklein und zupfen die Gold-Fäden davon aus indem sie in Compagnie beysam sitzen.

Winters-Zeit werden hie und da nicht nur vom Adel, sondern auch gemeinen Stand (wiewohl wenige gemeinen Stands seyn wollen) Bäll gegeben, dazu diejene, so die Lustbarkeit genießen wollen, etwann einen Ducaten einlegen und mit Dantzen auch Erfrischungen unterhalten werden. Die besten werden auf der Mehl Grube gehalten.

*

An Mahlzeiten und delicaten Bislein haben die Wienner auch grosses Belieben. Die gemeine wechßlen mit dergleichen umb nach denen Jahrs-Zeiten: da sie

dann anderen Genäsch im Sommer auf die grünen Auen und in die Gärten nachgehen; andere im Winter zu Haus in den Wirths- oder Coffee-Häusern geniessen. Umb 12, 1 oder 2 Uhr Mittags geht man zu Tisch. Abends isset man wenig und bey sehr vilen gar nichts. Man gehet sehr spath zu Bette und sehr spath im Tag wieder daraus, sonderlich bey denen Vornehmen.

*

In der Stadt ist denen Wienern nicht wohl, sie lieben die freye Luft. Jedermann trachtet draussen einen Garten und Hauß oder selbst zu haben, oder sonst zu genießen: da dann unter den gemeinen das Kegel-Spiehl stark getrieben wird. Ja wo auch eine Bauren-Kirchweyh, ein Weinlesen und dergleichen gehalten wird, laufft, reutet und fahret hohes und niedriges dazu, umb theils selbst mit zu halten, theils mit zusehen den Lust zu büssen. Das Spazieren gehen geschiehet vielfältig, wozu auch treffliche Gelegenheit an allen Enden ist.

In der Au auf Brigitta, auf Lantzendorff, Maria Hietzing, Maria Brun rc. gehet man ebensowohl Ergötzung als Andacht halber. Der hohe Adel stellet bißweilen eine Spazier-Fahrt an, etliche hundert Kutschen gehen zum Stuben-Thor aus auf dem Glacis biß zum Schotten-Thor, da sie umbkehren, im begegnen ihre Begrüßungen und Affecten einander bezeigen und gemächlich den Weg nach dem Prater nehmen: welcher ein über die massen lustiges, reines Wäldlein auf einer Donau-Insul ist. Gleich darneben in dem Stadt-Gut und in der alten Favorita[33] seynd auch gewöhnliche und allgemeine Spatzier-Gäng.

Beim Kärntner Thor stehet ein prächtiges Comödien-Haus, wo das gantze Jahr außer Fasten, Advent und

die Freytäg Teutsch und Welsch gespielet wird. Vor diesen machte der Hannß-Wurst seine Fatzen: jetzo ist es ordentlicher angerichtet und wird sehr gerühmet. Neben deme finden sich oft die Englische und andere Companien, Seil-Tantzer, Gauckler rc. ein. Von Fechtereyen kan man täglich etwas sehen. Auf der Wienn ist ein feines Amphitheatrum, zwar nur von Holtz angelegt, in welchem ordentliche Hatzen und wilde Thierstreit gegeben werden mit Löwen, Bären rc.

Man möchte meinen, solchergestalten seyn alles in Lustbarkeit versoffen. Ich versichere aber, daß eine große Andacht gepflogen werde. Die Kirchen seynd voll von Leuthen mit guter Zucht. Indem auch Kayserliche Bediente aufgesetzt seind, welche Macht haben die Schwätzenden zu ermahnen und im Fall einer Wiedersetzlichkeit ohne Ansehen des Stands und Persohn, auch hinaus zu führen und der Rumor-Wacht zu übergeben. An offentlichen Gebethen, Processionen, Bruderschaften, Stifftungen und dergleichen, welche alle zu vilerley Liebes-Werken gegen Gott und die Menschen angesehen seynd, gibt es das gantze Jahr genug: und gehet der Kayserliche Hoff seinen Unterthanen in diesem Stuck getreulich mit Beyspiel vor.

Doch muß man auch bekennen, daß die Wienerische Jugend zur Buhlerei geneigt und die Kinderzucht manchmalen nicht gar zum besten bestellet ist.

Durch die Handelschaft werden viel frembde Nationen hieher gezogen und ist es ein Lust, auf den Straßen bald Ungarn, bald Türken, Heiducken und Croaten, Griechen und Armenier, Perser und Mohren anzutreffen. Aus allen diesen Nationen, item Protestanten gibt es Niederleger oder große Kaufleuth. Andere seynd Handels-Leuth, so mit kostbahren Waaren

handlen; andere seynd Kramer, so das zum täglichen Gebrauch gehörige vertreiben: derer letzteren über 600 gezehlt werden: neben vil 100 anderen so Leinwat, Hut, Handschuhe 2c. verkauffen: und einer Menge Galanterie-Handler von allerhand künstlichen Sachen: item die Eisen, Kupffer 2c. verkauffen. So gar der Tändel-Markt[34] siehet einem anderwärtigen Jahr Markt gleich, worauf nicht schlechte Ding allein, sondern wohl wichtige in Menge anzutreffen und fast alles was man verlangt.

Viele Jubelier und Goldschmied, 13 wohlbestellte Apotheken in der Stadt allein: neben 12 Materialisten Gewölben, wo nicht nur Materialia, sondern auch praeparata verkauft werden: etlich und 30 Häuser vor Thee, Coffee, Limonade, Acquavit, Biliard, Zeittung Drescherei[35]. Gewölbe zu Confitüren, Safften; Welschen und allerhand köstlichen Weinen. Etlich und 20 Wechsel-Herren, so offene Wechsel Stuben haben. Die Seiden-Fabric auf dem Neubau oder St. Ulrich[36]: und die Sikingerische im alten Tabor: die Schneiderische Tuch Fabric in der Leopold Stadt: die Seidene Strumpf-Fabric auf dem Spittelberg: die Indianische Porcellain Fabric in der Rossau[37]: und vilmehr solche Ding seynd der Stadt verträglich. Es stehet auch umb die Künsten und Handwerker sehr wohl, z. B. die Stückerey, Malerey, Music 2c.

Im übrigen, obschon ohne Unterlaß die Gassen mit großen Steinen gepflastert und mit Kieß als dann beschüttet werden, so wird doch alles bald von der schröcklichen Menge vertretten. Daher es ohne Unterlaß ziemlich kothig und will das beständige saubern und ausführen nicht erklecken. Dennoch ist es jetzo säuberer als vor einer Zeit. Bey Nachts Zeit seynd auf Anordnung

Kayser Josephi Laternen angezündet, welche von jeden Häusern müssen unterhalten und gepflogen werden. Es gehet auch die Rumor-Wacht und Ronde fleißig herumb, wie nicht minder eine Patrulle zu Pferd auf der Ebene außer der Stadt, so daß man in Vergleich gegen anderen großen Städten hier wenig Unglücks-Fälle und Poltereyen erfahret. Die Thor werden zwar, als an einer Festung, frühzeitig gesperret[38], doch kan man noch sehr spat umb den Sperr-Kreutzer, ja mit Wagen und Pferd hinein kommen. Welches Geld eine grosse Summe macht und zu Unterhaltung des Vestungs-Werkes angewendet wird. Man kann sich mit Lehen-Laquayen, mit Tragsesseln, mit Lehen-Wagen, deren eine Menge vorhanden, in und ausser der Stadt umb den gesetzten Preiß bedienen lassen, doch muß man hinter dieser Pursch nicht vil mehr gute Siten, als hinter den Pariseren suchen. Zu Zehren ist es in Wirths-Häusern gewaltig theuer, aber auch gute Aufwartung: und noch dazu ist es öffters gar hart allda unterzukommen[39]. Man kann auch, wer nur etwas bekannt, bey anderen guten Leuthen, die Unterkunfft haben und entweder eine Kost sich ausdingen, oder bey einem Kostgeber oder Traiteur so offt man will zur Tafel gehen, da man vor weniges Geld wohl lebet, auch öffters gute Gesellschaft antrifft. Wer aber von gutem Umbgang und zu Bekanntschaften geneigt ist, findet hundert Gelegenheit bey Schmausereyen als Gast zu erscheinen.

Auf diese Schilderung des alten Wien, die von allen uns bekannten Berichten die weitaus anschaulichste ist, folgt nun die Aufzählung der Basteien, Tore, Plätze und Gassen, Kirchen, Klöster und Kapellen, als „Erklärung zum Grund-Riß der Stadt Wien".

Basteyen

A. Biber Bastey
B. Holler-Stauden Bastey
C. Braun Bastey
D. Wasser Kunst Bastey
E. Kärntner Bastey
F. Burg Bastey
G. Löwel Bastey
H. Mölker Bastey
I. Elend Bastey
K. Neu Bastey
L. } Gonzaga Bastey
M. }

Thore

N. Stuben Thor, wodurch die Kayserliche und dessen Gesandten Einzüge geschehen,
O. Kärntner Thor, für die Einzüge frembder Gesandten,
P. Burg Thor
Q. Schotten Thor
R. Neu Thor
S. Rothe Thurn, dessen drey Ausgänge seynd,
T. Beym oberen Fall
U. Beym Wasser Thörlein
X. Beym unteren Fall

Plätze und Gassen

1. Neumarkt
2. Schwein Markt (jetzt Lobkowitz-Platz)
3. Neuer Kien-Markt
4. Alter Kien-Markt
5. Hohe Markt
6. Beym Stock im Eisen
7. Brand-Stadt
8. Auf dem Graben
9. Der Hoff
10. Auf der Freyung
11. Burg Platz
12. Juden Platz
13. Franciscaner Plätzl
14. Jesuiter Plätzl
15. Kärntner Strasse
16. Kruger Straß
17. Riemer Straß
18. Singer Straß
19. Schuler Straß
20. Obere Becken Straß
21. Untere Becken Straß (heute Sonnenfelsgasse)
22. Müntzer Straß
23. Untere Bräuner Straß
24. Obere Bräuner Straß (jetzt Habsburgergasse)
25. Waller Straß
26. Wiplinger Straß
27. Vordere Schenken Straß
28. Hintere Schenken Straß
29. Teinfalt Straß
30. Herren Gasse
31. Dorotheer Gasse
32. Spiegel Gasse
33. Rosen Gasse
34. Anna Gasse
35. Johannes Gaß
36. Himmelport-Gasse
37. Weyburg Gasse

38. Lands-Cron Gasse
39. Juden Gasse
40. Sattler Gasse
41. Bogner Gasse
42. Stadler Gasse
43. Renn Gasse
44. Schaifel Gasse
45. Ball Gäßl[40]
46. Filtz Gäßl
47. Jacober Gäßl
48. Kumpf Gäßl
49. Blut Gäßl
50. Strobl Gäßl
51. Lorentzer Gäßl
52. Roth Gäßl
53. Koch Gäßl
54. Juden Gäßl
55. Krammer Gäßl
56. Taschen Gäßl
57. Hüner Gäßl
58. St. Salvator Gäßl
59. Farber Gäßl
60. Rosen Gäßl
61. Stroh Gäßl
62. Seitzer Gäßl
63. Pater Noster Gäßl
64. Jungfrau Gäßl
65. Milch Gäßl
66. Schlosser Gäßl
67. Seiler Gäßl
68. Kraut Gäßl
69. Seiler-Statt
70. Grün Anger
71. Wollzeil
72. Zur schönen Latern
73. Sau-Winkl (jetzt „Auwinkel")
74. Bauren-Musterung
75. Alter Fleischmarkt
76. Haarmarkt
77. Bauern Markt
78. Kohlmarkt
79. Im Steig
80. Lubeck (jetzt „Lugeck")
81. Liechtensteig
82. Fisch-Hof
83. Auf dem Steig
84. Katzen Steig
85. Fischer Steig
86. Saltz Grieß
87. Hohe Bruck
88. Im tieffen Graben
89. Beym sieben Häusern oder Lederer Hoff
90. Graß Hoff
91. Haar Hoff
92. Freit Hoff
93. Beim Schön-Brun (Tuchlauben 8)
94. Bäller oder Pauler Thor[41]

Gebäude

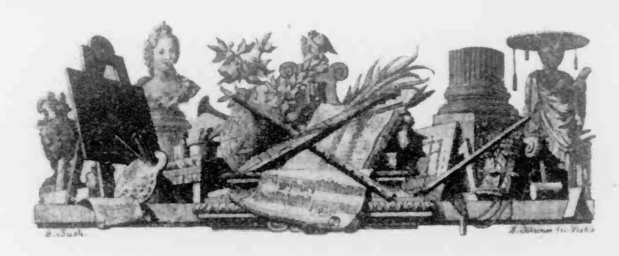
95. Kayserl. Burg
96. „ Reitschul
97. „ Schrannen[42]
98. „ Müntz-Hauß
99. „ Saltz-Ambt
100. „ Zeug-Hauß
101. „ Arsenal
102. „ Gieß-Hauß
103. Kays. Vice-Domm-Ambt
104. Kayserl. Haupt-Maut
105. Burgerl. Spital
106. „ Rath-Hauß
107. „ Zeug-Hauß
108. „ Waag-Hauß
109. „ Ambt-Hauß
110. „ Mehl-Gruben

Kirchen, Clöster und Capellen

a. Metropolitan Kirche zu St. Stephan
b. St. Peter
c. St. Ruprecht
d. U. L. Frauen Stieg
e. St. Salvator
f. St. Johann Bapt. beym Maltheser-Hoff
g. St. Elisabeth beym teutschen Haus
h. Pfarr im Spital aller Heiligen
i. S. Catharina im Kayser Spital
k. S. Maria Magdalena auf dem Stephans-Freit-Hoff
l. St. Ivo bey der Juristen-Schul
m. S. Barbara beym Convict
n. St. Georg im Freysinger Hoff
o. Obere Jesuiten
p. Untere Jesuiten
q. St. Anna Noviziat-Hauß
r. Pfarr zu den Schotten
s. Pfarr St. Michael bey den Barnabiten
t. Minoriten oder Landhauser
u. Dorotheer
v. Augustiner Hoff Kirch
x. Kapuziner
z. Dominikaner
aa. Beym sieben Büchern St. Joseph, Frauen Kloster Carmeliter[43]
bb. St. Lorentz Frauen Closter Augustiner
cc. St. Jacob Frauen Closter Augustiner
dd. S. Niclas Frauen Closter Clarisserin.
ee. St. Agnes zu der Himmelporten Frauen Closter Augustiner
ff. Der H. H. Englen oder Königlich Closter Frauen Clarisserin.
gg. St. Ursula Frauen Closter, Ursulinerin.
hh. Bischof-Hoff
ii. H. Creutzer-Hoff
kk. Das Landhauß
ll. Comödie-Hauß
mm. Mölker-Hoff

Leopold-Stadt

a. St. Johannes Barmherzige Brüder
b. Carmeliter cal.
c. Kayserl. Schiff-Stadel



Das Wien Maria Theresias

I.

Wir zählen das Jahr der Gnade 1772! Die Stadt zeigt sich dem geistigen Auge so, wie sie etwa der Titelkopf unserer damals fast einzigen Zeitung, des „Wiennerischen Diariums“, der jetzigen „Wiener Zeitung“, darstellt, seit Neujahr des Kriegsjahres 1761: Breit in die Ebene hingelagert, umgeben von der Sandwüste des Glacis, das sich aber bald mit Gärten und Baumreihen bedecken sollte. Die energisch aufsteigenden Basteien und dazwischen liegenden „Ravelins“ sind noch die gleichen, die einst unter den Minen Kara Mustaphas bebten, aber nicht stürzten. Erst Napoleon fielen sie Anno Neun zum Opfer. Wo des Khans Roß hintritt, soll nichts mehr bestehen bleiben, meint ein Zeitgenosse und charakterisiert damit das „mongolisch Schwüle“ im Wesen des gewaltigen Schlachtenkaisers.

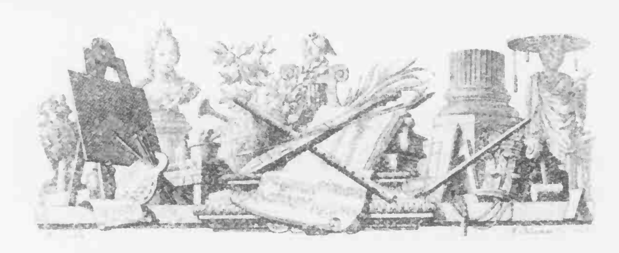
Vieltürmig baut sich dahinter Alt-Wien auf. Gut ein Drittel jener Türme und Türmchen stehen freilich jetzt nicht mehr. Doch unverändert wie in den Tagen, wo schon der edle Philosoph Mark Aurel Wien zur

Kirchen, Clöster und Capellen

a. Metropolitan Kirche zu St. Stephan
b. St. Peter
c. St. Ruprecht
d. U. L. Frauen Stieg
e. St. Salvator
f. St. Johann Bapt. beym Maltheser-Hoff
g. St. Elisabeth beym teutschen Haus
h. Pfarr im Spital aller Heiligen
i. S. Catharina im Kayser Spital
k. S. Maria Magdalena auf dem Stephans-Freit-Hoff
l. St. Ivo bey der Juristen-Schul
m. S. Barbara beym Conviet
n. St. Georg im Freysinger Hoff
o. Obere Jesuiten
p. Untere Jesuiten
q. St. Anna Noviziat-Hauß
r. Pfarr zu den Schotten
s. Pfarr St. Michael bey den Barnabiten
t. Minoriten oder Landhauser
u. Dorotheer
v. Augustiner Hoff Kirch
x. Kapuziner
z. Dominikaner
aa. Beym sieben Büchern St. Joseph, Frauen Kloster Carmeliter[43]
bb. St. Lorenz Frauen Closter Augustiner
cc. St. Jacob Frauen Closter Augustiner
dd. S. Niclas Frauen Closter Clarisserin.
ee. St. Agnes zu der Himmelporten Frauen Closter Augustiner
ff. Der H. H. Englen oder Königlich Closter Frauen Clarisserin.
gg. St. Ursula Frauen Closter, Ursulinerin.
hh. Bischof-Hoff
ii. H. Creutzer-Hoff
kk. Das Landhauß
ll. Comödie-Hauß
mm. Mölker-Hoff

Leopold-Stadt

a. St. Johannes Barmherzige Brüder
b. Carmeliter cal.
c. Kayserl. Schiff-Stadel



Das Wien Maria Theresias

I.

Wir zählen das Jahr der Gnade 1772! Die Stadt zeigt sich dem geistigen Auge so, wie sie etwa der Titelkopf unserer damals fast einzigen Zeitung, des „Wiennerischen Diariums", der jetzigen „Wiener Zeitung", darstellt, seit Neujahr des Kriegsjahres 1761: Breit in die Ebene hingelagert, umgeben von der Sandwüste des Glacis, das sich aber bald mit Gärten und Baumreihen bedecken sollte. Die energisch aufsteigenden Basteien und dazwischen liegenden „Ravelins" sind noch die gleichen, die einst unter den Minen Kara Mustaphas bebten, aber nicht stürzten. Erst Napoleon fielen sie Anno Neun zum Opfer. Wo des Khans Roß hintritt, soll nichts mehr bestehen bleiben, meint ein Zeitgenosse und charakterisiert damit das „mongolisch Schwüle" im Wesen des gewaltigen Schlachtenkaisers.

Vieltürmig baut sich dahinter Alt-Wien auf. Gut ein Drittel jener Türme und Türmchen stehen freilich jetzt nicht mehr. Doch unverändert wie in den Tagen, wo schon der edle Philosoph Mark Aurel Wien zur

klassischen Kaiserstadt erhob, schwingt sich im Hintergrund die unvergleichlich feine Linie der Wiener Berge zur Donau, um dann jenseits mit dem Bisamberg sanft anzuschwellen. Jenes zarte Spiel der Berglinie ist schon unseren Altvordern aufgefallen, wie mir ein Holzschnittinitial in des Doktor Wolfgang Lazius Wiener Chronik in der deutschen Ausgabe von 1619 beweist. Bald wird das halbe Jahrtausend voll sein (1933), seit die schlanke Nadel und Spitze des „Steffel" hinübergrüßt auf seine lieben Freunde Kahlen- und Leopoldsberg, die ihm in seiner ärgsten Bedrängnis in den Septembernächten Anno 1683 die rettenden Raketensignale Karls von Lothringen zusandten.

Nur sechs Haupttore verbinden Wien mit der Außenwelt: das Roteturmtor, das Stuben-, Kärntner-, Burg-, Schotten- und Neutor. Eine einzige hölzerne Brücke schwingt sich hinüber von der Leopoldstadt und den Donauauen ins Marchfeld, die „Schlag-Brucken". „Und das Stadttor schließt sich knarrend." Was Schiller ein Vierteljahrhundert später in seiner „Glocke" sagt, hier bei uns in Wien war es in der Adventzeit schon um vier Uhr nachmittags Ereignis, wie uns die theresianischen „Sackkalenderl" aus jener Zeit belehren. Gering ist noch der Post- und Fremdenverkehr. Zwar so arg wie in den Tagen ihres Großvaters Leopold ist es damit unter Maria Theresia nicht mehr bestellt, wo am 8. August 1703 das „Wiener Diarium" als Fremdenliste für den vorausgehenden Tag bemerkt: „Am 7. August ist niemand kommen." Schon sind jetzt ein volles Dutzend „Brief-Trager" beschäftigt. So ist Johann Georg Gottwald, Triester und Grätzer Briefträger, bei dem „Wilden Mann" in der Kärntner Straße zu erfragen; Philipp Reichmann, Villacher, Laibacher und Venetianer Brief-



Maria Theresia
Bronze-Medaillon von Matthäus Donner (nach 1740)

klassischen Kaiserstadt erhob, schwingt sich im Hintergrund die unvergleichlich feine Linie der Wiener Berge zur Donau, um dann jenseits mit dem Bisamberg sanft anzuschwellen. Jenes zarte Spiel der Berglinie ist schon unseren Altvordern aufgefallen, wie mir ein Holzschnittinitial in des Doktor Wolfgang Lazius Wiener Chronik in der deutschen Ausgabe von 1619 beweist. Bald wird das halbe Jahrtausend voll sein (1933), seit die schlanke Nadel und Spitze des „Steffel" hinübergrüßt auf seine lieben Freunde Kahlen- und Leopoldsberg, die ihm in seiner ärgsten Bedrängnis in den Septembernächten Anno 1683 die rettenden Raketensignale Karls von Lothringen zusandten.

Nur sechs Haupttore verbinden Wien mit der Außenwelt: das Rotenturmtor, das Stuben-, Kärntner-, Burg-, Schotten- und Neutor. Eine einzige hölzerne Brücke schwingt sich hinüber von der Leopoldstadt und den Donauauen ins Marchfeld, die „Schlag-Brucken". „Und das Stadttor schließt sich knarrend." Was Schiller ein Vierteljahrhundert später in seiner „Glocke" sagt, hier bei uns in Wien war es in der Adventzeit schon um vier Uhr nachmittags Ereignis, wie uns die theresianischen „Sackkalenderl" aus jener Zeit belehren. Gering ist noch der Post- und Fremdenverkehr. Zwar so arg wie in den Tagen ihres Großvaters Leopold ist es damit unter Maria Theresia nicht mehr bestellt, wo am 8. August 1703 das „Wiener Diarium" als Fremdenliste für den vorausgehenden Tag bemerkt: „Am 7. August ist niemand kommen." Schon sind jetzt ein volles Dutzend „Brief-Trager" beschäftigt. So ist Johann Georg Gottwald, Triester und Grätzer Briefträger, bei dem „Wilden Mann" in der Kärntner Straße zu erfragen; Philipp Reichmann, Villacher, Laibacher und Venetianer Brief-



Maria Theresia

Bronze-Medaillon von Matthäus Donner (nach 1740)

trager, bei dem „Goldenen Bären“ auf der Wieden; Anton Springer, Breslauer „und ganz Schlesien Brieftrager“ beim „Goldenen Adler“ in der Leopoldstadt; Johann Georg Freysinger, Leipziger, Hamburger, Lüneburger und Dresdner Brieftrager, logiert gleichfalls in dieser Vorstadt beim „Goldenen Hirschen“ 2c.

Die Straßen und Gassen der Stadt zeigen meist noch mittelalterlichen Typus, wie uns die alten Huldigungswerke beweisen aus der Zeit Josephs I., Karls VI. und Maria Theresias selbst. Jene mit schönen Kupferstichen, deren Platten noch heute im Landhaus liegen, gezierten Alt-Wiener Prachtdrucke zeigen uns als Kernstück stets den Zug des neuen Regenten und des Klosterneuburger „Herzoghütls“ über den Graben zum Dom. Sie lassen noch anno 1742 eine Pracht mittelalterlicher Bauart sehen, die Nürnberg und Rothenburg in den Schatten stellen würde, bestünde sie noch. Aber der Moloch „Amerikanismus“ hat mit seinen ehernen Füßen längst auch das wenige zertreten, was sich noch hinüberrettete ins 19. Jahrhundert. Dazwischen ragen freilich schon die stolzen Paläste eines Fischer von Erlach und eines Lukas von Hildebrandt. Sie strahlen noch heute in unvergänglicher Pracht und geben Zeugnis vom Wirken Karls VI., des Mediceers von Alt-Wien. Bernardo Belotto in seinen berühmten Wiener Prospekten läßt uns einen Blick tun in jenes reizvolle Gemisch von Gotik und Barock in den engen Gassen und den etwas weiteren Plätzen des theresianischen Wien. Auch das Pflaster, feste Katzenköpfe, zeigen uns jene Bildwerke. Auf ihnen wandeln Herren in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen mit Dreispitzen und Meerrohren. Hin und wieder blinkt noch eine Tresse oder eine Goldbrokatweste. Doch im allgemeinen herrscht schon Einfachheit,

und die ältlichen Herren oder jugendlichen Gecken, die später in himmelblauen Röcken im Augarten auf Eroberungen ausgehen, werden belächelt. Selbst der junge Kaiser hat zum Mißvergnügen des ersten „Obrist-Hofmeisters“, des Fürsten Johann Josef Khevenhüller, das schwere spanische Mantelkleid des Großvaters, Kaiser Karls, abgeworfen und erscheint in der Uniform seines Regimentes, nicht mehr in der schweren, goldgeschnitzten Prachtkarosse, sondern meist zu Fuß, leuchtenden blauen Auges in das sonntägige Gewühl seiner Wiener und Wienerinnen blickend, denen er kürzlich erst den Prater und später auch den Augarten freigab. Höchstens kutschiert er selbst sein leichtes offenes Wägelchen die Hauptallee zum Lusthaus hinunter, wie es uns der reizende Alt-Wiener Stich von Schütz zeigt. Mit blanken, weißen Latzschürzen, rosigen Wangen, netten rosa Häubchen, mit blauem Band umwunden, oder gar Linzer Goldhauben auf den Köpfchen trippeln die schmucken Wienerinnen über jene Katzenköpfe auf niedlichen Stelzchen, wie sie uns mehr als zwei Jahrzehnte später der schon so feierliche „Geheimderat“ von Goethe an seiner Philine recht artig beschreibt. Damals freilich, anno 1770 oder 1772, war er noch der brausende junge Wolfgang des Sesenheimer Idylls! Sie sahen so aus, unsere Ur-Ur-Urgroßmütter, wie das zierliche „Schokoladenmädchen“ Liotards in der Dresdner Galerie, das allerdings der alte Galeriekatalog altväterisch-derb als „Bildnuß des Stubenmensches N. N.“ bezeichnet. Doch ist damit nichts Abträgliches gemeint. Selbst in dem „Kayserlich und königlichen, wie auch Erzherzoglichen, dann dero Haupt und Residenzstadt Wien Staats und Standes Kalender auf das Gnadenreiche Jahr Jesu Christi 1772, gedruckt und zu finden

bei Leopold Johann Kaliwoda auf dem Dominikanerplatz in seinem Buchgewölb“, erscheinen die „Cammer Menscher“ des Hofstaates aufgezählt, darunter auch eine noble Französin, Josefa Bellaire. Sie stehen im Range noch über den Haubenhefterinnen und der „Leib-Kröserin“, die für die Halskrausen zu sorgen hatte. Tief unter ihnen steht das „Frauenzimmer Extra-Mensch“, das wieder das „Frauenzimmer Extra-Weib“ zur Untergebenen hat. Und doch erscheinen auch diese beiden mit vollem Namen: „Marie Gabriela Schinnerin“ und „Katherina Steltzigin“, im Staatsschematismus für 1772! Selbst die höchsten Damen in der Gesellschaft, die Trägerinnen des Sternkreuzordens, heißen in unserem „Staats- und Standes Kalender“ nur des „Hoch-adelichen Frauenzimmers Stern-Creutz Ordens Rath“. Gebraucht ja auch noch Goethe in seinen letzten Tagebuchaufzeichnungen von 1832 das Wort „Frauenzimmer“ ganz im Sinne unseres heutigen welschen Wortes „Dame“.

In mancherlei Kupferstichen aus josephinischer Zeit hat sich das Andenken der schmucken Alt-Wiener „Fräulein“, wenn sie adelig, „Jungfern“, wenn sie bürgerlich waren, erhalten. Namentlich das Wiener Stubenmädchen jener längst verschienenen behaglichen Tage ist im Bild nicht minder als in der Schrift verewigt worden. Ich erinnere an die mancherlei Flugschriften für und wider ihre Tugend aus den Jahren josephinischer Zensurfreiheit. Gern stellt sich der Laie vor, wie jene artigen Stubenkätzchen vom bösen, geifernden Bulldogg „Keuschheitskommission“ angefallen und drangsaliert werden. Doch ist jene Institution, die eher dem grauen Puritanerhimmel Nordschottlands entsprechen würde als dem blauen und reinen Firmament Alt-Wiens, eben nur — wie so vieles — eine Legende, wie schon der

verewigte Biograph der großen Kaiserin und des Prinzen Eugen, Alfred von Arneth, einst nachwies. Ganz umsonst, denn sie bildet ein zu bequemes Operetten-utensil! Auch unser sonst so genauer Staatskalender, der alle hohen und niederen „Instanzien“ auf das gewissen-hafteste angibt, weiß nichts von jener viel bezischelten Behörde.

Ungemein anheimelnd sind die Alt-Wiener Haus-namen. Aufgefallen ist mir die Vorliebe für Grün, wohl die Sehnsucht nach der Natur, den Drang ins Freie aus den engen Mauern der damaligen Festung Wien ausdrückend. Noch heute haben wir ja eine Grünanger-gasse mitten in der Stadt. Damals gab es aber noch „beym grünen Kranz“ auf dem Graben, „bey den 3 grünen Bäumen“ in der Kärntner Straße, „beym grünen Rößel“ in der Schulerstraße, „beym grünen Wasen“ am Getreidemarkt, „beym grünen Sabel“ in der Krugerstraße, „beym grünen Salzküfel“ auf der Wind-mühl, „beym grünen Kappel“ zu Mariahilf, dort auch das „grüne Vassel“ ꝛc. Selbstverständlich ist auch das Blau des lieben Himmels in allen möglichen Verbin-dungen zu finden. So der „blaue Bock“, „blaue Sabel“, „blaue Gattern“, „blaue Krebs“, „blaue Karpfen“, die „blaue Kron“, ja nach einem Christusbild mit blauem Lendentuch auch ein „blauer Herrgott“ am alten Bauern-markt. Reich vertreten ist natürlich auch das Gold im farbenfrohen Alt-Wien. Zahlreich sind die goldenen Lämmer und „Lampl“, die goldenen Ochsen und Hirsche. Auch eine „goldene Muschel“ gibt es, eine „goldene Eule“, einen „goldenen Rauchfang“, ein „goldenes Ein-horn“, ein „goldenes Rebhühnl“, einen „goldenen Schnecken“. Sinngemäß ist das „weiße Täubel“, weniger der „weiße Löwe“. Gleichfalls logisch ist der „schwarze

Stiefel“, doch gibt es auch einen roten. Der „schwarze Elefant“ blickt herunter von dem berühmten Haus, das den Graben begrenzte und bis in die Sechzigerjahre be-stand, doch auch in Mariahilf kommt er vor. Schwarz muß es auch im „großen Ofenloch“ gewesen sein. Weiß dagegen ist oft der „Hahn“, so einer am Tiefen Graben und ein noch bestehender in der Josefstadt. Rot ist dieser wackere Morgenkünder noch heute als Hausschild auf der Landstraße zu sehen. Zahlreich sind die verschiedenen Sterne. Doch auch das Haus „bey Sonn und Mond“ gibt es in St. Ulrich. Der Kanzlist Herr Dominikus Gasteiger logiert in ihm. Schmackhaft ist der Hausname „beym Krapfen“ auf der neuen Wieden. Gut mag sich's wohnen im Schatten des „Palmbaum“ in Mariahilf. Häufig findet man das Beiwort „schön“. Die „schöne Laterne“ hat einer ganzen Gasse den Namen gegeben; es gibt ein „schönes Ladel“ auf dem Neustift, eine „schöne Französin“ unter den Tuchlauben ꝛc. Biblisch sind der „Daniel in der Löwengrube“; „der große Jor-dan“ am Judenplatz (das bekannte Relief besteht noch) hat einer Gasse den Namen gegeben. Auf demselben Platz ist auch „die Flucht nach Ägypten“. Dem frommen Gefühl unserer Altvordern entspringt die Benennung „zum ewigen Licht“ in der Judengasse, „zum großen Auge Gottes“ am Peter, „zur goldenen Betten“ auf dem Kohlmarkt, „zum Johannes in der Wüsten“ eben-dort, „zur heiligen Dreifaltigkeit“ an vielen Stellen. Düster klingt das Haus „zum Todtenkopf“ in der Bognergasse; doch wohnt gerade in ihm ein Arzt Doktor Karl Johann Fetzer, der Leibarzt des Kardinal-Fürst-erzbischofs und einst Rector magnificus der Universität.

Fröhlich dagegen klingt uns ins Ohr der Hausname „zur Fortuna“. Das Haus steht noch heute in der

Schulerstraße-Wollzeile. Beliebt ist die Zahl sieben. „Zu den sieben Körben“, „zu den sieben Schwertern“. An die kriegerischen Zeiten des Mittelalters gemahnen das Haus „zum Harnisch“ und das „Schwerdtfegerhaus“ am Peters Freythof. Selbstverständlich prangt noch das Schild „wo der Wolf den Gänsen predigt“. Noch der josephinische Schriftsteller Friedel hat diesen Wolf für seine „Briefe aus Wien“ zur Titelvignette erwählt. Erst das Jahr 1856 hat das Bild entfernt. Auch bestand damals „der Esel in der Wiegen“ in der Kärntner Straße. Der „Stoß im Himmel“, „der Baselisk“, „der schmeckende Wurm“ bestehen zum Teil noch heutzutage, ebenso der „große Christoph“, der „Küß den Pfennig“. Das Haus „zum Schab den Rüssel“ ist durch Bechstein in die deutsche Märchenwelt übergegangen. Dies seien mancherlei Beispiele solcher Hausnamen. Viele hat schon der verdienstvolle, heute recht geschätzte und seltene Wilhelm Kisch, zwar kein zünftiger Historiker, aber ein warmer Wiener Lokalpatriot, gesammelt in seinem Werk „Die alten Straßen und Plätze Wiens“, das vor einem Menschenalter erschien.

Es ist ein ungemein behagliches Bild, das uns die alte Kaiserstadt in theresianischer Zeit gewährt. Doppelt behaglich erscheint es uns, gleich einem lieben Vaterstädtlein aus den Kinderjahren, zumal in dieser eisernen Zeit nach dem Weltkriege. Doch auch für jene Wiener von 1772 kamen solche eiserne Zeiten, und sie haben sich doch durchgerungen zur alten Fröhlichkeit. Zwar der Bayerische Erbfolgekrieg 1778/79 ging vorüber, ohne viel Wetterschaden. Weder Maria Theresia, noch Friedrich wollten eigentlich im Alter noch einmal die alte Gegnerschaft erneuern. Und so wurde die Frage, um die es sich in diesem Kriege handelte, die der Vorherrschaft in

Deutschland, eigentlich erst 1866 gelöst. Auch der Türkenkrieg Kaiser Josephs griff nicht sonderlich ein in das Behagen Alt-Wiens. Da kamen aber vom Westen her die Gewitterwolken der Französischen Revolution und brachten jene langen Kriegsjahre, in denen Wiens Fenster vom Donner der nahen Marchfeldschlachten erzitterten. Zweimal sah die Stadt den korsischen Imperator in ihren Mauern, und welch dämonischen Einfluß er ausübte, davon sind Grillparzers Worte in der „Selbstbiographie“ genugsame Zeugen. Es kam die wirtschaftliche Not der Jahre 1809—1811, der Bankozettelsturz, und wenig Trost gab der berühmte Kometenwein, der „Elfer“, den Goethe so vergnügt im Glase blinken sah, den Vaterlandsfreunden. Da folgte aber das Morgenrot der Befreiungskriege und der erlösende Donner der Leipziger Schlacht. Es folgte der Sturz Napoleons, und Wien sah die Pracht des größten Kongresses aller Zeiten in seinen Mauern, die gleichsam Europa bedeuteten, nicht mehr eine einzelne Stadt. Es kam der reiche wirtschaftliche Segen der Kongreßzeit, und auch das Zwischenspiel „Waterloo“ ging glücklich vorüber. Es war am Abend des 12. Oktober 1816, also vor mehr als hundert Jahren, als am Leopoldstädter Theater, dem heutigen Carl-Theater, eine sonst gleichgültige, heute verschollene Zauberposse „Aline“ aufgeführt wurde. In dieser hatte die beliebte Demoiselle Ennöfl eine Einlage zu singen, am Tag vorher erst von dem hurtigen Theaterdichter Adolf Bäuerle ersonnen und vom Theaterkapellmeister rasch in Musik gesetzt. Und gerade diese Einlage zündete. Es kam ein Schlußwort darin vor, das bald das ganze Publikum mitjubelte, weil es so recht die Stimmung wiedergab, in der sich Frau Vindobona nach aller Kriegsnot wieder

erhoben hatte. Es lautete: „Es gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!"

Möge bald wieder nach all dem Jammer ein solcher gesättigter Jubelruf aus Wien hinausklingen in die Jahrhunderte! Das walte Gott!

II.

Nicht unerwünscht mag es sein, aus unseren harten Zeiten gelegentlich einmal den Blick zurückzulenken in alte Zeiten, zu flüchten in die schöne grüne Oase „Alt-Wien", und jener Männer zu gedenken, die so anno 1770/72 durch die Gassen der einstigen alten Kaiserstadt wandelten. Es sind die schönen Tage nach dem Siebenjährigen Krieg, die sich in den folgenden Zeilen widerspiegeln sollen. Mögen auch wir bald wieder solche erleben. „Post nubila Phoebus." — „Nach Regen Sonnenschein!" Blicken wir zunächst hinan zum Parnaß des „geistigen Wien" von anno 1770. Auf dem Gipfel dieses Berges thront noch immer der italienische Hofpoet Herr Pietro Metastasio. Selbst die Nachwelt verkündet seinen Ruhm, wie die Gedenktafel an seinen Fenstern am Michaelerplatz und das Denkmal in der Minoritenkirche (er selbst liegt noch wohlerhalten in seinem seidenen Abbékleid bei St. Michael) beweisen. Karl VI. noch hat ihn berufen, und die Audienzszene vor dem Kaiser ist im Relief auf jenem Denkmal zu sehen. Ein Zweiter, der gleichzeitig und zeitweilig, aber hoch oben unter den Dachfenstern ebendort hauste, hat indes keine Gedenktafel. Er ist freilich „nicht weit her" gewesen, nur ein frischer, munterer Landjunge und Sängerknabe aus Rohrau an der Leitha. Doch auch er hat sich später „gemacht" und steht, von Heinrich Natter in

Stein gehauen, vor der Mariahilfer Kirche: Vater Josef Haydn. Als deutsche literarische Großmacht wohnt in der kleinen Dorotheergasse im Prennerischen Hause „Herr Joseph von Sonnenfels, Kayserl. Königl. würklicher n.-ö. Regierungsrat, der Polizey und Kameral-Wissenschaften Professor publicus, Secretarius perpetuus der K. K. Zeichnung und Kupferstecher-Akademie" und außerdem noch der „K. K. Bücherzensurs-Kommission". Hier hat er zum Kollegen den berühmten Juristen Karl Anton von Martini („logiert auf der Brandstatt in dem Bauernfeindischen Haus") und den berühmten Leibarzt Hofrat Anton Störk. Van Swieten ist eben gestorben. Dagegen lebt noch als „jubilierter" Landschaftssekretarius und logiert „in der großen Landskron" auf dem alten Kienmarkt als Haupt des deutschen Wiener Parnasses: Herr Franz Christoph von Scheyb in Glauböckelheim. Seine „Theresiade" erschien 1746 und dürfte trotz der guten Absicht die Palme der Schwulstigkeit und Stelzfüßigkeit unschwer verdienen. Hier eine kleine Probe:

> Nachdem Theresia zum Thron gekommen war,
> So stellte sich der Saal in solcher Ordnung dar,
> Daß er dieselbige mit einem Kreiß umrunge,
> In welchen, wo man konnt, sich jede Tugend drunge.

Nun beginnt man den „Horreur" des alten Fritz vor deutscher Literatur, wie er sie kannte, zu begreifen! Und doch ist mir Scheybs „Theresiade" ein liebes Buch. In Druck und Ausstattung ist es ein vorzügliches Werk des Universitätsbuchdruckers Johann Jakob Jahn. („Es ist zu finden bey dem Herrn Verfasser und bey dem Buchführer zum goldenen Vließ auf dem Judenplatz.") Die reizenden Vignetten vor und nach jedem Gesang, von

der Hand Salomon Kleiners gezeichnet und gestochen, gehören zum Besten deutscher Rokokokunst. Und wie sie die „Theresiade“ schmückten, zieren sie nun dieses Buch. Auch die Burgbastei mit den dahinter liegenden Gebäuden hat uns als Titelvignette in duftig zarter Weise Salomon Kleiners Radiernadel hingehaucht. Es ist daher ein wohlverdientes Ehrenkränzlein, wenn in einer der Buchausstellungen im Prunksaale der Nationalbibliothek auch ein schönes Exemplar des Scheyb lag und der Katalog Illustrationsproben brachte. Scheyb war übrigens ein vielseitig gebildeter Mann. Viel mehr als die deutsche Literatur stand die französische im Ansehen, zumal — man möchte es kaum glauben — J. J. Rousseau hatte eine starke Gemeinde von Verehrern im theresianischen Wien, deren Haupt eben Scheyb war, der mit dem melancholischen und scheuen Jean Jacques in Korrespondenz stand und ihn aufmunterte, als Gegenstück zur „Theresiade“ ein Epos auf Kaiser Franz von Lothringen zu dichten. Es ist keine bloße Reiselaune, sondern es entspricht der damaligen Wiener Tradition, wenn der junge Kaiser Joseph, als „Graf von Falkenstein“ den Schwager Ludwig besuchend, auch dem recht hoch wohnenden Genfer Philosophen seinen Besuch abstattete. Worüber sich namentlich Voltaire gar sehr ärgerte, der mit seinem Freunde, dem großen deutschen König im Norden, durch eigene Schuld gar keine guten persönlichen Erfahrungen gemacht hatte. Schon geht das schmucke kleine Theater am Michaelerplatz seiner ausgezeichneten Bestimmung als „Nationaltheater“, als erste deutsche Bühne mit rüstigen Schritten entgegen. Zwar eine Hauptsäule der theresianischen „Burg“ ist kürzlich gefallen durch das Ableben Friedrich Weißkerns, gleich groß als Künstler wie als Gelehrter (vgl. S. 59 f.).

Kurz vorher hatte sich im Burgtheater, am Abend des 19. Februar 1768, eine „Familienszene“ ereignet. Die Kaiserin, einsam in ihrem Kabinett arbeitend, erhält die Nachricht von der Geburt eines Enkels im fernen Florenz. Im Hausgewand eilt Maria Theresia durch die weiten Gänge der Burg, öffnet die seit dem Tode ihres geliebten Franz nicht mehr betretene Kaiserloge, und im unverfälschten Wiener Dialekt (den übrigens auch ihr Vater Kaiser Carolus trotz aller Grandezza virtuos handhabte) jauchzt sie ins Publikum: „Der Lepold hat an Buam kriagt! Und grad zum Bindband an mein Hochzeitstag! (12. Februar 1736.) Der is galant!“ — Unter den Gelehrten ragt hervor: Nikolas Joseph Jacquin, „Ihro k. k. Apost. Maj. wirklicher Berg-Rath, auch Chemiae und Botanices Professor“, der Begründer des Botanischen Gartens. Er kommt auch unter den Medicinae Doctores wieder vor, dort, wo Matthäus Collin und Heinrich Josef Collin ihren Platz haben; der eine logiert „in der Waldzeil“ (Wollzeile), der andere am Lichtensteg „beym schwarzen Bärn“. Selbst Provinzmedici von Ruf finden auch im Wiener Schematismus Aufnahme, so Michael Franz Valenzi, „Ihro Kaiserl. Königl. Apost. Majestät Sanitäts-Rath, Proto-Medicus, Land-Ständischer Physikus im Marggrafthum Mähren und Referent in Sanitäts-Sachen“. Er zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege bei der Verteidigung des Königsteins aus, Maria Theresia adelte ihn und gab ihm jene sächsische Festung ins Wappen.

Gar bescheiden steht unter den Doctores der philosophischen Fakultät der Jesuit P. Josephus Eckhel. Doch ist er der Begründer der wissenschaftlichen Numismatik überhaupt; durch ihn wurde dieser bisherige Sammelsport Hilfswissenschaft der Geschichte, zumal für die

römische Kaiserzeit. Als die Wiener Numismatische Gesellschaft sein Andenken durch eine Medaille feierte, da wurde diese hergestellt aus antikem Silber aus den Dubletten von Wiener Sammlungen. So reich ist Österreichs Boden an klassischem Silber! Auf seine Veranlassung gründete Maria Theresia die Lehrkanzel für Münzwissenschaft an der Wiener Universität, deren erster Inhaber Eckhel war. Die Stelle selbst war die erste in der Welt überhaupt. Der alte Arneth, Gemahl der einstigen Braut Körners, Adamberger, Vater des Historikers, war der letzte Inhaber. Nachher wurde die Stelle leider aufgelassen. Eine oft angeregte Ehrenpflicht unserer Alma mater wäre es, diese Schöpfung der großen Kaiserin wieder aufleben zu lassen. In bezug auf die Medailleurkunst hat ja Wien alle anderen Städte übertroffen, selbst Paris, und dies danken wir Maria Theresia. Sie war die freigebige Gönnerin dieser edlen Kunst, unter ihrer unmittelbaren Förderung konnte sich der Genius Matthäus Donners entfalten, der für die Wiener Medaille das ist, was sein großer Bruder Raphael für die Bildhauerkunst. Und mit großem Recht wurde die Kaiserin noch 1888 in einer herrlichen Medaille von Anton Scharff (nach Donner) verewigt als „Juno moneta Austriae". Freilich ist M. Donner nicht mehr am Leben. 1756 schon wurde er auf Kosten seiner Gönnerin in feierlichster Weise beigesetzt. Doch lebt noch der eigentliche theresianische Familienmedailleur Anton Wiedemann als Ober-Münz- und Medaillengraveur und ist gerade im Zenit seines Schaffens. Schon rüstet sich Würth, im Auftrag der Monarchin jenes schöne Stück zu schaffen, das sie als „Mater bonarum artium", als Mutter der Künste und Wissenschaften, zeigt und das in Goldbronze mit Öhr

und Band an fleißige Schüler höherer Schulen gespendet wurde, ein pädagogisch ganz richtiger Gedanke. Warum soll nicht auch die Jugend ausgezeichnet werden, wo sie es verdient?

Die Zeiten sind im allgemeinen friedlich. Es ist jene behagliche Periode nach dem Siebenjährigen Kriege, die Goethe in „Wahrheit und Dichtung" und Ernst Moritz Arndt in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben", jeder in seiner Art, so reizvoll beschrieben haben. In Ruhe für Wien vollzieht sich die erste Teilung Polens, und niemand, Maria Theresia selbst vielleicht ausgenommen, ahnt, welch schwerwiegende Folgen für künftige Jahrhunderte durch diesen Schritt, der die bedrohliche „Präponderanz Rußlands" schuf, herbeigeführt wurden. Rührend und ergreifend sind ihre Vorstellungen an Kaunitz und voll prophetischen Geistes. Sie gibt endlich nach, weil so viele „große und gescheidte Männer es wollen", auch kann sie allein gegen Katharina, Friedrich und Joseph, die sich geeinigt haben, nichts ausrichten.

Von den vier gewaltigen Kriegshelden theresianischer Zeit, wie sie jetzt als Eckreiter an ihrem Denkmal prangen, sind fast alle schon tot. Ludwig Andreas Khevenhüller, der Retter Maria Theresias in der Not des Jahres 1741, ist schon 1744 heimgegangen und schläft bei den Schotten neben Starhemberg, auch Feldmarschall Graf Traun, von dem Friedrich der Große sagt: „Alles, was ich als Feldherr kann, habe ich vom alten Traun gelernt", ruht längst. Ebenso der Sieger von Kolin, Leopold Graf Daun, dessen Grabmal bei den Augustinern sich Anno Fünf noch Napoleon zeigen läßt.

Nur Ernst Gideon Freiherr von Laudon wirkt noch in voller Kraft, er, der Sieger von Domstadtl (1758)

und Kunnersdorf (1759). Er ist „Generalinspekteur der gesamten teutschen Infanterie Regimenter". Zwar ist er seit dem Jahre 1758 gleich den beiden kühnen ungarischen Reitergrafen Nadasdy und Hadik, der 1757 Berlin einnahm, Großkreuz des militärischen Maria Theresien-Ordens, doch nicht Feldmarschall. Bei der Monarchenzusammenkunft zu Mährisch-Neustadt (1770) ist dies selbst seinem Gegner, dem großen Friedrich, aufgefallen, und er sprach ihn gleichsam aus Versehen mit „Herr Feldmarschall" an. Sicher bereute er es jetzt, ihm einst ins Gesicht gesagt zu haben: „Seine Visage gefällt mir nicht", als der junge livländische Edelmann, russischem Dienst den Rücken wendend, um Aufnahme ins friderizianische Heer bat. In Wien glückte es ihm besser. Aber der König hatte mit der „Visage" doch nicht so ganz unrecht. Kaum kann man sich ernstere, fast finstere, eckigmassigere Gesichtszüge vorstellen als die des berühmten Generals. Selbst auf der schönen Belgrad-Medaille von 1789, die Ignaz Donner, Raphaels Sohn, schuf, tritt dies trotz der Idealisierung hervor. Doch ein so geschlossenes, eisernes Gesicht paßt ja gerade für einen großen General. Loudon sollte die Höhe seines Ruhmes noch unter Kaiser Joseph erreichen. Als Generalissimus aller kaiserlichen Heere nahm er im Oktober 1789 Belgrad, so seinen Ruhm mit dem Prinz Eugenius verknüpfend.

Da logierte ferner „auf der Seilerstatt, in dem sogenannten Stadt-Commandantenhaus" (wo auch einst Daun wohnte) Franz Moritz Graf von Lacy, Ritter des Goldenen Vließes, Großkreuz des Theresien-Ordens, Wirklicher Geheimer Rat, Feldmarschall und Hofkriegsratspräsident, als Organisator des theresianischen Heeres berühmter denn als glücklicher Feldherr. Dasselbe gilt von Maria Theresias Schwager, dem schönen, feingebildeten Kriegstheoretiker Prinzen Karl von Lothringen. Er wie sein Zeitgenosse, der gleichfalls feine und liebenswürdige Rohan Prinz von Soubise, haben aber beide im gleichen Jahre 1757, der eine bei Leuthen, der andere bei Roßbach, unter den Schlägen des großen Praktikers Friedrich das damals noch ungeschriebene Wort aus dem Faust erkennen müssen: „Grau ist alle Theorie". Prinz Karl weilt aber eben als „General-Capitain" der österreichischen Niederlande (jetziges Königreich Belgien) zu Brüssel.

In dem „Hof und Staats Kanzley Haus", das als Ministerium des Äußern noch heute ziemlich unverändert auf dem Ballhausplatz steht, „logiert Seine Fürstliche Gnaden Herr Wenzel Anton des Heiligen Römischen Reiches Fürst zu Kaunitz". Was Metternich in den Zeiten der Heiligen Allianz, was Bismarck in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für Europa bedeutet, das war Kaunitz im 18. Jahrhundert. Als Haus-, Hof- und Staatskanzler wie auch Kanzler der niederländischen und lombardischen Kanzlei beherrschte er die äußere und innere Politik. Selbst auf die militärischen Angelegenheiten ist er als Kanzler des Theresien-Ordens nicht ohne Einfluß. Sein tüchtiger Sekretär, Friedrich Freiherr von Binder-Krieglstein, Wirklicher Geheimer Rat und Kommandeur des St.-Stephans-Ordens, „logiert in der Herrengasse in dem Niederländisch und Italiänisch Kanzley Haus". Unter den „Hof Secretarii" des Fürsten findet sich der gelehrte Melchior von Birkenstock, „logiert im Heydauschen Haus an der Kärntner Pastey". In der „Römerstraßen" (jetzt Riemergasse) steht das Haus eines Mannes, der an Einfluß bei der Kaiserin vielleicht noch den des

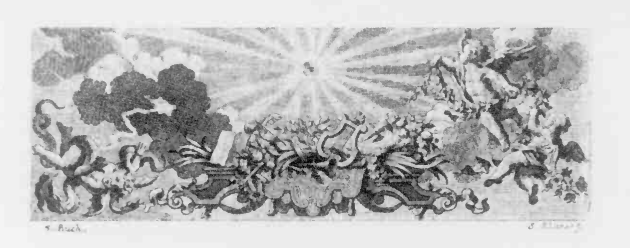
Fürsten Kaunitz übertrifft, des Grafen Silva-Tarouca. Den Briefwechsel dieses uneigennützigen, klar und redlich denkenden, hochehrenwerten Mannes hat Theodor von Karajan in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften aus dem Schloßarchiv zu Cech in Mähren herausgegeben. Schon für Arneth war das Buch eine seiner wertvollsten Quellen. Emanuel Graf Silva-Tarouca hatte noch zum Freundeskreise des großen Eugen gehört und vermählte sich 1735 mit Maria Anna Leopoldina Herzogin von Holstein-Sonderburg-Beck, deren Vater Herzog Friedrich Wilhelm als kaiserlicher General unter Karl VI. in Sizilien den Heldentod gefunden hatte.

Ein anderer berühmter Paladin Maria Theresias, ihr Schwiegersohn, der feinsinnige Kunstmäzen Herzog Albert von Sachsen-Teschen, dem Wien gleich seiner Gemahlin Erzherzogin Christina („uxori optimae" ließ er ihr auf den Canova-Denkstein setzen) so vieles dankt, weilt als Generalgouverneur in Ungarn.

Nicht vergessen dürfen wir zum Schluß einer Anstalt, die meist den schmucken theresianischen Staatskalender, der in seinem Lederband mit Goldpressung erglänzt, würdig und stilvoll eröffnet. Es ist dies die „Academie der Mahler- Bildhauer- und Bau-Kunst". Zwar unter den Namen der eigentlichen „Professores" finden wir keinen, der bis heute nachklingt. Doch unter dem „vermög eingereichten Stuck (Probestück) Assoziierten" finden wir in der Reihe der zwölf Maler Anton Maulpertsch und Bartholomäus Altomonte. Der berühmteste aller Freskokünstler jener farbenfrohen Zeit, Daniel Gran, ist freilich schon dahingegangen in seinem Provinztuskulum St. Pölten, und der „Kremser Schmidt" schafft emsig in seinem Wohnhaus zu Stein. Unter den Bildhauern finden wir den genial-bizarren Franz X. Messerschmidt und den Medailleur Domanöck, unter den Architekten Ferdinand von Hohenberg, den Meister, der das Palais des Grafen Fries (jetzt Pallavicini) auf dem Josefsplatz und die Gloriette in Schönbrunn erbaute. Unter den „dii minores" des Hofbauamtes folgen schon einige dem großstädtischen Zuge nach Westen. So logiert Herr Wenzel Egger, Hofbildhauer, auf dem Schottenfeld „bey dem Fasanel" und Herr Josef Flügl, Hofvergolder, auf dem oberen Neustift in seinem Hause „zur goldenen Flüg".

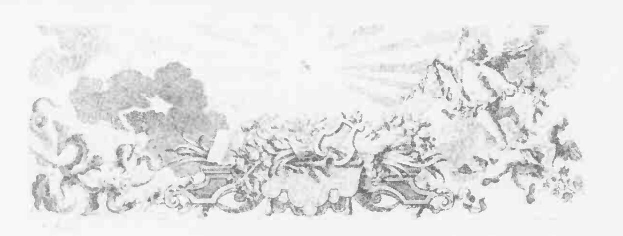
Nur eine bescheidene Zahl von Männern aus jener guten alten Zeit, wo dennoch das moderne Österreich gezimmert wurde, konnten wir vorführen. Mögen sie genügen, um im geneigten Leser die Empfindung auszulösen: „Es war eine köstliche Zeit!"

Denkmäler
aus der Geschichte Alt-Österreichs



Die Wiener Burg

Am Südende der alten Stadt, dort, wo einst das „Widmertor" hinausführte aus enger Umwallung, wo in klassischer Zeit die Römerstraße vorbeizog gegen Mittag und in noch grauerer Zeit die Bernsteinstraße der Phönizier, schwillt der Boden Wiens zu einer Höhenwelle an, noch zwölf Meter höher als der Steilrand des einstigen Donauarmes in der Nähe des „hohen" Marktes auf der Nordseite. Von hier aus ließ sich in den Jahrhunderten des Mittelalters die Stadt gar trefflich beherrschen und schützen. Und so entstand hier vor mehr als 640 Jahren das „Hauptgschloß Wien", die Feste „das Haus Österreich", die „purkh" kurzweg, wie sie heute noch heißt. Kaum gibt es in der weiten Welt einen Fleck Erde, der so umwittert ist vom Zauber einer großen Vergangenheit, von dem aus seit Jahrhunderten die Geschicke Europas so oft bestimmt wurden. Kein Mittelschullehrbuch, kein „Leitfaden" ist so geringfügig, daß er sich nicht ausführlich verbreiten würde über den Plan der Athener Akropolis, über die Burg in Tiryns, das Kapitol in Rom, das Theater in Pompeji! Warum soll nicht auch einmal die Rede sein von der Wiener Burg? — Zwar von einem Lieblings-



Die Wiener Burg

Am Südende der alten Stadt, dort, wo einst das „Widmertor“ hinausführte aus enger Umwallung, wo in klassischer Zeit die Römerstraße vorbeizog gegen Mittag und in noch grauerer Zeit die Bernsteinstraße der Phönizier, schwillt der Boden Wiens zu einer Höhenwelle an, noch zwölf Meter höher als der Steilrand des einstigen Donauarmes in der Nähe des „hohen“ Marktes auf der Nordseite. Von hier aus ließ sich in den Jahrhunderten des Mittelalters die Stadt gar trefflich beherrschen und schützen. Und so entstand hier vor mehr als 640 Jahren das „Hauptgschloß Wien“, die Feste „das Haus Österreich“, die „purkh“ kurzweg, wie sie heute noch heißt. Kaum gibt es in der weiten Welt einen Fleck Erde, der so umwittert ist vom Zauber einer großen Vergangenheit, von dem aus seit Jahrhunderten die Geschicke Europas so oft bestimmt wurden. Kein Mittelschullehrbuch, kein „Leitfaden“ ist so geringfügig, daß er sich nicht ausführlich verbreiten würde über den Plan der Athener Akropolis, über die Burg in Tiryns, das Kapitol in Rom, das Theater in Pompeji! Warum soll nicht auch einmal die Rede sein von der Wiener Burg? — Zwar von einem Lieblings-

fürsten deutscher Dichtkunst aus dem Babenberger-hause, von dem glorreichen Leopold VI. als Gründer müssen wir uns losreißen. Die Forschungen Moritz Dregers vom kunsthistorischen, Oskar von Mitis' vom urkundlichen Standpunkt aus lassen es als höchst unwahrscheinlich erscheinen, daß schon ein Babenberger hier Hof gehalten habe. Eher könnte als Gründer angesprochen werden der Napoleon des 13. Jahrhunderts, König Ottokar II. von Böhmen. Er verlegte 1275 seine Residenz von Prag nach Wien, und er ist wohl der erste Gründer der „Viereckburg" des heutigen Schweizerhofes, des ältesten Teiles der Burg. Das hat schon ein norddeutscher Reisender der Zeit Karls VI. gemutmaßt, der Hannoveraner Arzt Basilius Küchelbäcker, anno 1730. Nur nahm er irrig das Viereck der Stallburg für Ottokars Gründung. Ottokar bewies mit seiner Gründung nicht nur strategischen Blick in Bezug auf die nächste Umgebung, sondern auch weiten politischen. Wien war ein viel natürlicherer Schwerpunkt des großen Alpen-Sudeten-Reiches, das der König gründen wollte, als Prag. Drei Jahre später, im Hochsommer 1278, lag Ottokar aufgebahrt in der heute längst verschwundenen Kapelle Maria Schnee neben der Minoritenkirche, seiner Gründung. In das feste Haus beim Widmertor hielt seinen Einzug der Sieger, der deutsche König Rudolf von Habsburg, der hier fast drei Jahre weilte. Von nun an ist die Burg so recht der Sitz der Herzoge und Kaiser habsburgischen Stammes. Von diesen residierte bloß Rudolf II. ständig in Prag, doch hat auch er seinen Namen in der Baugeschichte der Burg verewigt. Von ihm stammt aus dem Ende des 16. Jahrhunderts der Trakt mit dem schmucken Spätrenaissancetürmchen mit der Uhr und der goldenen Türkenkugel gegenüber dem

Schweizerhof. Jetzt heißt er Amalientrakt nach der schönen und klugen Kaiserin Amalia, Gemahlin des siegreich-energischen Joseph I. (1705—1711), die dort ihre Gemächer hatte. Jener Amalia, einer welfischen Prinzessin, verdankt Wien übrigens auch ein Kleinod der Barockkunst, Kloster und Kirche der Salesianerinnen am Rennweg, wo sie ihren Witwen- und Ruhesitz hatte.

Der erste Habsburger, der förmlich in der „neuen" Burg residierte, etwa nachweislich seit 1290, war Albrecht, Rudolfs Sohn, der erste habsburgische Landesherr über Österreich, als deutscher König nachmals auch der erste dieses Namens. Er war einer der tüchtigsten und erleuchtetsten Fürsten des Mittelalters. Freilich ist sein Andenken umdüstert von den ungeschichtlichen Tyrannenlegenden der Tell-Sage und von seinem tragischen Ende durch die Hand des Neffen. Er ist der Stifter der Burgkapelle. — Im 14. Jahrhunderte residierte in der Wiener Burg jener junge, geniale Habsburger, der ganz bewußt zuerst mit Erbverträgen die Vereinigung der Alpen-, Sudeten- und Karpathenländer anstrebte, also die spätere österreichisch-ungarische Monarchie, Rudolf IV. der Stifter, der uns in seinem Todesjahre noch (1365) die Wiener Universität schenkte. Gar sinnig bestimmte schon der Siebzehnjährige, daß jenes Gemach in einem der vier festen Ecktürme (jetzt ragt keiner mehr über den First hinaus), die Stube, in der er als Kind erzogen worden war, in eine Kapelle verwandelt werde. Auch der Habsburger, dem es im 15. Jahrhundert zuerst beschieden war, jene Vereinigung zu verwirklichen, durch die Heirat mit der letzten Luxemburgerin Elisabeth Ungarn und Böhmen mit Österreich zu verbinden, Albrecht V., hielt hier Hof und stiftete 1425 gleichfalls eine Burgkapelle, die aber ebensowenig erhalten ist wie ihre

Vorgängerinnen. Hoch ragt aber noch zum Himmel seine stattlichste Gründung, der Hochturm von St. Stephan, den er 1433 vollendete. Als deutscher König Albrecht II. brachte er die Krone Karls des Großen dauernd an sein Haus. Die Burgkapelle, wie sie mit gelegentlichen baulichen Erneuerungen heute noch besteht, stammt von Kaiser Friedrich III., dessen stolze Devise A. E. I. O. V., „Alles Erdreich Ist Österreich Untertan", ein englischer Tourist des 18. Jahrhunderts noch über dem Burgtor erblickte.

Friedrich teilte 1458 die Räume der Burg mit seinem Bruder Albrecht VI. und seinem Vetter Sigismund von der Tiroler Linie. Kurz darnach sah dieser älteste Teil der Burg seine schwersten Tage, die Belagerung durch die aufständischen Wiener Bürger 1462. „Eher einer ein Ei schälte, krachten hundert Schüsse!" sagt ein Augenzeuge. Begreiflich, daß Friedrich nach dem Entsatz lieber in der Wiener-Neustädter Burg weilte als in der Wiener. Seit 1487 residierte dort Matthias Corvinus von Ungarn. Als 1490 König Matthias in einem Gemache der Wiener Burg starb, da eroberte der junge König Maximilian dieselbe wieder zurück, wobei er leicht verwundet wurde. Der Weltherrscher Karl V. weilte nur einmal, 1532, auf dem Zuge gegen die Türken in Wien, das kurz vorher, 1529, seine Heldenzeit bestanden hatte. Doch sein Bruder Ferdinand, der Stammvater der österreichisch-deutschen Linie, war mit Leib und Seele Wiener, er, der im fernen Spanien das Licht der Welt erblickt hatte. Ihm verdankt der Schweizerhof seine jetzige Gestalt, das schöne Renaissancetor von 1552 zum Beispiel, sehr zum Ärger der „spätgotischen Zöpfe", wie wir sie nennen möchten, die von der neuen frischeren Richtung nichts wissen wollten. Ferdinand erscheint daher auch auf dem Bilde von Hans Sebald

Lautensack, einer feinen Radierung, mit Wien und der Burg als Hintergrund. Von demselben Nürnberger Künstler, der 1563, ein Jahr vor seinem Herrn, als „Antiquitäten Abkonterfetter" in Wien starb, stammt das Blatt Sanherib, der Assyrerkönig, von Jerusalem vertrieben, mit Wien als Hintergrund, eine Allegorie auf die glückliche Abwehr Solimans. Übrigens verdanken wir diesen naiven „Hintergründen" die älteste malerische Darstellung der Burg auf dem Marienzyklus des Schottenstiftes aus dem 15. Jahrhundert. Und zwar sind hier Stadt und Burg in lieblich-naiver Weise aufgefaßt als Landschaft für eine Flucht nach Ägypten.

Von Ferdinands I. ältestem Sohn Max II. (1564 bis 1576) stammt die sogenannte „Stallburg", von deren einstiger Renaissancepracht ebenso wie beim „Neugebäude" Max' II. nur mehr Spuren zeugen. Von den Söhnen Max' II., Rudolf und Ernst, rührt, wie schon bemerkt, der jetzige Amalientrakt her. Wenig günstig für die Baukunst war natürlich das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Von Kaiser Matthias, Ferdinand II. und III. stammt nichts Erhebliches am Burgbau. Erst Leopold I. zeigt sich wieder als bedeutender Bauherr. Unter ihm entsteht der lange Trakt (schon 1666), der die alte Burg (Schweizerhof) mit dem jetzigen Amalien-Trakte verbindet und der dann 1683 die Geschütze Kara Mustaphas sah. Im 18. Jahrhundert enthielt er die Gemächer Maria Theresias und Josephs II., auch den bekannten „Kontrollgang". Unter Leopold entstand auch das „Komödihaus" gegen den jetzigen Josefsplatz zu. Gar stattlich präsentiert sich der jetzige Franzensplatz der Burg daher schon in Matthäus Vischers berühmter „Topographia Austriae inferioris" von 1672. Viele hundert Trabanten, im Marsch-, ja im Stechschritt daher-

ziehend, umgeben auf dem Bilde Vischers die Kutsche Leopolds, der Schweizerhof zeigt noch drei seiner stattlichen Türme mit Satteldächern. Unbegreiflich gehässig ist daher das abfällige Urteil des Franzosen Kasimir Freschot († 1720) in seinem einst viel gelesenen Büchlein „Mémoires de la cour de Vienne", Köln 1705, über die alte Burg.

Josephs I. glorreiche Regierung (1705—1711) war viel zu kurz, als daß er sich als Bauherr an der Burg sonderlich betätigt hätte. Doch kündigt das schöne Marmordenkmal auf dem Hohen Markte „Vermählung Marias", an dessen Plänen er mitarbeitete, noch heute seinen Ruhm auch in dieser Beziehung.

Als der glänzendste Bauherr in der Geschichte der Kaiserburg ist aber ohne Zweifel sein Bruder anzusprechen, Kaiser Karl VI., der letzte aus dem Mannesstamme der Habsburger. Als den Medizäer der Wiener Barockzeit habe ich ihn wiederholt anderweitig gepriesen, und das stolze Wort „saxa loquuntur" ist wie auf ihn geprägt. Die stolzen Bauten, Nationalbibliothek und Reichskanzlei, der Abschluß der Burg gegen den Michaelerplatz zu künden seinen Ruhm. Mit Recht bezeichnet ihn seine Marmorstatue im Prunksaale der Nationalbibliothek, dem größten und schönsten Saale Alt-Wiens, als „Hercules musarum". Es würde weit über den Rahmen unserer Studie, die sich im allgemeinen in knappen Umrissen bewegen muß, hinausgehen, würden wir hier in Einzelheiten eingehen. Diese hat in verdienstvollster Weise dargelegt Band XIV der „Österreichischen Kunsttopographie": „Baugeschichte der k. k. Hofburg in Wien" von Dr. Moriz Dreger.

Ein reicher Quell fließt auch aus den prächtigen Huldigungswerken, wie sie die niederösterreichischen

Landstände seit 1654 bei jeglichem Regierungswechsel erscheinen ließen. Mit den von Hackhofer und Altomonte so lebhaft dargestellten Bankettszenen in der Burg fanden diese pompösen niederösterreichischen Erbhuldigungen, bei denen stets das Klosterneuburger „Herzogshütl" den Mittelpunkt bildete, ihren Abschluß. Nur auf ein bislang nirgends wiedergegebenes Burgbildchen möchte ich noch aufmerksam machen. Es findet sich ziemlich gleichzeitig 1623 und 1626 in Meißners „Politischem Schatzkästlein" und in Bellus „Österreichischem Lorbeerkranz". Es zeigt im Vordergrunde die Burg mit einem „Wehrgang" auf dem südöstlichen Eckturme. Breit lagert sich der „Spanier" vor, die große, von Ferdinand I. angelegte Bastei, die erst 1819 verschwand. Das nette Bildchen, dessen Vorlage wohl die Radierung aus Braun und Hohenbergs Städtebuch gewesen sein dürfte, trägt die sinnige Inschrift:

„Die Nachkommen sollen sich bevleissen
Solch werk zu rühmen und zu preissen."

Nicht beachtet wurde bisher die Darstellung der Burg auf Münzen und Medaillen. Da weise ich vor allem hin auf die Wiener Salvator-Medaille des Hieronymus Fuchs von 1729. Sie zeigt nächst dem vielfenstrigen Burggebäude schon die vollendete Bibliothek, das reifste Profanwerk des älteren Fischer von Erlach († 1723), das freilich erst sein Sohn Josef Emanuel 1726 vollendete. Es war dasselbe Jahr, wo im nahen St. Pölten der gewaltige „Maurermeister" Jakob Prandauer starb, der Erbauer von Melk. In derselben gemütlichen Traisenstadt starb einunddreißig Jahre später derjenige, der den Prunksaal der Bibliothek mit unsterblichen Fresken schmückte, Daniel Gran. Vor

siebzehn Jahren gelang es mir, sein dortiges Wohnzimmer, geschmückt mit dem Freskobild seines kaiserlichen Herrn, Karls VI., aufzufinden. Nun ist aber auch jenes St.-Pöltner-Haus längst verschwunden.

Der junge Fischer von Erlach vollendete aber auch den prächtigsten Trakt der eigentlichen Burg, der erst in unseren Tagen die Vollendung fand gegen den Michaelerplatz, die sogenannte Reichskanzlei. Hier waren die Behörden des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, und mächtig in Stein gehauen grüßt die alte deutsche Kaiserkrone, deren Original in der nahen Schatzkammer liegt, auf den Franzensplatz herunter. Denn Wien war seit 1438 bis 1806 auch Hauptstadt des alten Deutschen Reiches. Nur für drei kurze Jahre 1742—1745 (unter Karl VII.) war München Kaiserstadt. Der Grundgedanke zur „Reichskanzlei", die jetzt die eigentlichen Prunkgemächer enthält, ist aber, wie Dreger ausführt, von dem genialen Lukas von Hildebrandt, dem Erbauer des Belvederes, des Palais Kinsky, auch Mitschöpfer am Eugenschen Palast in der Himmelpfortgasse (Finanzministerium). Der jüngere Fischer von Erlach vollendete auch die „Winterreitschule", an deren Entwurf gewiß auch sein Vater und Kaiser Karls Hofbaudirektor Graf Althan stark beteiligt sind. An die Winterreitschule schmiegte sich dann, unter Maria Theresia 1760 vollendet, ein zierliches Theaterchen an, uns älteren Wienern noch in wehmütig-traulicher Erinnerung, das Hofburgtheater. Friedrich Wilhelm Weiskern entwarf hierfür 1741 den ersten Plan.

Gewiß wäre der Umbau der Burg im prächtigen Barockstil unter Karl VI. noch weiter gediehen und ein einheitlicher gewaltiger Komplex entstanden wie etwa gleichzeitig (1739) in Melk. Doch die Kriege seit 1733

hinderten diese Absicht, und so blieb jenes reizvolle Gemisch von Alt und Neu, das uns ja auch im nahen Klosterneuburg so anheimelt. Die Kriege waren es auch, zunächst der achtjährige Österreichische Erbfolgekrieg, dann der Siebenjährige Krieg, die Karls Tochter Maria Theresia hinderten, so als Burg- und Bauherrin aufzutreten, wie ihr hoher Sinn es wünschte. Auch nahm Schönbrunn ihre Mittel stark in Anspruch. Doch entstand, wie wir schon wissen, das alte Burgtheater auf dem Michaelerplatze, der Leopoldinische Trakt wurde modernisiert und stattlich ausgeschmückt, die Botschafterstiege in der alten Burg entstand und die Redoutensäle gegen den Josefsplatz zu. Im Jahre des Aachener Friedens, 1748, fand der erste Maskenball in den neuen Redoutensälen statt. Auch die Gestaltung der Hofapotheke in der Stallburg gehört in jene erste Zeit Maria Theresias. In der „Ritterstube" wurden die prächtigen Tapisserien angebracht, die von Maria Theresias Schwiegervater, dem Herzoge Leopold von Lothringen († 1729), herrühren. Sie stellen die Siege Karls V. von Lothringen dar, des glorreichen Oberfeldherrn am 12. September 1683 vor den Mauern von Wien. Joseph II. schloß dann während seiner Mitregentschaft den Platz ab durch den Bau nächst der Augustinerkirche. Dieser nach drei Seiten hin durch das Burggebäude abgeschlossene, auf der vierten durch das Palais Fries (jetzt Pallavicini), den besten Bau Hohenbergs, begrenzte prächtige Platz trägt ja bekanntlich Kaiser Josephs Namen. Seit 1807 erhebt sich auf diesem Platz in der dem ganzen Raume eignen Ruhe klassischer Majestät das Joseph-Denkmal Zauners und grüßt hinüber zu den wuchtigen Karyatiden desselben Meisters am Pallavicini-Palais. Sein künstlerischer Stammbaum

führt über das Denkmal des Großen Kurfürsten in Berlin zur Reiterstatue Kaiser Mark Aurels auf dem Kapitol, verknüpft also die moderne Kaiserstadt Wien mit der klassischen Kaiserstadt Vindobona. Denn jener kaiserliche Stoiker Mark Aurel ist sozusagen ein „Urwiener". (Jahrelang lebte er in Wien, schrieb hier wohl den besten Teil seiner „Meditationes", ein fürstliches Trostbuch seit zwei Jahrtausenden, und endigte hier sein edles Leben.) Das Joseph-Denkmal war das einzige öffentliche Fürstendenkmal Alt-Wiens. Denn die Reiterstatue seines Vaters Franz von Lothringen wurde in den Burggarten übertragen. Für Neubauten an der Burg hatte Joseph nicht viel Zeit. Doch ließ er 1783 die Burgbastei bepflanzen, 1784 die Kaffeehalle dortselbst errichten und schuf so den beliebtesten Erholungsort Alt-Wiens für mehr als zwei Jahrzehnte. Das war ganz im Sinne des „Schätzers der Menschen", der ihnen die Gartenpracht des Praters und Augartens eröffnete. „Qui saluti publicae vixit, non diu, sed totus" liest man nicht ohne Rührung auf seinem Denkmal! Die Regierung seines Bruders Leopold II. war viel zu kurz, um bedeutsame Spuren am Bau der Burg zu hinterlassen. Doch schon sein Sohn Franz II. erbaute den „Rittersaal" an der Ostseite des Leopoldinischen Traktes mit seinem Vorbau, der „Nase". Nach 1809 entstand an Stelle der durch Napoleon gesprengten Befestigungen der Volksgarten. 1821 entstand der Theseus-Tempel Peter Nobiles, und am 18. Oktober 1824, einem Gedenktage der Schlacht von Leipzig, wurde das Burgtor desselben Meisters eröffnet. So finden wir auch den Klassizismus im Rahmen der alten Kaiserburg vertreten. Ferdinand I. setzte dann 1846 dem Vater das stattliche Denkmal Marchesis im Viereck des inneren Burgplatzes, das dem Raume den neuen Namen gab: Franzensplatz. An künstlerischer Eigenart kann es sich freilich nicht vergleichen mit dem Joseph-Denkmal oder gar mit den Reitern des Heldenplatzes. Glücklich überstand die Burg das Sturmjahr 1848. Der Brand der Bibliothek richtete nicht allzu viel Schaden an. Noch heute, nach fast vierundsiebzig Jahren, sind übrigens an der Außenseite des Burgtores die Spuren der Beschießung vom Oktober 1848 sichtbar.

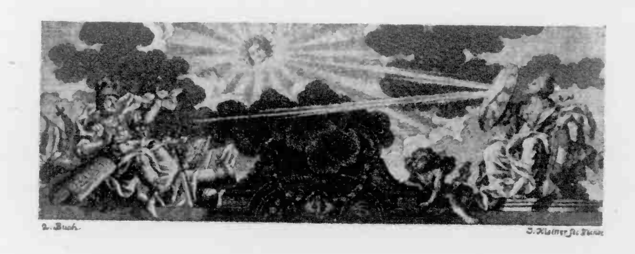
Und nun geht die Geschichte der Burg über ins franzisko-josephinische Zeitalter! Wir haben die Neubauten am Michaelerplatz und am Heldenplatz ja alle gleichsam vor unseren Augen entstehen sehen. Kaum wird eine andere Millionenstadt ein so prachtvolles Panorama im innersten Teile aufweisen, wie unser Heldenplatz oder äußerer Burgplatz es bietet. Wirkungsvoll heben sich die Silhouetten der beiden vorzüglichen Schöpfungen Fernkorns vom Himmel, die Reiterbilder Erzherzogs Karl und Prinz Eugens. Über das weiße Burgtor herüber (dem nur ein „Aufsatz" zu wünschen wäre gleich der Siegesgöttin auf dem Viergespann am Brandenburger Tore) schauen die gewaltigen dunklen Kuppeln der Hofmuseen. Das Reichsratsgebäude mit seinen ehernen Viergespannen schließt sich an und die feingegliederte Front des neuen Rathauses. Unsere Burg ist kein totes Steingebilde, das nur dem Wink eines einzigen sein Dasein verdankte, wie der Eskorial und Versailles, sondern ein Organismus. Und ich glaube, gerade auf unsere Wiener Burg paßt so recht ein Wort, das der berühmte deutsche Nationalökonom Wilhelm Heinrich Riehl vor mehr als einem Menschenalter geprägt hat: „Der Mensch baut sich sein Haus oder seine Burg, aber das Haus und vollends die Burg erbaut auch den Menschen,

der darinnen wohnt. Die Zeit blieb scheinbar stehen in der alten Burg; allein die Zeit steht nicht still, sie bewegt sich und bewegt; sie ließ auch die Burg wachsen und altern! Die Burg ist gleichsam ein lebendiges Wesen, welches geheimnisvoll eingreift in das Schicksal des Landes. Es lebt ein Burggeist in ihren Mauern, kein Gespenst, sondern der Geist, den die Menschen hineintragen, von dunklem Zwange geführt, alle Menschen, die sich einer so mächtigen Burg wahrhaft nahen und von ihr in höherer Kraft zurücknehmen, was sie hineingetragen haben."



Karl VI. als Imperator

Vorderseite eines Kremnitzer Talers (1735)



Das Landhaus

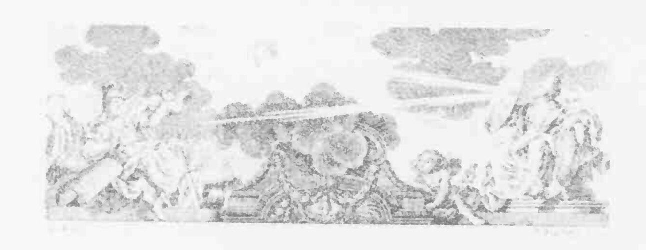
Viele Tausende hasten an ihm vorüber in der Eile eines Wiener Werk- und Arbeitstages, ohne nur den Blick zu heben zur wuchtigen Front dieses Monumentalbaues. Auch ist die Enge der stets vielbelebten Gasse ruhiger Beschauung nicht günstig. Den besten Eindruck gewinnt man von der Strauchgasse aus. Ein mächtiges Portal, darüber ein breiter Balkon, dessen Tragsteine mit Löwenköpfen geschmückt sind. Jene Löwenköpfe sahen mit unveränderter steinerner Gleichmütigkeit schon vor vierundsiebzig Jahren herab auf die Gewehrläufe eines Pionierbataillons, das am 13. März 1848 die Herrengasse von der Freyung her herabzog und dessen Salve die Märzrevolution einleitete. Acht mächtige korinthische Säulen geben dem ganzen Bau ein wuchtiges, aber zugleich klassisch vornehmes Relief. Sie sind nachgebildet den Säulen des Tempels Jupiter Stators in Rom. Denn auch der Boden der Altstadt Wiens ist sozusagen klassischer Boden, er trug die Römerstadt Vindobona, und gerade bei den Erdaushebungen für den jetzigen Bau des Landhauses im Herbst 1837 wurden Silbermünzen gefunden von Domitian, von

der darinnen wohnt. Die Zeit blieb scheinbar stehen in der alten Burg; allein die Zeit steht nicht still, sie bewegt sich und bewegt; sie ließ auch die Burg wachsen und altern! Die Burg ist gleichsam ein lebendiges Wesen, welches geheimnisvoll eingreift in das Schicksal des Landes. Es lebt ein Burggeist in ihren Mauern, kein Gespenst, sondern der Geist, den die Menschen hineintragen, von dunklem Zwange geführt, alle Menschen, die sich einer so mächtigen Burg wahrhaft nahen und von ihr in höherer Kraft zurücknehmen, was sie hineingetragen haben."



Karl VI. als Imperator

Vorderseite eines Kremnitzer Talers (1735)



Das Landhaus

Viele Tausende hasten an ihm vorüber in der Eile eines Wiener Werk- und Arbeitstages, ohne nur den Blick zu heben zur wuchtigen Front dieses Monumentalbaues. Auch ist die Enge der stets vielbelebten Gasse ruhiger Beschauung nicht günstig. Den besten Eindruck gewinnt man von der Strauchgasse aus. Ein mächtiges Portal, darüber ein breiter Balkon, dessen Tragsteine mit Löwenköpfen geschmückt sind. Jene Löwenköpfe sahen mit unveränderter steinerner Gleichmütigkeit schon vor vierundsiebzig Jahren herab auf die Gewehrläufe eines Pionierbataillons, das am 13. März 1848 die Herrengasse von der Freyung her herabzog und dessen Salve die Märzrevolution einleitete. Acht mächtige korinthische Säulen geben dem ganzen Bau ein wuchtiges, aber zugleich klassisch vornehmes Relief. Sie sind nachgebildet den Säulen des Tempels Jupiter Stators in Rom. Denn auch der Boden der Altstadt Wiens ist sozusagen klassischer Boden, er trug die Römerstadt Vindobona, und gerade bei den Erdaushebungen für den jetzigen Bau des Landhauses im Herbst 1837 wurden Silbermünzen gefunden von Domitian, von

Trajan und Hadrian nebst seiner Frau Sabina, von Mark Aurel und seiner Gemahlin Faustina, demselben Römerkaiser, der hier in Wien wirkte und 180 vielleicht auf der Höhe von St. Ulrich durch Feuer bestattet wurde. Selbst ein mazedonischer „Philippus“ fand sich damals im Baugrunde des Landhauses.

Auf einer flachen Attika prangen in großen goldenen Buchstaben die Worte:

DIE STAENDE NIEDER-OESTERREICHS
MDCCCXXXVIIII.

Die schöne figurale Giebelgruppe von Josef Klieber ist aber schon seit geraumer Zeit abgetragen. Ihre Wiederaufrichtung wäre ein Gebot künstlerischer Notwendigkeit, sonst macht trotz aller Monumentalität die Front den Eindruck des Unfertigen. Das Vestibül mit Säulen und kannelierter Decke gewährt einen vornehmen und zugleich hell-freundlichen Eindruck, wie denn überhaupt das ganze Gebäude eine Alt-Wiener Behaglichkeit atmet, die gar sehr absticht von der Kälte und Schablone der benachbarten „Statthalterei“, der kalten Schöpfung des einstigen staatlichen Baugewaltigen Sprenger, während unser Landhaus das gelungene Werk des „erzherzoglichen Architekten und Mitgliedes der Akademie zu Rom“ Ludwig Pichl ist. Am 7. Oktober 1837 um ein Uhr mittags erfolgte die Grundsteinlegung, 1839 war der erste Teil vollendet, 1848 der ganze Bau, der sogleich der Schauplatz weltgeschichtlicher Ereignisse wurde. Jener große viereckige Hof nämlich, der sich an die Eingangshalle anschließt, im Hintergrund mit einer Brunnengruppe und einem halbrunden, balkonartigen, bis in den ersten Stock reichenden Vorbau, er ist derselbe, der am 13. März 1848 widerhallte von den Reden junger Enthusiasten, vor allem Dr. Fischhofs. Jene Brunnengruppe bildete vielfach die improvisierte Tribüne für die Sprecher. Unter dem Vorbau liegt die Auffahrt zur Marschallstiege, und hier begrüßt uns ein echtes vorzügliches Renaissanceportal von 1571 mit zwei gegeneinander sprengenden Rittern, von denen der eine den altösterreichischen Bindenschild trägt, der andere die fünf Adler oder, volkstümlicher, Lerchen des niederösterreichischen Landeswappens. Denn es ist das Erfreuliche bei jenem Neubau von 1837—1848: wertvolle Teile des alten Landhauses, das seit 1513 an dieser Stelle lag, wurden mit in den neuen Bau übernommen, so außer dessen Portal noch der große Sitzungssaal mit seinen Fresken, die einstige Vorhalle mit ihren Portalen und Fresken (jetzt Manuskriptenzimmer), ferner die Verordnetenratsstube (seit mehr als einem halben Jahrhundert Bibliothekssaal) mit dem prachtvollen Plafond und jener berühmten, nach Art der jetzigen Stadtbahnwagen auf beiden Seiten zu öffnenden Tür. Der Schöpfer dieser Decke und des Portals mit der Tür, „ein ganz besonderes Prachtstück der Kunsttischlerei in deutscher Renaissance“, wie es der verdienstvolle Forscher der Baugeschichte des Landhauses Landesarchivar Dr. Anton Mayer nennt, war 1581 der Bürger und Hoftischler Georg Haas. Sein Kupferstichporträt hängt neben der Tür, und in köstlicher Selbstironie ließ der alte Meister die Worte auf dasselbe setzen: „Opifex Ingeniosus — Raro pecuniosus“ („Voll guter Einfälle — doch selten bei Geld“). Über den Prachtplafond im jetzigen Bibliothekssaal heißt es schon 1583: „Zu Wienn im Landthaus bin ich gemacht, und lob den Meister, der mich hat erdacht.“

Vom alten Landhaus sind auch übernommen zwei Schilder in Renaissanceumrahmung mit einer Hand, die ein Schwert trägt, sogenannte „Freizeichen oder Burgfriedenszeichen". Sie sind im Hintergrund des großen Hofes, rechts und links von dem Portal mit den gegeneinander sprengenden Rittern, und enthalten das Verbot Kaiser Maximilians II. von 1571, „vor diesem befreiten Landhauß die Wöhr zu blößen oder Balgen und Zueschlagen noch zu rumoren". Sie lassen einen Schluß ziehen auf das hitzige Temperament unserer Altvordern.

Die Aufnahme jener alten Landhausteile in den Neubau seit 1837 zeigt eine erfreuliche Rücksichtnahme auf künstlerisch und historisch Wertvolles, wie sie bei den vielen Demolierungen neuerer Zeiten niemals in Anwendung kam. Wieviel köstliches Alt-Wiener Kunstgut hätte auf diese Weise selbst bei Neubauten gerettet werden können! Die Handlungsweise der alten Stände war um so erfrischender, als sie gegen den Willen der die Oberaufsicht führenden staatlichen Behörden durchgesetzt wurde. Die staatliche Baubehörde wünschte gänzliche Beseitigung des alten Landhauses, wie denn auch im ursprünglichen Projekt, das vom bekannten Alt-Wiener Architekten Kornhäusl, dem Erbauer des nahen Schottenhofes, des Husarentempels bei Mödling rc. herrührte, die völlige Abtragung desselben vorgesehen war. Doch siegte schließlich der Entwurf Ludwig Pichls, und so ist uns von diesem alten Landhaus das vorhin Beschriebene erhalten. Allerdings ein schönes Werk der Alt-Wiener Schmiedekunst, für das man im Hofe des neuen Landhauses keinen Platz zu haben glaubte, wurde entfernt. Es war ein zierliches schmiedeeisernes Gitter, kuppelförmig überdacht mit Fähnchen, Bindenschild und Doppeladler, und diente zur Zierde des alten Landhausbrunnens. Dieses kunstvolle Brunnengitter von 1570 wurde nun „wegen Unbrauchbarkeit zur gelegentlichen Veräußerung bestimmt". Zum Glück fand sich ein richtiger Kenner als Käufer: Friedrich Amerling! Von ihm erwarb es Graf August Breuner, und so steht jenes herrliche Brunnengitter, wenn auch nicht mehr auf Wiener Boden, so doch auf Schloß Grafenegg.

Das alte Landhaus war etwa um 1586 vollendet. Sein Hauptbaumeister war der Werkmeister von Sankt Stephan Hans Saphoy, zugleich der Schöpfer des herrlichen Marmorportals, jetzt rückwärts im Hofe mit den beiden Rittern, Besitzer des Hauses „Zum Goldenen Esel" in der Wipplingerstraße. Seine Entlohnung war keine sehr munifizente. Saphoy ist auch in der Baugeschichte von St. Stephan berühmt. Von ihm wurde anno 1579 Aufbau und Kupferdach auf dem kleinen (unausgebauten) Stephansturm geschaffen. Schon 1513, am Montag nach Sankt Georgi (25. April), hatten die Stände von den Brüdern Wolfgang, Linhardt und Erasmus Liechtenstein auf Nikolsburg das Haus erworben in der „Hochstraße", nachmals Herrengasse, aus dem sich das Landhaus entwickelte. Früher waren die Versammlungen der Stände, die niederösterreichischen Landtage, oft auch „wandernd" in Städten und Märkten des Landes, zum Beispiel in Klosterneuburg, Korneuburg, Krems, Mautern, Melk, St. Pölten, Stockerau, Tulln, Eggenburg (schon 1411). Jetzt fanden sie ein eigenes Heim. Der Platz war gut gewählt. Die Herrengasse bezeichnet schon einen alten Römerweg, sie liegt im Zuge einer Hauptverkehrsader Europas überhaupt, die, im allgemeinen der Donaulinie folgend, den Westen mit dem Osten verbindet. Daß Österreich und Wien an dieser Straße liegen, die gerade in Wien von einer

zweiten europäischen Verkehrslinie gekreuzt wird, der Straße von der Ostsee zur Adria, der Oder-March-Linie, der einstigen Bernsteinstraße der Phönizier, der jetzigen Nord-Südbahn-Strecke, darauf beruhte die Entwicklung Wiens und Österreichs, darauf beruht wohl auch die Zukunft des jungen Staates Deutschösterreich!

Zumal der Hof des alten Landhauses bot noch um 1830, wie wir aus den wenigen vorhandenen Abbildungen beurteilen können, ein Renaissancebild, das an Nürnberg und Augsburg erinnerte. Selbst die Rauchfänge trugen künstlerische Bekrönung. Überhaupt wies noch das Wien des 17., ja selbst des 18. Jahrhunderts eine Renaissancepracht auf, die mit Nürnberg oder Rothenburg ob der Tauber wetteifern konnte. Gerade aus den alten Huldigungswerken der Stände zur Erinnerung an die „Erbhuldigungen" bei Regentenwechsel, wenn das „Herzogshütl" aus Klosterneuburg geholt wurde und der feierliche Zug der Stände sich über den Graben nach St. Stephan bewegte, kann man jene Pracht beurteilen nach den großen Kupferstichen zum Beispiel von J. C. Hackhofer über die Erbhuldigung an Joseph I. und Karl VI., deren Platten noch erhalten sind. Seltsamerweise fehlt gerade in diesen von den Ständen veranlaßten Prachtwerken von 1705, 1712, 1740 eine Abbildung des Landhauses. Sie sind viel lehrreicher für die Innenräume der Burg. Sonnten sich doch die niederösterreichischen Stände, die längst die Streitbarkeit ihrer Vorgänger im Mittelalter und bis zur Gegenreformation aufgegeben hatten, vor allem im Glanze des Hofes. Doch findet sich in dem 1671 bei Jakob Kürner, „der niederösterreichischen Landschaft Buchdrucker", erschienenen Buch über die Hinrichtung der Grafen Nadasdy, Zriny und Frangipani der Hof

des alten Landhauses mit der Sonnenuhr. Es muß sich im Dienste der Stände gar behaglich angelassen haben im alten Landhaus! Dafür bietet reichliche Belege einer der bekanntesten Alt-Wiener, J. F. Castelli, der im Auftrage seiner Vorgesetzten (er war niederösterreichischer Landschaftssekretär) 1837, gerade in dem Jahre, wo das alte Landhaus fiel, die letzte „Ausführliche Beschreibung der Erbhuldigung" verfaßte. Er kann sich in seinen Memoiren nicht genug den bequemen Dienst im Landhaus loben. Noch der Achtzigjährige schwelgt in der Erinnerung, immer erst gegen halb elf Uhr ins Amt gekommen zu sein; noch heute heißt ein Glöcklein bei den Minoriten, das um diese Zeit läutete, die Castelli-Glocke.

Überhaupt die Stände! Welche Rolle spielten sie nicht in Alt-Österreich! Und heute ist vielfach selbst der Name „Stände" in seiner Bedeutung als Landesvertretung fast verschollen. Die Wurzeln der „Stände", die sich später in den Prälaten-, Herren- und Ritterstand gliederten nebst den Vertretern der achtzehn „mitleidenden" (das heißt beim Zahlen!) Städte, gehen zurück bis in die Zeiten der letzten Babenberger. Die Teilungen des 14. und 15. Jahrhunderts, die Umwandlung der Natural- in die Geldwirtschaft an der Schwelle der Neuzeit, stärkten ihre Stellung den habsburgischen Landesfürsten gegenüber. Das wichtige Recht der Geld- und Truppenbewilligung lag in ihren Händen. So bildeten sie denn zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Österreich wie in Böhmen ein Parlament, das an Einfluß und gelegentlicher Rauhborstigkeit an das englische erinnert und gar sehr absticht von den bloß mehr „treugehorsamsten" Ständen des 18. Jahrhunderts. Freilich nur ein Parlament aristokratischer Vertreter, die zum größten Teil als Protestanten auch in konfessioneller

Beziehung im Gegensatz standen zur katholischen Regierung. Wie derb selbst in künstlerischer Beziehung der konfessionelle Kampf geführt wurde, das beweisen zum Beispiel die Fresken gerade im Landhaus, in der einstigen schon erwähnten Vorhalle (jetzt Manuskriptenzimmer), deren gotische bemalte Decke Schweinsköpfe mit Rosenkränzen über den Rüsseln zeigt, die mit dem ganzen Raum und der nahen „Verordnetenstube" mit ihrer schönen Decke, wie bereits erwähnt, ins neue Haus hinüberkamen. Den Höhepunkt ständischen Selbstgefühls bildet jene Audienzszene im Juni 1619 vor Ferdinand II., wo sie Anerkennung ihres Bündnisses mit den abgefallenen böhmischen Ständen forderten, wenn auch nicht in so brüsker Art, wie es die Tradition erzählt. Jedenfalls befreite das Erscheinen der Dampierre-Kürassiere den König aus großer Verlegenheit. Die kurze, kaum etwas über eine Stunde dauernde Schlacht am Weißen Berge am Sonntag, den 8. November 1620 vernichtete in ihren Folgen mit den stolzen böhmischen Ständen auch die Allmacht der österreichischen zugunsten des fürstlichen Absolutismus. Freilich zu einer solchen Blut- und Henkerszene wie im Juni 1621 am Prag-Altstädter Ring, die noch heute im Völkerhaß nachzittert, kam es in Wien nicht. Dafür war ja auch hier kein Fenstersturz vorausgegangen, nur Thonradls angebliches Knopfanfassen am Kleide Ferdinands II.

Aber auch hier wurden aus den stolzen Baronen entweder arme Exulanten oder demütige Bittsteller, Konvertiten, im ganzen bis 1848 „treugehorsamste Stände", die namentlich unter Karl VI. das Höchste leisteten an Devotion. Und doch war ihr Einfluß, namentlich in administrativen Dingen, noch immer bedeutend. 1741 noch bezeichnet Maria Theresia das Wirken der niederösterreichischen Stände beim Herannahen des bayerisch-französischen Heeres Karl Albrechts als ihren „fast alleinigen Trost". Auch für Ausrüstung des Khevenhüllerschen Heeres, das zu Anfang 1742 den großen Umschwung bewirkte, hatten sie entscheidende Verdienste. Nur fehlte ihnen die schmetternde, in die Jahrhunderte hinaustönende Fanfare des „Moriamur pro rege nostro", wie dies die Preßburger Stände so geschickt verstanden. Empört über den Abfall der oberösterreichischen und böhmischen Stände zu Karl Albrecht, dem sie huldigten, wollte Maria Theresia die Stände überhaupt auflösen, doch der staatskluge Bartenstein riet ab. Als „Postulatlandtage", die nur die Forderungen der Regierung zu genehmigen hatten, blieben die Stände erhalten, in der Außenpolitik im Frieden ganz einflußlos, in finanziellen Dingen, namentlich bei der Steuereintreibung, ein wichtiges Organ im alten absoluten Staate, im Kriege gleichsam als neutrale Macht vermittelnd. Am frühen Morgen des 12. Mai 1809 versammelten sich im Herrenstandessaale unseres Landhauses jene ständischen und städtischen Abgeordneten, die noch am gleichen Vormittag dem „Ungetüm im grauen Rock", dem gefürchteten Schlachtenkaiser Napoleon, in Schönbrunn die Kapitulation Wiens überreichten.

Die Stände galten doch noch, trotz ihres fast rein aristokratischen Gepräges, als eine Art Volksvertretung neben einer absolut sein wollenden Regierung, und so gab gerade der Zusammentritt der niederösterreichischen Landstände, deren man sich gleichsam als Dolmetsch an den Hof bedienen wollte, den nächsten Anstoß zur „Märzrevolution", die vor und im Landhaus und in der Herrengasse ihren Anfang nahm. Kurze Zeit zuvor, an einem Sonntag, war mit der Kapellenweihe der Neubau

des Landhauses abgeschlossen worden. Die Stände waren aber nicht einmal mehr imstande, ihrem Mitgliede Ferdinand Ritter von Mitis, der als Baubevollmächtigter sich die größten Verdienste um die Vollendung des Landhauses erworben hatte, durch eine eigene Adresse, wie die Verordneten beantragt hatten, und die am 22. März 1848 auf die Tagesordnung hätte kommen sollen, ihren Dank auszusprechen. Nach der Märzverfassung von 1849 konnten sie nicht mehr einberufen werden. An ihre Stelle traten später, 1861, die Landtage, das Verordnetenkollegium entsprach etwa dem Landesausschuß.

Zu den schönsten vom alten Landhause herrührenden Bauteilen gehört der große Landtagssitzungssaal. Architektonisch reicht er zurück bis ins 16. Jahrhundert. Die Barockzeit schuf dort ein Freskogemälde, das eine rauschende Farbensymphonie darstellt auf Alt-Österreich, auf das Reich, in dem die Sonne nicht unterging. Der geistreiche Urheber dieses symbolischen Gemäldes ist der Venezianer Conte Giovanni Comazzi aus dem Gelehrtenkreise Leopolds I. Die Ausführung erhielt 1710 der Theateringenieur des Hofes, der Architekt und Maler Antonio Nicola Beduzzi. Er hatte kurz vorher das Gewölbe der Melker Sommersakristei mit Freskenschmuck bemalt, und so dürfte ihn der Melker Prälat, der kunstsinnige Bertold von Dietmayr, der ständischer Verordneter war, empfohlen haben. Es war gerade die Zeit des energischen jungen Kaisers Joseph I., eines Jupiters in der Allongeperücke, wo fast jedes Jahr einen Sieg Eugens und Marlboroughs brachte. Josephs Bruder Karl, der letzte Habsburger, trug die spanische Krone mit ihren großen amerikanischen Besitzungen und so prangt denn auf einem der acht Gewölbepfeiler auch die

allegorische Figur des „Silberflusses" in „Österreich-Indien", also der La Plata in Argentinien als österreichischer Fluß! „Imperium sine fine dedi" — „Ein Reich ohne Grenzen habe ich dir gegeben", dies Zitat aus Virgil steht auf dem Posaunentuche der Figur der „Honos" (Ehre).

Und wirklich umfaßte noch das Reich Karl VI. auch ohne Spanien einen Teil europäischer Erde, der vom äußersten heutigen Preußisch-Schlesien bis an das Südende von Sizilien reichte, wo man an klaren Tagen schon auf die afrikanische Küste blicken konnte, von Brüssel und Ostende bis zur kleinen Walachei. Wie klein ist jetzt das „Imperium sine fine!" „Fuimus Troes!" können wir auch mit Virgils Äneas ausrufen in dieser bangen Zeit nach dem Weltkriege. Gerade in diesem Saale mit den Universaltendenzen der einstigen Casa d'Austria hat sich am 21. Oktober 1918 unser kleiner Staat Deutschösterreich konstituiert, und so Gott will, werden auch ihm einst Jahre glücklicher Entwicklung beschieden sein, wie in fernen Babenbergerzeiten; nicht mehr ein „Reich ohne Ende" zu werden, sondern in Erfüllung einer Sendung: Kulturträger zu sein und Vermittler zwischen dem Morgen- und Abendlande, Wahrer einer feinen, in die Jahrhunderte zurückreichenden Kultur! Gerade das Landhaus ist ein Musterbeispiel hierfür. Auf altrömisch-klassischem Boden stehend, wie die Münzfunde beweisen, birgt es in seinem Innern Alt-Wiener Renaissance- und Barockpracht, während der eigentliche Neubau die behagliche Wiener Mode des „Vormärz" mit klassischen Prunkmotiven geschickt vereinigt.

Auch eine Schwesterkunst, durch die Wien, ohne das Blut der Söhne Österreichs zu vergießen, geistig sich ein Reich ohne Grenzen eroberte, die Musik, fehlte unserem

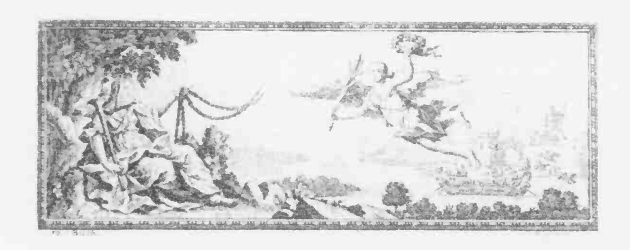
Landhause nicht. Die Decke des großen Landhaussaales, die später so oft widerhallte von politischer Debatte, gab auch Resonanz bei künstlerischen Darbietungen! So gab am Ostersonntag 1822 Konradin Kreutzer hier sein Kompositionskonzert, am 15. Mai desselben Jahres ertönte hier zum erstenmal des jugendlichen Franz Schubert „Geist der Liebe", am 1. Dezember spielte hier zum erstenmal der elfjährige Franz Liszt in Wien, 1823 gab hier der stimmgewaltige Hofschauspieler Anschütz ein Deklamatorium mit Musik und 1825 der Titane Ludwig van Beethoven sein Konzert. Das niederösterreichische Landhaus in der Herrengasse verdiente wohl größere Beachtung von seiten der Wiener! Es gibt nicht leicht ein anderes Gebäude, das, um Goethes Wort zu gebrauchen, so „umwittert" ist von historischer, politischer, künstlerischer Tradition, es ist selbst ein Stück altösterreichischer und Alt-Wiener Geschichte.



Das Klosterneuburger Herzogshütl

Es war an einem sonnigen Herbstnachmittag, als es mir gegönnt war, dank der Freundlichkeit eines Stiftsherrn, Professor Dr. Ludwigs, ein köstliches Kleinod zu sehen, durch Jahrhunderte das Sinnbild der Landeshoheit über Österreich — den Klosterneuburger Herzogshut. Viele tausende Augen haben ehrfürchtig auf ihm geruht, wenn er mit Ehren gleich einem Souverän bei den Erbhuldigungen von Klosterneuburg aus in die engen Gassen Alt-Wiens gebracht wurde, zum letztenmal am 14. Juni 1835. Heuer am 15. November sind es dreihundertsechs Jahre, daß der Stifter jenes „Herzogshuetls", wie es im Volksmund heißt, der Hoch- und Deutschmeister Max III., Enkel des Weltherrschers Karls V., einer der imposantesten Fürsten Alt-Österreichs, mit stattlichem Gefolge vor der Stiftskirche in Klosterneuburg erschien, dem Stift und seinem Gründer Sankt Leopold zu Ehren jenen rotsamtenen Herzogshut, eigentlich eine kostbare Krone, überreichend. Sie war zunächst als Schmuck gedacht für eine silberne, teilweise vergoldete Büste des Landespatrons, die dessen Haupt barg, dann aber auch,

Landhause nicht. Die Decke des großen Landhaussaales, die später so oft widerhallte von politischer Debatte, gab auch Resonanz bei künstlerischen Darbietungen! So gab am Ostersonntag 1822 Konradin Kreutzer hier sein Kompositionskonzert, am 15. Mai desselben Jahres ertönte hier zum erstenmal des jugendlichen Franz Schubert „Geist der Liebe“, am 1. Dezember spielte hier zum erstenmal der elfjährige Franz Liszt in Wien, 1823 gab hier der stimmgewaltige Hofschauspieler Anschütz ein Deklamatorium mit Musik und 1825 der Titane Ludwig van Beethoven sein Konzert. Das niederösterreichische Landhaus in der Herrengasse verdiente wohl größere Beachtung von seiten der Wiener! Es gibt nicht leicht ein anderes Gebäude, das, um Goethes Wort zu gebrauchen, so „umwittert“ ist von historischer, politischer, künstlerischer Tradition, es ist selbst ein Stück altösterreichischer und Alt-Wiener Geschichte.



Das Klosterneuburger Herzogshütl

Es war an einem sonnigen Herbstnachmittag, als es mir gegönnt war, dank der Freundlichkeit eines Stiftsherrn, Professor Dr. Ludwigs, ein köstliches Kleinod zu sehen, durch Jahrhunderte das Sinnbild der Landeshoheit über Österreich — den Klosterneuburger Herzogshut. Viele tausende Augen haben ehrfürchtig auf ihm geruht, wenn er mit Ehren gleich einem Souverän bei den Erbhuldigungen von Klosterneuburg aus in die engen Gassen Alt-Wiens gebracht wurde, zum letztenmal am 14. Juni 1835. Heuer am 15. November sind es dreihundertsechs Jahre, daß der Stifter jenes „Herzogshuetls“, wie es im Volksmund heißt, der Hoch- und Deutschmeister Max III., Enkel des Weltherrschers Karls V., einer der imposantesten Fürsten Alt-Österreichs, mit stattlichem Gefolge vor der Stiftskirche in Klosterneuburg erschien, dem Stift und seinem Gründer Sankt Leopold zu Ehren jenen rotsamtenen Herzogshut, eigentlich eine kostbare Krone, überreichend. Sie war zunächst als Schmuck gedacht für eine silberne, teilweise vergoldete Büste des Landespatrons, die dessen Haupt barg, dann aber auch,

um als offizieller österreichischer Erzherzogshut beim Regierungsantritt eines neuen Landesfürsten zu dienen. Als solcher kam er am 13. Juli 1620 zuerst in Verwendung. Jene Büste hat das schreckliche (und nutzlose) Silbereinlösungsjahr 1810, das so viel köstliches Kunstgut vernichtete, ohne den „Kassensturz“ von 1811 aufhalten zu können, nicht überdauert, ebensowenig wie der kunstreiche silberne Sarkophag des Heiligen. Aber das „Erzherzogshuetl“ funkelt noch in alter Pracht aus seiner gewölbten Glasvitrine in der Schatzkammer des Chorherrnstiftes. In gewaltigem Umfang in Erz nachgebildet, mit wunderschöner grüner Patina überzogen, ruht es auch auf der Kuppel des Kaisertraktes, den Probst Ernestus Perger erbaute, und schaut weit hinaus in die Lande und auf den funkelnden Strom. Es grüßt hinüber auf den Leopoldsberg, wo der Markgraf-Stifter residierte mit der Kaiserstochter Agnes. Hier erwuchsen, also als Wiener gleichsam, die ersten Hohenstaufen, Friedrich, der Vater des Rotbarts, und Konrad, der erste staufische deutsche König, Kinder der Markgräfin aus erster Ehe. Von hier aus flatterte der Schleier der schönen Frau bis zum Orte, wo noch heute eine Steintafel mit der Aufschrift: „Locus sambuci“ in der Stiftskirche die Stelle des Holunderbaumes der Gründungssage verewigt.

Das Herzogshütl grüßt aber auch hinüber zur anderen Kuppel des Kaisertraktes, von der als Kolossalstück die alte deutsche Kaiserkrone herabschaut, deren Original nun seit den napoleonischen Stürmen in der Schatzkammer ruht. Sie erinnert an das halbe Jahrtausend, wo die österreichischen Landesfürsten auch die Krone Karls des Großen trugen. Klosterneuburg ist also so recht der geeignete Rahmen für unser Landeskleinod,



Das Klosterneuburger Herzogshütl
Aus den
„Berichten und Mitteilungen des Altertumsvereines zu Wien“ 1909

um als offizieller österreichischer Erzherzogshut beim Regierungsantritt eines neuen Landesfürsten zu dienen. Als solcher kam er am 13. Juli 1620 zuerst in Verwendung. Jene Büste hat das schreckliche (und nutzlose) Silbereinlösungsjahr 1810, das so viel köstliches Kunstgut vernichtete, ohne den „Kassensturz" von 1811 aufhalten zu können, nicht überdauert, ebensowenig wie der kunstreiche silberne Sarkophag des Heiligen. Aber das „Erzherzogshuetl" funkelt noch in alter Pracht aus seiner gewölbten Glasvitrine in der Schatzkammer des Chorherrnstiftes. In gewaltigem Umfang in Erz nachgebildet, mit wunderschöner grüner Patina überzogen, ruht es auch auf der Kuppel des Kaisertraktes, den Probst Ernestus Perger erbaute, und schaut weit hinaus in die Lande und auf den funkelnden Strom. Es grüßt hinüber auf den Leopoldsberg, wo der Markgraf-Stifter residierte mit der Kaiserstochter Agnes. Hier erwuchsen, also als Wiener gleichsam, die ersten Hohenstaufen, Friedrich, der Vater des Rotbarts, und Konrad, der erste staufische deutsche König, Kinder der Markgräfin aus erster Ehe. Von hier aus flatterte der Schleier der schönen Frau bis zum Orte, wo noch heute eine Steintafel mit der Aufschrift: „Locus sambuci" in der Stiftskirche die Stelle des Holunderbaumes der Gründungsage verewigt.

Das Herzogshütl grüßt aber auch hinüber zur anderen Kuppel des Kaisertraktes, von der als Kolossalstück die alte deutsche Kaiserkrone herabschaut, deren Original nun seit den napoleonischen Stürmen in der Schatzkammer ruht. Sie erinnert an das halbe Jahrtausend, wo die österreichischen Landesfürsten auch die Krone Karls des Großen trugen. Klosterneuburg ist also so recht der geeignete Rahmen für unser Landeskleinod,



Das Klosterneuburger Herzogshütl

Aus den

„Berichten und Mitteilungen des Altertumsvereines zu Wien" 1909

den Herzogshut. Wie sieht er aus? Er ist in der Grundform ein runder rotsamtener Fürstenhut, mit Hermelin umgeben. Über diesen hinaus ragen die Perlenspitzen einer goldenen Krone mit acht Zinken. Zwei perlen- und edelsteingeschmückte Bögen umspannen den oberen Teil. Wo sie sich treffen, blinkt ein großer kugelförmiger Saphir, der wieder das Kreuz trägt, mit Rubinen, Smaragden, Diamanten und Perlen reich geschmückt. Das ganze macht aber keineswegs den Eindruck überladener, schwerfälliger Pracht. Es ist vielmehr das zierlichste, leichteste, gleichsam duftigste Krongebilde, das es geben kann, ein Meisterstück der Hochrenaissance, gleich der rudolfinischen Hauskrone von 1602, der einstigen österreichischen Kaiserkrone. Einer der gebildetsten ehemaligen Prinzen, Erzherzog Eugen, als Hoch- und Deutschmeister Nachfolger des Stifters Maximilian, führte den Klosterneuburger Herzogshut in seiner Gravierung als Exlibris. Erst jüngst sind wir einer kleinen Nachbildung dieses Hutes begegnet, auf dem Titelblatt des Kataloges der Buchkunstausstellung der einstigen Hofbibliothek. (Aus Scheybs „Theresiade", 1746.) Sehr sinnig hat der älteste historische Verein Wiens, der Altertumsverein, seinen Festabend zum Kaiserjubiläum 1908 gefeiert durch einen Vortrag und eine Studie über den österreichischen Erzherzogshut, beide vom hochverdienten niederösterreichischen Landesarchivar Dr. Anton Mayer, eine vorzügliche Arbeit. („Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereines zu Wien", 42. Band, 1909.) Aber auch Kronen, viel mehr noch als Bücher, haben ihre Schicksale! Unser Herzogshütl ist viel gereist, bis nach Schlesien und Polen! Diese seine weitesten Fahrten mußte es vor dem korsischen Eroberer anno Fünf und Neun antreten. Rührend

ist die Sorgfalt früherer Jahrhunderte, mit der in vereinten Bemühungen der Regierung wie der Landstände beim Herannahen von Feindesgefahr zunächst das Landeskleinod gerettet wurde. 1683 erreichte es in dreizehntägiger stürmischer Wasserfahrt, vor Kara Mustapha flüchtend, Passau. Oft lag es in dem kaiserlichen Schatzgewölbe in der Burg, so schon 1618, als der böhmische Aufstand aufloderte, zuletzt 1813, als man sich zum neuerlichen Waffengang mit dem Titanen Napoleon rüstete. Die Befreiungsschlacht bei Leipzig hat auch gleich so vielen vertriebenen Fürsten unser Herzogshütl wieder zurückgeführt ins alte Heim nach Klosterneuburg. So Gott will, für immer! Selbst in Gefahr zerbrochen zu werden war es einmal, und zwar gerade durch vermeintliche historische Forschung.

Im 18. Jahrhundert wurde man nämlich aufmerksam auf die Beschreibung, wie der Erzherzogshut aussehen solle im sogenannten großen Privilegium Kaiser Friedrichs I. Dort ist er möglichst der Bügelkrone der alten deutschen Kaiser ähnlich geschildert. Das arme Klosterneuburger Hütl sollte nun entweder in die „richtige“ Fassung gebracht oder ganz zerbrochen werden! Fürst Kaunitz wurde für diesen Plan gewonnen, endlich auch Maria Theresia. Alle ihre vorrätigen Juwelen wollte die Monarchin zur Ausschmückung des „neuen“ Herzogshutes geben. Der bekannte Hofjuwelier Mack sollte sich nach Klosterneuburg begeben, um das dortige Kleinod zu prüfen. Aber Mack konnte die „Reise“ wegen seines Gesundheitszustandes und der Kälte der Witterung nicht wagen. So wurde denn an einem kalten Wintertag des Jahres 1780 im Januar das Landeskleinod, das sonst mit so vielem Pomp nach Wien zu den Huldigungen gezogen war, sang- und klanglos vom Prälaten

Ambros in den Klosterneuburger Hof gebracht, wo es der Juwelier besichtigte. Auf Grund dieses „Lokalaugenscheines“, wie wir heute sagen würden, unterbreitete dann Kaunitz in persönlicher Audienz mehrere Vorschläge. Sie kamen aber nicht zur Ausführung. Kurze Zeit darnach bestieg Kaiser Joseph den Thron, der die Sache sehr „en bagatelle“ behandelte und den Klosterneuburger Herzogshut gleich der Stephanskrone Ungarns in die Wiener Schatzkammer schaffen ließ, ohne sich hier huldigen, dort krönen zu lassen. Sein Bruder, Leopold II., gab ihn April 1790 dauernd dem Stift zurück. Mittlerweile setzte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die wirkliche historische Forschung ein. Und da ergab sich denn, daß jenes große Privilegium Friedrichs I. eine Fälschung des in solchen Dingen recht skrupellosen 14. Jahrhunderts, somit auch die Beschreibung des Fürstenhutes in selbem apokryph sei. Unser Herzogshütl ist also vor jeder Umänderung gesichert und erglänzt heute noch in der geschmackvollen, zierlichen Form, die ihm sein Stifter vor nunmehr dreihundert Jahren gab. Wer war nun jener Stifter? Unsere landläufigen „Leitfäden“ und „Vaterlandskunden“ geben über ihn, wenn es hoch kommt, nur den Namen Erzherzog Max III. und die Jahreszahl 1618 (sein Sterbejahr) an. Und doch handelt es sich hier um einen Fürsten, der zu den wuchtigsten Gestalten unserer im Wesen leider so wenig gekannten stolzen altösterreichischen Geschichte gehört. Einer hat sich freilich seiner angenommen. Das ist Franz Grillparzer! In den fröhlichen Worten, mit denen er bei der Beratung der Erzherzoge („Ein Bruderzwist in Habsburg“, zweiter Aufzug) den grünbehangenen Tisch begrüßt, führt ihn unser Wiener Klassiker auf die Bühne:

Der Teppich grün, ah, so bin ich's gewohnt.
An einem roten Tisch fiel mir nichts ein,
Ein Blaubehangener führte grad' ins Tollhaus,
Doch grün, das stärkt das Aug' und den Verstand,
Kommt sitzen denn ihr Herren!

Und mit launigem Scherz, nach Wiener Art „frozzelnd", erwidert er dem jungen Vetter Leopold von der steirischen Linie, der sagt: „Ihr wißt, ich stehe gern!" die Worte:

Ich weiß, ich weiß! In Gräz vorm Bäckerladen
Hast du gestanden, eisern, stundenlang,
Bis sich die holde Mehlverwandlerin
Am Fenster günstig, eine Venus, zeigte!

Der behagliche Lebenskünstler, als den ihn Grillparzer hinstellt („Ein deutscher Ordensmeister will alles ordentlich — zumal die Tafel. Wir haben uns aus unsrer Reiseküche im Wagen schon gestärkt."), war er allerdings nicht. Eher hatte er die Neigung zum Asketischen, zur stillen Zurückgezogenheit gleich seinem großen Ahnherrn Karl V., wie seine Eremitage im Innsbrucker Kapuzinerkloster bewies. Der Dichter denkt sich ihn als beleibt und schwerfällig: „Auch kniet sich's schwer mit meines Körpers Last," läßt ihn Grillparzer (vierter Aufzug) sagen, als er vor seinem Bruder Kaiser Rudolf II. kniet. Das Bildnis im Schloß Ambras (das Rubensporträt ist mir nicht bekannt) zeigt ihn eher als schlanken Ordensmeister. Das männlich-ernste Gesicht ist tiefernst, mit feingebogener Nase, ausgesprochener „Habsburgerlippe", starkem Schnurr- und Kinnbart. Ähnlich zeigt sich auch sein Münzbild auf den Tiroler und Deutschmeister-Talern. Hier erscheint er selbst als schlanker Turnierritter, hin und wieder kommt schon

sein „Erzherzogshut" als Wappenkrönung vor, auch auf dem Innsbrucker Wappenturm, den er renovieren ließ. Jene Taler (Abb. S. 311) gehören zu den besten Leistungen altösterreichischer Stempelschneidekunst, stammen meist aus Hall und wurden vom Volk gern als Patengeschenke benützt, gleich den Talern Erzherzogs Leopold von Passau-Tirol. Dieser ist der Nachfolger Maximilians als Regent von Tirol und den Vorlanden, und auf seinen Münzen erscheint er stets mit dem Klosterneuburger Erzherzogshut bedeckt. Auch diese schönen Gepräge wurden vom Volk gern aufgehoben, sind daher sehr häufig gleich den sächsischen Dreibrüdertalern, den „Sachsenbuben", von 1592—1601, mit ihrer schmucken Kindergruppe. Gleich seinem Ahnherrn und Namensvetter, dem letzten Ritter Kaiser Max I., ist auch unser Erzherzog Max ein geborener Wiener-Neustädter. In der „allzeit Getreuen" erblickte er am 12. Oktober 1558 das Licht der Welt als Sohn Kaiser Max II. (1564—1576) und der Kaiserin Marie von Spanien-Österreich, Tochter Karls V. Siebenundzwanzig Jahre alt, trat er in den Deutschen Ritter-Orden, dessen Hochmeister er von 1590—1618 war. Vorher war er eine Zeitlang König von Polen, der erste Erzherzog, der die Krone dieses alten Reiches trug, und zwar als Nachfolger des tapferen Stephan Bathory. Freilich konnte er sich nicht lang behaupten. Nicht zum Heil für das Land erlag er auf dem Schlachtfeld von Riese an der schlesischen Grenze 1588 seinem Gegner Johann Sigismund (III.) Wasa, der eigentlich nur immer die Erwerbung der schwedischen Krone anstrebte. Die aber saß dann fest auf dem Haupt Gustav Adolfs, und jene Politik ließ das Land nicht nach Osten zu erstarken. Selbst in die Gefangenschaft geriet

Erzherzog Maximilian, und erst der Friede von Beuthen 1589 gab ihm die Freiheit wieder. Der große Dichter läßt ihn mit Bezug auf die Ereignisse und den Wandel des Kriegsglückes zu seinem Bruder Matthias sagen:

Nun Bruder, sei nicht unwirsch, ging's mir auch doch
Nicht anders in dem Streit um Polens Krone.
Sie fingen mich sogar, trotz Stand und Würde.
Der Krieg kennt nicht Respekt, er zahlt auf Sicht.

Also ein vielbewegtes Leben!

Erzherzog Max war der eigentliche Chef des Hauses, wie einst Leopold der Starke unter Friedrich dem Schönen. Er veranlaßte und leitete die Zusammenkunft der Erzherzoge auf Schloß Klamm, das jetzt in Ruinen auf die Südbahnstrecke herabblickt. Damals (1606) erkannten sie Matthias als Familienoberhaupt an, denn auf Kaiser Rudolf II., den Erstgeborenen, senkten sich immer tiefer die Schatten des von der spanischen Ahnfrau Johanna ererbten Trübsinns. Wirklicher Leiter blieb aber immer der Hochmeister. Groß war sein Einfluß auch auf die spanische Linie, in deren Reichen noch immer die Sonne nicht unterging. Bei der Kinderlosigkeit des Königs Matthias wäre er als nächster Agnat der Erbe der Kronen von Ungarn, Böhmen und Österreich gewesen und damit auch Anwärter auf die deutsche Kaiserkrone. Doch verzichtete er mit Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter und seine Hochmeisterwürde, bewog auch seinen Bruder Albrecht (den Gönner und Herrn des großen Rubens) zu ähnlichem Verzicht und ebnete der jungen, lebenskräftigen steirischen Linie den Weg zur Herrschaft auch in Österreich und zum deutschen Kaiserthron. Gewiß ein Charakter! Im Interesse anderer

auf die Kaiserkrone, die Krone Karls des Großen, zu verzichten, das ist wahrhaftige Größe! Selbst ein so trockener Geschichtschreiber wie Gindely kann nicht umhin, zu sagen: „Durch seine Uneigennützigkeit hat er seinem Hause mehr genützt als Spanien mit seinen großartigsten Subsidien.“ Dafür griff er aber auch mit eiserner Faust ein, wo ihm das Interesse des Gesamthauses bedroht schien. Er ist der eigentliche Urheber des Sturzes Kardinal Klesels, des allmächtigen Ministers seines Bruders Matthias. Denn Klesel wollte noch immer nachgeben und mit den böhmischen Rebellen verhandeln, selbst nach dem unerhörten Geschehnis des Prager Fenstersturzes! In den wahrhaft dramatischen Szenen bei der Verhaftung des Kardinals und am Krankenbett des Kaisers stand Maximilian an erster Stelle, stets bereit, die Verantwortung rückhaltlos zu übernehmen. Vielleicht haben die Aufregungen dieser Tage dazu beigetragen, daß er am Tage Allerseelen dieses Jahres (1618) zu Wien, sechzigjährig, verschied. Er ruht in der St.-Jakobs-Kirche zu Innsbruck. Die Schatten der Vergangenheit bedecken ihn unverdient tief. Jene tiefen Schatten teilt er mit mancher anderen Gestalt Alt-Österreichs, deren Würdigung noch aussteht. Sein Testament, das ihn als Mäzen der Künste, namentlich der Musik, erscheinen läßt, hat der um die deutsche Ordensgeschichte hochverdiente Beda Dudik schon vor Jahren veröffentlicht.

Ganz eigenartig ist es, daß der von unserem Maximilian gestiftete Klosterneuburger Erzherzogshut auch einen Einfluß ausübte auf die Alt-Wiener Kunst. Damit meine ich die prächtige Serie der „Huldigungswerke“, wie sie die niederösterreichischen Landstände seit 1655, der Huldigung für den jung verstorbenen Ferdi-

nand IV., erscheinen ließen. Immer ist unser Herzogshütl der Mittelpunkt der Darstellung in Wort und Bild. Da sehen wir es meist schon auf der ersten Kupfertafel seinen Einzug halten durchs Schottentor. Es ruht in eigener, mit dem Doppeladler geschmückter Sänfte auf rotsamtenem Kissen, von Maultieren getragen. Viele Karossen, Edelknaben und Reiter begleiten es. Letztere sitzen mit ihren Stulpenstiefeln so steif im Sattel, wie wir es von den Reitern der Ridingerschen Jagdbilder her kennen. Die Krone der Darstellung ist aber immer der Zug über den Graben, wo der „Obrist-Erbland-Mundschenk" das „Erzherzogshuetl" trägt, vom Kaiser hoch zu Roß selbst gefolgt. Die älteste dieser Kupferfolioplatten ist die von 1655 mit der wahrscheinlich ältesten Grabenansicht. (Schreiber dieser Zeilen besaß das Exemplar Theodor von Karajans.) Diese Bilder — zumal die von Hackhofer in den Huldigungswerken Josephs I. und Karls VI., von Andreas Altomonte im köstlichen Huldigungswerk Maria Theresias — sind reichste Fundgruben für die Kostüm-, Bau- und Kulturgeschichte Alt-Wiens. Namentlich auch die Tafelszenen, die wirklich an das fröhliche Volk der Phäaken erinnern. Da kommt uns in den Sinn, daß ja ein solcher Phäake, der genußfrohe Castelli, anno 1838 die letzte solche Erblandhuldigung im Auftrage seiner Herren Landstände, deren Sekretär er war, herausgab. So reichen sich das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges und die fröhliche Biedermeierzeit über unser Herzogshütl die Hände! Als dieses Landeskleinod zum erstenmal in Aktion trat, anno 1620, da schlug bereits die Lohe des großen deutschen Krieges zum Himmel. Kurz zuvor waren die Dampierre-Kürassiere auf dem Burgplatz aufgezogen, lag Graf Thurn vor den Mauern. Und

wieder als unser Herzogshut, auf dem eine ähnliche Weihe ruht wie auf der römischen deutschen Kaiserkrone und der Krone Sankt Stephans, sein dreihundertjähriges Stiftungsjubiläum beging (1916), stand die Welt in Kriegsflammen! Möge dieses Symbol altösterreichischer Herrlichkeit und Größe nie wieder solchen Jammer sehen, wie die letzten Jahre der „großen Zeit" und Wien sich wieder erheben aus der Trübsal, gemäß einem alten Weidspruch: „Ex flammis oriar!" Aus den Flammen werde ich auferstehen!



Max III., Statthalter von Tirol
Taler, geprägt in Hall von Christoph Orber (1617)

nand IV., erscheinen ließen. Immer ist unser Herzogshütl der Mittelpunkt der Darstellung in Wort und Bild. Da sehen wir es meist schon auf der ersten Kupfertafel seinen Einzug halten durchs Schottentor. Es ruht in eigener, mit dem Doppeladler geschmückter Sänfte auf rotsamtenem Kissen, von Maultieren getragen. Viele Karossen, Edelknaben und Reiter begleiten es. Letztere sitzen mit ihren Stulpenstiefeln so fest im Sattel, wie wir es von den Reitern der Ridingerschen Jagdbilder her kennen. Die Krone der Darstellung ist aber immer der Zug über den Graben, wo der „Obrist-Erbland-Mundschenk" das „Erzherzogshüetl" trägt, vom Kaiser hoch zu Roß selbst gefolgt. Die älteste dieser Kupferfolioplatten ist die von 1655 mit der wahrscheinlich ältesten Grabenansicht. (Schreiber dieser Zeilen besaß das Exemplar Theodor von Karajans.) Diese Bilder,

zumal die von Sädhofer in den Huldigungswerken Josephs I. und Karls VI., von Andreas Altomonte im späteren Huldigungswerk Maria Theresias — sind reiche Fundgruben für die Kostüm-, Bau- und Kulturgeschichte Alt-Wiens. Namentlich auch die Tafelszenen, die wirklich an das fröhliche Volk der Phäaken erinnern. Da kommt uns in den Sinn, daß ja ein solcher Phäake, der gemütfrohe Castelli, anno 1838 die letzte solche Erblandhuldigung im Auftrage seiner Herren Landstände, deren Sekretär er war, herausgab. So reichen sich das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges und die fröhliche Biedermeierzeit über unser Herzogshütl die Hände! Als dieses Landeskleinod zum erstenmal in Aktion trat, anno 1620, da schlug bereits die Lohe des großen deutschen Krieges zum Himmel. Kurz zuvor waren die Dampierre-Kürassiere auf dem Burgplatz aufgezogen, lag Graf Thurn vor den Mauern. Und

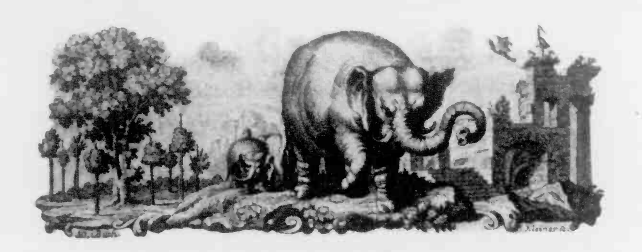
wieder als unser Herzogshut, auf dem eine ähnliche Weihe ruht wie auf der römischen deutschen Kaiserkrone und der Krone Sankt Stephans, sein dreihundertjähriges Stiftungsjubiläum beging (1916), stand die Welt in Kriegsflammen! Möge dieses Symbol altösterreichischer Herrlichkeit und Größe nie wieder solchen Jammer sehen, wie die letzten Jahre der „großen Zeit" und Wien sich wieder erheben aus der Trübsal, gemäß einem alten Weidspruch: „Ex flammis orior!" Aus den Flammen werde ich auferstehen!





Max III. Statthalter von Tirol

Taler, geprägt in Hall von Christoph Orber (1617)



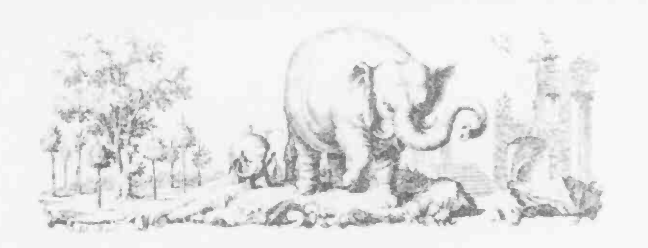
Die Alt-Wiener Salvator-Medaille

Es ist schon lange her — im Mai dieses Jahres waren es 347 Jahre — daß der Oberkämmerer der Stadt Wien dem Siegelschneider Niklas Engl 12 fl. auszahlte für Herstellung eines Stempels zu „einem gulden Pfennig mit gemeiner Stadt Wappen“. Und im Oktober dieses selben Jahres 1575 beschloß der Stadtrat an die städtischen Würdenträger sowie die Herren des inneren Rates solche „guldene Pfennig“ zu Weihnachten erfolgen zu lassen statt der bisher üblichen Naturalgaben an Wein, Konfekt, Fleisch, Fischen und — rheinischen Goldgulden. Dies ist der erste Ursprung unserer Wiener Salvator-Medaille! Mit der Salvator-Kapelle des alten Wiener Rathauses, die schon 1515 ihren Namen erhielt, hat also unser schönes Wiener Kleinod nichts zu tun. — Kaum möchte man es glauben, daß das oft gebrauchte französische Wort „cherchez la femme“ auch auf die Gründung unserer ehrwürdigen Salvator-Medaille Anwendung finden kann! Jener angenehmen Naturalien, Fleisch, Wein, Fische, Konfekt wegen, war es nämlich nicht selten zu Streitigkeiten zwischen den Frauen städtischer Würdenträger gekommen. Immer hatte die „Andere“ die besseren und

größeren Fische ꝛc. bekommen! Dem schob nun der neue „Verehrspfennig“ einen allerdings goldenen Riegel vor. Auch wollte man die rheinischen Goldgulden sparen. Die Zeiten waren stürmisch! Wien war eine stets bedrohte Grenzfestung an der türkischen Grenze, die wenige Meilen ostwärts verlief. Erst neun Jahre waren es her, daß der gewaltige Sultan Soliman II. die Augen geschlossen hatte! In Ofen saß der jeweilige türkische Pascha von Ungarn; Reisen zu ihm galten als besonders gefährlich und wurden nun gleichfalls mit dem goldenen Ratspfennig belohnt.

Zwar war Wien gerade wieder „Kaiserstadt“. Max II., ein freigebiger, prachtliebender Renaissancefürst, residierte all die Jahre seiner Regierung meistens in Wien. Aber schon im nächsten Jahre 1576 folgte ihm sein ältester Sohn Rudolf II., der bekanntlich Prag zur Hauptstadt erwählte. Viel Geld kosteten die Beiträge zu den Festungswerken, an denen Hermes Schallautzer, des gelehrten Wolfgang Lazius Oheim, schon unter Ferdinand I. so eifrig gebaut hatte. Da war Sparsamkeit wirklich die erste Bürgerpflicht! Und so ist denn jener goldene Pfennig von 1575 gleich dem eisernen von 1916 ein Sinnbild eherner Zeiten! Nur wenig Stücke von jenem Gepräge des Niklas Engl von anno 1575 sind auf unsere Tage gekommen. „Dieses ist das seltenste Stück unter allen wienerischen Münzen“, bemerkt schon der alte Numismatiker Appel. Selbst die Stadt Wien besitzt nur einen galvanoplastischen Abguß in Kupfer. Zwei Originale (21·3, respektive 10·2 Gramm schwer) liegen im Staatsmuseum, ein weiteres Exemplar aus der Sammlung des Wiener Malers Delhaes ist nach Budapest gewandert.

Dem Wesen und der Art der Vergabung nach haben wir es im Stempel des Niklas Engl schon mit der



Die Alt-Wiener Salvator-Medaille

Es ist schon lange her im Mai dieses Jahres waren es 347 Jahre daß der Oberkämmerer der Stadt Wien dem Siegelschneider Niklas Engl 12 fl. auszahlte für Herstellung eines Stempels zu „einem gulden Pfennig mit gemeiner Stadt Wappen“. Und im Oktober dieses selben Jahres 1575 beschloß der Stadtrat an die städtischen Würdenträger sowie die Herren des inneren Rates solche „guldene Pfennig“ zu Weihnachten erfolgen zu lassen statt der bisher üblichen Naturalgaben an Wein, Konfekt, Fleisch, Fischen und rheinischen Goldgulden. Dies ist der erste Ursprung unserer Wiener Salvator-Medaille! Mit der Salvator-Kapelle des alten Wiener Rathauses, die schon 1515 ihren Namen erhielt, hat also unser schönes Wiener Kleinod nichts zu tun. Kaum möchte man es glauben, daß das oft gebrauchte französische Wort „cherchez la femme“ auch auf die Gründung unserer ehrwürdigen Salvator-Medaille Anwendung finden kann! Jener angenehmen Naturalien, Fleisch, Wein, Fische, Konfekt wegen, war es nämlich nicht selten zu Streitigkeiten zwischen den Frauen städtischer Würdenträger gekommen. Immer hatte die „Andere“ die besseren und

größeren Fische ꝛc. bekommen! Dem schob nun der neue „Verehrspfennig“ einen allerdings goldenen Riegel vor. Auch wollte man die rheinischen Goldgulden sparen. Die Zeiten waren stürmisch! Wien war eine stets bedrohte Grenzfestung an der türkischen Grenze, die wenige Meilen ostwärts verlief. Erst neun Jahre waren es her, daß der gewaltige Sultan Soliman II. die Augen geschlossen hatte! Zu Ofen saß der jeweilige türkische Pascha von Ungarn; Reisen zu ihm galten als besonders gefährlich und wurden nun gleichfalls mit dem goldenen Ratspfennig belohnt.

Zwar war Wien gerade wieder „Kaiserstadt“. Max II., ein freigebiger, prachtliebender Renaissancefürst, residierte all die Jahre seiner Regierung meistens in Wien. Aber schon im nächsten Jahre 1576 folgte ihm sein ältester Sohn Rudolf II., der bekanntlich Prag zur Hauptstadt erwählte. Viel Geld kosteten die Beiträge zu den Festungswerken, an denen Hermes Schallauzer, des gelehrten Wolfgang Lazius Oheim, schon unter Ferdinand I. so eifrig gebaut hatte. Da war Sparsamkeit wirklich die erste Bürgerpflicht! Und so ist denn jener goldene Pfennig von 1575 gleich dem eisernen von 1916 ein Sinnbild eherner Zeiten! Nur wenig Stücke von jenem Gepräge des Niklas Engl von anno 1575 sind auf unsere Tage gekommen. „Dieses ist das seltenste Stück unter allen wienerischen Münzen“, bemerkt schon der alte Numismatiker Appel. Selbst die Stadt Wien besitzt nur einen galvanoplastischen Abguß in Kupfer. Zwei Originale (21·3, respektive 10·2 Gramm schwer) liegen im Staatsmuseum, ein weiteres Exemplar aus der Sammlung des Wiener Malers Delhaes ist nach Budapest gewandert.

Dem Wesen und der Art der Vergabung nach haben wir es im Stempel des Niklas Engl schon mit der

jetzigen Wiener Salvator-Medaille zu tun. Der Darstellung auf dem Münzbilde fehlt indes noch der „Salvator“. Dieses seltene Stück von 1575 zeigt nämlich, gleichsam als würde es seinen Ursprung durch die Frauen zum Ausdrucke bringen wollen, zwei allegorische Frauengestalten. Eine sitzende „Constantia“, die eine Kugel mit einem Storch trägt, und eine stehende „Fides“, die eine Schlange jenem Storch zu gefälliger Verspeisung hinhält. Gestalten und Gewänder jener klassischen Damen sind wirklich nach guten antiken Vorbildern gearbeitet und stellen uns treffliche Beispiele von Alt-Wiener Renaissancearbeiten vor Augen, die ja so überaus selten sind, auch in der Alt-Wiener Baukunst. Da schlägt wirklich das prachtvolle Renaissanceportal der Salvator-Kapelle gleichsam eine Gedankenbrücke zu jenem ältesten Wiener Salvator-Pfennig! Die Wappenseite dieses „Pfennigs“ ist allerdings schon so, wie sie durch die Jahrhunderte blieb und mit einer kleinen Änderung auch auf der jetzigen Medaille sich findet: nämlich ein Doppelwappen. Das Balkenkreuz der Stadt Wien für sich und daneben als Herzschild eines Doppeladlers, wie es der Wappenverleihung von 1461 entspricht. Auf den modernen Exemplaren finden wir den österreichischen „Bindenschild“, der ja im Staatswappen von Deutschösterreich zu neuen und wohlverdienten Ehren gekommen ist, und das Wappen der Stadt Wien.

Stark an klassische Vorbilder, fast möchte ich an des ungezogenen Grazienlieblings Aristophanes „Lysistrata“ denken, vollzieht sich zunächst auch die weitere Geschichte unseres „güldenen Pfennigs“ von Wien. Die Wiener Frauen wollten von ihm nichts wissen, sie standen sich beim Konfekt, Fleisch, Wein, Fischen und namentlich



Oben: Die älteste Salvator-Medaille von Niklas Engl (1575)
Mitte: Die kleine Salvator-Medaille von Matth. Donner (1741)
Unten: Die große Salvator-Medaille von Hieron. Fuchs (1729)

jeßigen Wiener Salvator-Medaille zu tun. Der Darstellung auf dem Münzbilde fehlt indes noch der „Salvator“. Dieses seltene Stück von 1575 zeigt nämlich, gleichsam als würde es seinen Ursprung durch die Frauen zum Ausdrucke bringen wollen, zwei allegorische Frauengestalten: eine sitzende „Constantia“, die eine Kugel mit einem Storch trägt, und eine stehende „Fides“, die eine Schlange jenem Storch zu gefälliger Verspeisung hinhält. Gestalten und Gewänder jener klassischen Damen sind wirklich nach guten antiken Vorbildern gearbeitet und stellen uns treffliche Beispiele von Alt-Wiener Renaissancearbeiten vor Augen, die ja so überaus selten sind, auch in der Alt-Wiener Baukunst. Da schlägt wirklich das prachtvolle Renaissanceportal der Salvator-Kapelle gleichsam eine Gedankenbrücke zu jenem ältesten Wiener Salvator-Pfennig! Die Wappenseite dieses „Pfennigs“ ist allerdings schon so, wie sie durch die Jahrhunderte blieb und mit einer kleinen Änderung auch auf der jetzigen Medaille sich findet: nämlich ein Doppelwappen. Das Balkenkreuz der Stadt Wien für sich und daneben als Herzschild eines Doppeladlers, wie es der Wappenverleihung von 1461 entspricht. Auf den modernen Exemplaren finden wir den österreichischen „Bindenschild“, der ja im Staatswappen von Deutschösterreich zu neuen und wohlverdienten Ehren gekommen ist, und das Wappen der Stadt Wien.

Stark an klassische Vorbilder, fast möchte ich an des ungezogenen Grazienlieblings Aristophanes „Lysistrata“ denken, vollzieht sich zunächst auch die weitere Geschichte unseres „güldenen Pfennigs“ von Wien. Die Wiener Frauen wollten von ihm nichts wissen, sie standen sich beim Konfekt, Fleisch, Wein, Fischen und namentlich



Oben: Die älteste Salvator-Medaille von Niklas Engl (1575).
Mitte: Die kleine Salvator-Medaille von Matth. Donner (1741)
Unten: Die große Salvator-Medaille von Hieron. Fuchs (1729)

den rheinischen Goldgulden besser. „Die Stadtanwaltin, Burgermeisterin, Stadtrichterin, Stadtschreiberin" beschwerten sich — natürlich durch ihre willigen und gehorsamen Männer — im „sitzenden Rat". Und dieser, ein schöner Erfolg unserer Alt-Wiener Frauenbewegung, fügte sich; der Oberkämmerer wurde angewiesen, namentlich die rheinischen Goldgulden „bemelten Frauen" zukommen zu lassen, „wie zuvor gebräuchig gewest". So erklärt es sich, warum so wenig Exemplare des Pfennigs zur Verteilung kamen und natürlich noch viel weniger unsere Tage sahen. Doch erhielt zum Beispiel auf sein Ansuchen der Kanzleiverwalter Hans Springer einen solchen „Verehrpfennig", weil er, „solches umb gemeine Statt wohl verdient", also schon die erste Verleihung im Sinne einer Auszeichnung.

Die Frauen von Wien hatten also zunächst gesiegt, gleich ihren klassischen Schwestern in Athen, die mitten im blutigsten Krieg von ihren Männern einen Frieden erzwangen. Aber gleich wie jener schreckliche Krieg — der peloponnesische — doch wieder ausbrach, weil es einer inneren Notwendigkeit entsprach, so siegte auch hier in Alt-Wien endlich doch, nach sechs Jahren, die Ansicht der Männer! Am 25. Februar 1581 zahlt der Oberkämmerer dem Goldschmied und Bürger Kornelius Glocknitz 16 fl. 20 kr. „von wegen Stock und Eysen, worauf er ein Salvator und gemeiner Stadt Wien Wappen geschmidten". Diese Gabe sollte im Ausmaß von acht Dukaten für die hohen städtischen Würdenträger, im Gewicht von sechs Dukaten für die Herren des inneren Rates „zum neuen Jahr verehrt und zugewiesen werden". In der Theorie hatte man übrigens schon 1577 neuerlich diesen Entschluß gefaßt, jetzt kam die Ausführung. Hier hat man es in jeder Beziehung mit unserer

Salvator-Medaille zu tun, von nun an erscheint stets, mit wechselnder Rückseite, der Kopf des Erlösers, meist in einer, wohl absichtlich gewollten, herben Auffassung. Noch nirgends ist darauf hingewiesen worden, daß es sich mit der Wahl des Salvator-Kopfes auch zugleich um eine konfessionelle Parole handelt. Er ist in diesen Zeiten von Reformation und Gegenreformation oft das numismatische Sinnbild der Protestanten, so wie die Madonna im Strahlenkranze das der Katholiken. Nun war bekanntlich in jenen Tagen Maximilians II. und Rudolfs II. Wien fast ganz protestantisch, und als unter Kaiser Ferdinand II. nach den Vorgängen des Jahres 1619 energisch die Gegenreformation einsetzte, blieb dennoch der schon durch die Tradition geheiligte Salvator-Kopf, wie er sich noch in seiner Ausführung auf den Wiener Armenhauspfennigen des 18. Jahrhunderts vorfindet. Bezüglich des „Salvator" verweise ich noch auf die Joachimsthaler Medaillen, auf eine Salvator-Klippe Alt-Württembergs, endlich auf die bekannten Salvator-Taler Schwedens. Die Darstellung des ganzen Salvators zum Beispiel auf den Talern Gustav I. Wasas (1520—1560) könnte Dürer gezeichnet haben. Selbst kleinere Städte, zum Beispiel das nahe St. Pölten, führen diesen herben und scharfgeschnittenen Christus-Kopf nach Wiener Muster in ihren Medaillen, freilich hier erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts. — Auch diese erste wirkliche Wiener Salvator-Medaille von 1584, die von dem Prägestocke des Kornelius Glocknitz, ist von größter Seltenheit. Das Exemplar der Sammlung Miller von Aichholz ist in den städtischen Sammlungen ausgestellt, das der Sammlung Delhaes kam gleichfalls nach Budapest. Auch die staatliche Sammlung besitzt dieses Stück.

Der Stempel muß viel benützt worden sein, denn schon 1593 wird ein neuer notwendig, der des Ulrich Linckh, eine recht schöne Arbeit. Sie leitet uns hinüber zu den Salvator-Prägeeisen des 17. Jahrhunderts. (Die Prägung selbst fand und findet stets im Münzamt statt.) Da sind die zwei Typen des Kaspar Haindler von 1614 und 1616, die des Matthias Pichler aus der Zeit des großen Krieges und die des Gerhard Lina von 1649 bis 1654. Vor mir liegt zum Beispiel eben das Zehndukatenstück des Matthias Pichler, etwa von 1648. Es ist etwas über Talergröße, zeigt einen bärtigen, gelockten, scharf geschnittenen Salvator-Kopf mit zackigem, sternförmigem Heiligenschein, eine Darstellung, wie sie für den „Salvator" volkstümlich wurde und sich noch auf den kolorierten Heiligenbildern in den Gebetbüchern unserer Urgroßmütter aus dem 18. Jahrhundert vorfindet. Daß der Stempelschneider diese wenig ideale, aber volkstümlich gewordene Auffassung des Erlöserkopfes absichtlich wollte, daß er auch Feineres leisten konnte, beweist die Wappenseite, die in Wappen und Umrahmung gute Renaissancetradition zeigt. Auch hat sie der Meister mit M. P. (Matthias Pichler) in den Ranken der Kartusche signiert.

Geradezu häßlich sind aber die zwei Typen von Gerhard Lina (1649, 1654). Man merkt die Kultur und Kunst zerstörende Einwirkung des Dreißigjährigen Krieges.

Eine Wandlung im Münzbilde tritt mit dem Jahre 1663 ein, fast gleichzeitig mit dem Beginne der Heldenzeit Österreichs unter dem jungen Kaiser Leopold. Auf dem Stempel des Andrea Cetto (Leopoldinischen Sammlern durch sein verschlungenes AC auf den „Fünfzehnern" jener Zeit wohl bekannt) erscheint zum ersten-

mal auch das Bild der Stadt Wien, und so ist es bis zum heutigen Tage verblieben.

Die Aufnahme des Stadtbildes erfolgte von Süden, und auch dies ist bis zur Gegenwart geblieben. Im Vordergrunde gewahren wir (ich beschreibe nach dem Original von 1663) die Hauptmauer, die „Kurtine". Ein schmaler, leicht abzuwerfender Steg führt über den Graben zum Burgtor, in dem eben ein Wanderer verschwindet. Vorgelagert sind Burg und Kärntner Bastei mit dem dazwischen liegenden „Ravelin". Deutlich bemerkt man auf dem talergroßen Münzbilde die Quadern dieser Bauten, die Holzverschalung der Brustwehr, die „Wachthäus'ln" auf der Bastei. Mit gleichsam prophetischem Blicke hat Cetto diese Stelle der Stadtbefestigung auserwählt. Hier entschied sich zwanzig Jahre später das Geschick Wiens, ja ganz Europas. Bis hierher hatte um den 7. September 1683 Kara Mustapha seine Minen vorgetrieben, der Ravelin, der „Zauberhaufen", weil er immer wieder neu entstand, war nach zweimonatigem Stürmen endlich doch zerstört, der Feind stand an der Hauptmauer. Fünf Tage später befreite Karl von Lothringen in der glorreichen Entsatzschlacht das bedrohte Wien. Wäre die Stadt damals gefallen, ganz Europa wäre der Knechtschaft nicht etwa des Großwesirs, der war nur der Vorgeschobene, sondern Ludwigs XIV., des eigentlichen Urhebers der Belagerung von 1683, verfallen. Solch stolze Erinnerungen aus der Wiener Geschichte vermag gleich die erste Stadtansicht unserer Salvator-Medaille zu wecken!

Hinter den Befestigungen baut sich schon bei Cetto, und dann beibehalten, vieltürmig Alt-Wien auf, „heimlich" und traulich anzusehen, gleich der Stadt Bethlehem auf den alten Krippen. Über dem ganzen schwebt ein

doppeltes Wappenschildchen. Noch im 17. Jahrhundert tritt an dessen Stelle der einköpfige Adler (seit 1846 der Doppeladler) mit der Inschrift: „Sub umbra alarum tuarum" („Unter dem Schutze deiner Fittiche"). Das Salvator-Bild des „Pfennigs" von 1663 zeigt schon individuelle Züge und erinnert an die Stiche des gleichzeitigen Tobias Sadeler, der ja 1672 die Titelkupfer zu Matthäus Vischers Topographie von Niederösterreich schuf.

Je mehr wir uns dem 18. Jahrhundert nähern, desto eifriger zeigt sich das Bestreben der Stempelschneider, den Salvatorkopf zu idealisieren. So auf den mannigfachen Stempeln des einheimischen Künstlers Johann Michael Hoffmann, dessen Arbeiten bis etwa 1720 reichen und der schon anno 1683 die Stempel für die volkstümlichste aller Denkmünzen, auf die Befreiung Wiens, im Auftrage des kaiserlichen Münzmeisters Matthias Mittermayer schnitt. Dieser Johann Michael Hoffmann, „Keyserlicher Siegel und Wappensteinschneider", wie ihn Konstantin Feigius nennt, war gleich seinem Bruder, dem Kupferstecher Jakob Hoffmann, ein tüchtiger Wiener Künstler. Er ruht bei St. Peter. Hoffmann verstand es, im Vordergrunde des Stadtbildes „das Glacis" mit der alten Brücke über die Wien erscheinen zu lassen, künstlerisch belebt durch Karossen und „Publikum".

In Ausgestaltung des Hoffmannschen Stadtbildes schuf dann 1729 Hieronymus Fuchs seine schöne Salvator-Medaille. Das Christus-Bild zeigt milde, fast lächelnde Züge. Mit berechtigtem Stolze hat es der Künstler mit ganzer Namenszeichnung voll signiert. Freilich bekam es durch häufigen Gebrauch bald einen Sprung, und 1777 stellte der tüchtige theresianische Medailleur

Anton Widemann einen neuen Salvator-Kopf her, wofür er 150 fl. erhielt. Obwohl tüchtige Arbeit, zeigt er nicht mehr die ideale Verklärung der Fuchsschen oder der gleich zu besprechenden Donnerschen Arbeit. Die Rückseite der Fuchsschen Medaille, das Stadtbild, gefiel indes so sehr, daß es, wie ich anderweitig nachwies, bis 1846 beibehalten wurde.

Es ist auch ein wundernettes Bildchen, dessen sich nicht leicht eine andere Stadt auf der Fläche eines Talers (43 Millimeter Durchmesser) rühmen kann! Hier erscheint schon das in seiner Art klassische Barock-Wien der Zeit Karls VI. Zwar stehen noch die 1683 ruhmvoll verteidigten Basteien, hinter ihnen erscheint aber schon der Prachtbau der Hofbibliothek, Kuppel und Laterne der neugebauten Peterskirche. Die kaiserliche Burg mit dem vielfenstrigen Leopoldinischen Trakte steht im Vordergrunde. Noch hat der Schweizerhof zwei seiner Türme mit hohen Satteldächern. Eben fährt in sechsspänniger Prachtkarosse Kaiser Karl VI. mit Läufern und Reitern über das Glacis. Er ist offenbar von seiner Sommerresidenz, der „Favorita", dem heutigen „Theresianum", hergekommen, hat die Brücke rechts im Vordergrunde passiert und strebt nun der Burg zu.

Die Krone aller Salvator-Medaillen, die kleine silberne des Matthäus Donner, gehört gleichfalls dem 18. Jahrhundert an. Einem ziemlich trivalen Anlasse verdankt sie ihre Entstehung. Bis dahin hatte der Rat bei den Wahlen am St.-Thomas-Tag an die Bediensteten „süßen Wein" gegeben. Dabei waren aber stets Unordnungen und Unfug infolge allzu kräftiger Erfrischung „unterloffen". Es wurde daher 1741 Matthäus Donner mit der Herstellung eines kleinen Münzstockes für einen silbernen Salvator-Pfennig betraut. Dafür erhielt er

130 fl. So entstand der geradezu ideal schöne Donnersche Salvator, der nun anstatt des Weines zur Verteilung kam. Wer jemals, mit nur etwas Gemüt und Kunstsinn begabt, diesen herrlichen Kopf betrachtet hat, dem wird er unvergeßlich sein! Ich halte ihn nebst der ovalen Maria-Theresia-Medaille desselben Künstlers für das Höchste, was die heimische Medaillenkunst alter Zeit hervorgebracht! Wie schön könnte er — wäre er bekannt — unsere Geschichtsbücher und „Leitfäden" zieren, ein wie sinniges Geschenk wäre er zum Beispiel in Goldbronze für die Gäste der Stadt Wien, wie ich vor Jahren anregte! Denn die Stadt besitzt glücklicherweise noch den Originalstempel. Unsere Altvordern wußten auch die Schönheit gerade dieser kleinen Salvator-Medaille vollauf zu würdigen. Wo in älteren Geschichten der Stadt Wien der „Salvator" zur Darstellung gelangt, zum Beispiel in des verdienten Stadtarchivars Tschischka „Geschichte der Stadt Wien", Stuttgart 1847, immer ist's in der Donnerschen Auffassung, wie denn das Stück auch in Gold zu sechs Dukaten bis in die Vierzigerjahre des 19. Jahrhunderts zur Verleihung gelangte. Auch seine Rückseite, die Stadtansicht, ist durchaus originell. Sie zeigt uns das theresianische Wien, bestrahlt vom Auge Gottes. Im äußersten Vordergrund, hingestreckt über den Rand der Inschrift „Munus R. P. Viennensis", auf strömende Wasserurnen gelehnt, erscheinen zwei Flußgötter, gut modelliert. Ein bärtiger Danubius mit einem Ruder und der Fahne mit dem altösterreichischen Bindenschild, ferner eine zierliche Nymphe, die „Wien", das Banner mit dem Balkenkreuz der Stadt haltend; in der rechten Hand trägt sie das „Herzogshütl". Leicht läßt sich in den beiden Figuren der Einfluß von Matthäus' Bruder Raphael mit seinen Gestalten am

sogenannten „Donnerbrunnen" des Mehlmarktes erkennen. Ähnlich gelagert wie die Nymphe „Wien" der Medaille ist ja auch die herrliche Andromeda des Brunnens im alten Rathaus.

Wenden wir uns nun dem bis jetzt gebräuchlichen letzten Typus der Salvator-Medaille zu. Es ist der des Konrad Lange, nun über siebzig Jahre in Gebrauch. Zum Jahre 1846 nämlich bemerkt der schon erwähnte Franz Tschischka, es seien die Stempel der älteren Salvator-Medaillen, namentlich der des Matthäus Donner und der des Anton Widmann, in das städtische Archiv hinterlegt „und ein neuer zum amtlichen Gebrauche von Konrad Lange angefertigt worden".

Auch dieser Stempel ist ein schönes Stück Arbeit, und der Stadt gebührt alle Anerkennung, daß sie mit löblichster Pietät durch mehr als zwei Menschenalter an diesem goldenen Alt-Wien festgehalten hat. Denn nur mehr in Gold, als Sechs- oder Zwölfdukatenstück in wappengeschmücktem Kästchen wurde seit langem der Salvator verliehen. Doch noch 1842 zum Beispiel erhielt der wackere Polier Höller die silberne Salvator-Medaille (nebst zehn Dukaten in natura) für Aufsetzung des neuen Kreuzes am wiederhergestellten Hochturm von St. Stephan. Auch besitzt Schreiber dieser Zeilen die große Salvator-Medaille Langes im Silberabschlag, wohl das einzige in Silber bekannte Exemplar desselben, wenn nicht noch amtliche Exemplare in den Beständen der Stadt sind. Die Typen des 17. und 18. Jahrhunderts dagegen sind viel häufiger im Silber denn in Gold vertreten.

Betrachten wir nun das Sechsdukatenstück Langes, die „goldene Salvator-Medaille" schlechthin! 24 Millimeter im Durchmesser, 20·9 Gramm schwer, zeigt sie auf

der Vorderseite einen feingearbeiteten, an Führichsche Auffassung gemahnenden Christus-Kopf mit der Rundschrift: „Salvator mundi" und der Signatur „K. L." Die Rückseite weist in äußerst feiner, fenstergetreuer Darstellung die Stadt auf, wie sie sich von 1809, wo Napoleon die alten Werke sprengte, bis 1857 dem Blicke des Beschauers darbot. Es ist ein anheimelndes Münzbildchen in feinem Goldton! Nur wenige mehr werden sich erinnern können an die hier abgebildete geradlinige Bastei mit ihrer Allee, auf der Alt-Wien lustwandelte und den Blick bis zum fernen Schneeberg genießen konnte in der reinen Luft der alten Kaiserstadt. Hoch ragen die traulichen Basteihäuser, deren noch einige auf der Mölkerbastei in die Gegenwart hineinleben. Dahinter funkeln die vielen Türme und Türmchen der „Stadt", über alle hinaus der alte „Steffel". „Das ist der Finger Gottes", nennt ihn mit Recht eine Medaille von 1683. All diese Herrlichkeit muß man noch durch das im Vordergrund abgebildete giebelgekrönte Leopoldinische Stadttor von 1672 betreten.

Hoch in die Lüfte schwingt sich der Doppelaar und schmettert sein: „Sub umbra alarum tuarum!" In zierlicher Kartusche mit dem altösterreichischen Bindenschild und dem Wiener Wappen prangt die Inschrift: „Munus Rei Publicae Viennensis" — Geschenk der Stadt Wien. Der Meister, der diese feine Arbeit schuf, ist schon vor sechzig Jahren heimgegangen. Es ist dies der am Johannistage 1856 in Perchtoldsdorf verschiedene „Medaillen-Graveur Adjunkt" der Wiener Münze, Konrad Lange, ein geborener Schwabe, 1806 zu Ulm geboren, in München und in Athen tätig. Von ihm stammt auch die schöne figurenreiche, im Auftrage der Stadt Olmütz (1853) geschaffene Medaille, welche die

Abdankung weiland Kaiser Ferdinands und den Regierungsantritt Franz Josephs darstellt.

Die Salvator-Medaille sollte also eigentlich ein Geschenk sein. Das „Munus Rei Publicae Viennensis“ steht auf allen Stücken von Niklas Engl bis auf Konrad Lange. Bald sollte sich aber auch der Begriff freudiger Auszeichnung damit verbinden. Von 1575—1616 sind uns alle Spenden in lückenloser Ordnung aufbehalten. Und da ist am häufigsten die Spende „zur hochzeitlichen Freud“ junger Ehepaare. So zum Beispiel erhält noch 1653 Andre von Liebenberg den Zehndukaten-Salvator aus diesem Anlaß, damals „gemeiner Stadt Expeditor“ — 1683 deren glorreichster Bürgermeister, der sein Leben für die Stadt ließ. Primizianten aus guten Bürgershäusern erhalten den goldenen Pfennig, so 1583 der junge Herr Werner, als er seine Primiz hielt im Gotteshaus auf der „Gstötten“ (Maria am Gestade). Weitere Kategorien für die Verleihung bildeten: einflußreiche kaiserliche Beamte, vornehme Sammler, wie 1612 Graf Sixt Trautson (dessen schöne eigengeprägte Taler Sammlern wohlbekannt sind), Ordner bei fürstlichen Einzügen, Stadtgläubiger, auf daß sie nicht zu hohe Zinsen forderten, Schützenmeister und Schützen, Musici und Theatermeister, fleißige Lateinschüler der Bürgerschule von St. Stephan (das städtische Gymnasium), wie schon 1575 der „junge Rauchenperger“ für die Abfassung des Katalogs der „Lyberey“ (Bibliothek) seiner Anstalt den silbernen Ratspfennig, drei Taler schwer.

Im Jahre 1619 aber erhielt der Rektor dieser Anstalt selbst, der Schwabe Heinrich Abermann, den Zehndukaten-Ratspfennig nebst 100 fl. bar, weil er die 1546 in Basel lateinisch erschienene Geschichte Wiens von

Dr. Wolfgang Lazius ins Deutsche übersetzte. Kurze Zeit darnach ging jene Bürgerschule von St. Stephan ein. Nur mehr eine Gedenktafel am Stephansplatz erinnert an sie. Vor dem besseren Lehrplane des 1552 durch König Ferdinand I. gestifteten Jesuiten-Gymnasiums Am Hof, jetzigen Akademischen Gymnasiums, nunmehr der ältesten Mittelschule Wiens, sank die Bürgerschule. Der hier zutage tretende Grundsatz, literarisches Verdienst mit dem Salvator zu belohnen, ist gewiß sehr empfehlens- und nachahmenswert. Doch darf man sich freilich nicht vorstellen, daß etwa die ganz Großen des Schrifttums das Kleinod erhalten hätten. Meist sind es die Kalendermacher (Magister und Doktoren der Philosophie), die ihre Machwerke unter dem stolzen Titel „Ephemerides“ dem Rate widmen und dafür mit dem Achtdukaten-Salvator ausgezeichnet werden. Ich besitze selbst einen solchen Kalender für 1635. Auf dem Titelblatt ist Wien, von der Nordseite aufgenommen, zu sehen. Der ganze Olymp mit Zeus als Vorsitzendem blickt huldvoll auf die Stadt herab. Ein Glückwunsch, zugleich Friedenswunsch, auf den Kronprinzen Ferdinand III. eröffnet den Text. Er ist in Erfüllung gegangen! Das Jahr 1635 brachte den Prager Frieden mit Johann Georg I. von Sachsen als dem Haupte der deutschen Protestanten. Und der große Krieg wäre zu Ende gewesen, wenn Frankreich und Schweden es gewollt hätten! Das Kalendarium zeigt hübsche kleine Holzschnitte für die sonntäglichen Evangelien, Hauptsache ist und bleibt aber das Aderlaßmännlein! Zur Belehrung der Leser ist die nicht sehr erbauliche Lebensgeschichte Heinrichs VIII., „Königes in Engelland“, auf die zwölf Monate verteilt. Auch Künstler erhalten den Zehndukaten-Salvator. So 1686 „Folbertus von Ahlen“

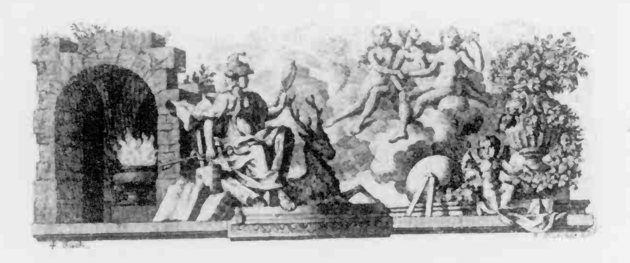
für Exemplare seiner wirklich prachtvollen Stadtansicht. (Eines unter Glas und Rahmen im Stadtmuseum.) Franz Quarient, der Sekretär Kardinal Kollonitsch', erhält um dieselbe Zeit den Zwölfdukaten-Salvator, das schwerste Stück erhielt schon 1623 der Bürgermeister Daniel Moser, einen Salvator, 50 Dukaten schwer.

Selbst als pädagogisches Mittel figuriert der Salvator. 1596 bekommt ihn ein Herr Georg Fürst nicht, weil er „den hochlöblichen Stadtrat", dessen Mitglied er war, „das Jahr nicht besuchte".

1698, bei der Grundsteinlegung zur „Mehlgrube", wird ein silberner Salvator mit eingelegt.

Durfte der Salvator-Pfennig getragen werden? Rechtlich wohl nicht, obwohl sonst solche „Gnadenpfennige", welche die Stelle unserer Orden vertraten, an goldener Kette getragen wurden. Aber die Verleihung solcher sichtbarer Auszeichnungen galt stets als landesherrliches Vorrecht. In Wirklichkeit sind die „Ratspfennige" sicher vielfach getragen worden. Beweise hierfür sind die gerippten oder Silberfiligranhenkel, die sich an den meisten alten Exemplaren finden und mindestens zum Durchziehen eines breiten Bandes bestimmt waren. Auch die Frauen und Töchter der Ratsherren mögen den „Salvator" als Sonntagsschmuck getragen haben. In ähnlicher Weise waren ja auch die venezianischen „Osellen", zierliche Schaumünzen als Neujahrsgeschenke des Dogen, mit solchen Silberfiligranhenkeln versehen. Von alten Salvator-Medaillen wird man kaum ein Stück finden, das nicht mindestens die bei strengen Sammlern so unbeliebte „Henkelspur" zeigt. In neuerer Zeit haben auch Juweliere den goldenen „Salvator" en miniature mit artiger Mauerkrone und Ringelchen als Knopflochschmuck für die Besitzer der Wiener Salvator-Medaille hergestellt. Zu Recht besteht aber nur die Überreichung im wappengeschmückten Samtkästchen gemäß der ursprünglichen Bestimmung als Geschenk der Stadt Wien!

Früher wurden die „Musici" erwähnt, als schon frühzeitig Beteilte. Auch dies entspricht der sangesfrohen Alt-Wiener Art. Doch waren es auch hier wieder mehr welsche Virtuosen des 17. Jahrhunderts als einheimisches Verdienst. Wie schön wäre es, sich unseren Liederfürsten Franz Schubert oder gar die Titanen Josef Haydn, Mozart, Beethoven als Besitzer der doppeltgroßen goldenen Salvator-Medaille vorzustellen! Doch das ist schon aus dem Grunde unmöglich, weil durch staatliche Verfügungen das Verleihungsrecht sehr eingeschränkt worden war, so 1749, 1783, am meisten 1811. — Fünfzigjährige treue Erfüllung der Bürgerpflicht und noch dazu außerordentliche Verdienste wurden verlangt! Das Gold war sehr rar geworden, darum die Einschränkung. Als aber nach 1816, zumal infolge der Gründung der „österreichischen Nationalbank" (Österreichisch-Ungarische Bank) wieder bessere Zeiten kamen, da hob sich die Zahl der Verleihungen, und einst meinte ein humorvoller gewaltiger Bürgermeister, die Stadt brauchte eigentlich ein Goldbergwerk, wollte sie allen Wünschen auf den Salvator genügen. Das ist nun anders geworden! Der Krieg freilich hat uns wieder den eisernen Salvator-Pfennig gebracht. Aber auch hier gilt das Wort Josef Ungers: „Denn nicht das Metall ist es, welches beseliget, sondern immerdar die Auszeichnung." — Jetzt fast die einzige, die es überhaupt in Österreich gibt!



Der älteste Wiener Hof- und Staatsschematismus

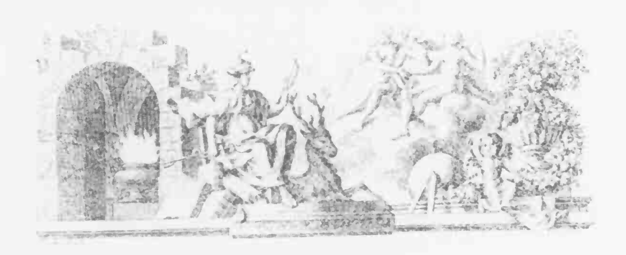
Ich führe den Leser in einen schönen Saal, einen der schönsten, die es auf Erden überhaupt gibt, viel solider und prächtiger noch als die vielgerühmte Spiegelgalerie in Versailles — es ist der Prunksaal unserer Nationalbibliothek. In stattlicher Ausdehnung, wohl hundert Männerschritte lang, erstreckt er sich, von Stuck, Marmor und Gold erglänzen die Wände, und von der Decke leuchten in unsterblicher Pracht die berühmten Fresken Daniel Grans auf die weiße Marmorstatue des kaiserlichen Bauherrn Karls VI. herab. „Herculi musarum!" steht mit Recht auf dem Sockel, als kurze Weiheinschrift für diesen, bei allen Fehlern in der Politik, in der Kunst wahrhaft mediceischen Fürsten! Als Imperator, wie einst in der politischen Welt, steht er da inmitten seiner herrlichen Schöpfung, umgeben von seinen wissenschaftlichen Kostbarkeiten. Sein Andenken lebt fort in seines genialen Hofmalers Daniel Gran prachtvollen Bildern. Als stiller Kleinstädter ist der Meister erst „anno Kolin" 1757 in der Wienerstraße Nr. 3 zu St. Pölten nach einem glänzenden und ebenso

erträgnis- wie arbeitsreichen Leben gestorben. Das Haus mit seinem Wohngemach, geziert mit dem Bild seines kaiserlichen Gönners, stand noch bis vor kurzem.

So recht bekannt wurde dieser Saal dem größeren Publikum wohl erst durch die mancherlei Ausstellungen der letzten Jahre. Die glänzendste derselben, unvergeßlich jedem Besucher, der Herz und Sinn für solche Darbietungen hat, war die Huldigungsfeier der Hofbibliothek zum Kaiserjubiläum 1908 (und in der ersten Hälfte des Jahres 1909) unter dem Titel: Zimelien, das heißt Kleinodien. Aus den anderthalb Millionen Beständen dieses Instituts waren nämlich hier vierhundert der kostbarsten zu einer Ausstellung eigenartigsten Reizes vereinigt.

Unter all dieser Pracht nun lag in einer der Vitrinen unter Nr. 229 der ganzen Ausstellung ein zierlich gedrucktes, kaum fingerlanges Büchlein mit feingestochenem Titelkupfer, etwa in dem Format wie die Gothaer Almanache der Goethe-Zeit, deren erster Vorläufer es auch ist. Es heißt „Status particularis regiminis S. C. Majestatis Ferdinandi II. — 1637." Ein Ausstellungstäfelchen darunter trug den Vermerk „Von der größten Seltenheit" und stellte die Tatsache fest, daß man es hier mit dem ältesten gedruckten Hof- und Staatsschematismus zu tun habe.

Druck, Verleger, Verfasser sind nicht genannt. Der Katalog der Ausstellung gab Leyden in Holland als Verlagsort an. Und so ist es auch. Dem Bücherkenner wird schon nach flüchtiger Einsicht klar, daß es sich hier um einen Druck der rühmlichst bekannten Firma Elzevir handelt. Wird ja auch im Vorwort, betitelt „Die Drucker an den Leser", ausdrücklich auf die Beschreibung einzelner Staaten hingewiesen, die seit einer Reihe von



Der älteste Wiener Hof- und Staatsschematismus

Ich führe den Leser in einen schönen Saal, einen der schönsten, die es auf Erden überhaupt gibt, viel solider und prächtiger noch als die vielgerühmte Spiegelgalerie in Versailles — es ist der Prunksaal unserer Nationalbibliothek. In stattlicher Ausdehnung, wohl hundert Männerschritte lang, erstreckt er sich, von Stuck, Marmor und Gold erglänzen die Wände, und von der Decke leuchten in unsterblicher Pracht die berühmten Fresken Daniel Grans auf die weiße Marmorstatue des kaiserlichen Bauherrn Karls VI. herab. „Herculi musarum!" steht mit Recht auf dem Sockel, als kurze Weiheinschrift für diesen, bei allen Fehlern in der Politik, in der Kunst wahrhaft mediceischen Fürsten! Als Imperator, wie einst in der politischen Welt, steht er da inmitten seiner herrlichen Schöpfung, umgeben von seinen wissenschaftlichen Kostbarkeiten. Sein Andenken lebt fort in seines genialen Hofmalers Daniel Gran prachtvollen Bildern. Als stiller Kleinstädter ist der Meister erst „anno Kolin" 1757 in der Wienerstraße Nr. 3 zu St. Pölten nach einem glänzenden und ebenso

erträgnis- wie arbeitsreichen Leben gestorben. Das Haus mit seinem Wohngemach, geziert mit dem Bild seines kaiserlichen Gönners, stand noch bis vor kurzem.

So recht bekannt wurde dieser Saal dem größeren Publikum wohl erst durch die mancherlei Ausstellungen der letzten Jahre. Die glänzendste derselben, unvergeßlich jedem Besucher, der Herz und Sinn für solche Darbietungen hat, war die Huldigungsfeier der Hofbibliothek zum Kaiserjubiläum 1908 (und in der ersten Hälfte des Jahres 1909) unter dem Titel: Zimelien, das heißt Kleinodien. Aus den anderthalb Millionen Beständen dieses Instituts waren nämlich hier vierhundert der kostbarsten zu einer Ausstellung eigenartigsten Reizes vereinigt.

Unter all dieser Pracht nun lag in einer der Vitrinen unter Nr. 229 der ganzen Ausstellung ein zierlich gedrucktes, kaum fingerlanges Büchlein mit feingestochenem Titelkupfer, etwa in dem Format wie die Gothaer Almanache der Goethe-Zeit, deren erster Vorläufer es auch ist. Es heißt „Status particularis regiminis S. C. Majestatis Ferdinandi II. — 1637." Ein Ausstellungstäfelchen darunter trug den Vermerk „Von der größten Seltenheit" und stellte die Tatsache fest, daß man es hier mit dem ältesten gedruckten Hof- und Staatsschematismus zu tun habe.

Druck, Verleger, Verfasser sind nicht genannt. Der Katalog der Ausstellung gab Leyden in Holland als Verlagsort an. Und so ist es auch. Dem Bücherkenner wird schon nach flüchtiger Einsicht klar, daß es sich hier um einen Druck der rühmlichst bekannten Firma Elzevir handelt. Wird ja auch im Vorwort, betitelt „Die Drucker an den Leser", ausdrücklich auf die Beschreibung einzelner Staaten hingewiesen, die seit einer Reihe von

Jahren im Verlage Elzevir erschienen und deren Krönung das Buch über den Kaiserstaat und die Kaiserstadt sein sollte. Wer jemals einen „Elzevir" in der Hand gehabt hat, wird sich des gefälligen Äußeren dieser artigen Druck- und Kunstwerke, seien es Klassiker, seien es Länderbeschreibungen, mit Vergnügen erinnern. Kleinstes Format (16°, höchstens 12°), gutes Papier, feiner, zierlicher und doch sehr deutlicher Druck, der Einband weiß, von der Firma selbst beigegeben: glänzendes Elfenbeinpergament. Noch das 18. Jahrhundert wußte diese feinen Büchlein, zumal die Klassiker, hoch zu werten, wie mir ein Exemplar des Plinius beweist in der dreibändigen Ausgabe von 1635, das ein Rokokoherr in roten Maroquin mit Goldpressung und funkelndem Goldschnitt binden ließ, etwa wie Prinz Eugen die Bücher seiner Bibliothek ausstattete.

Trotz der Kleinheit des Formats enthalten die Elzevire doch inhaltlich reichen Stoff, der in anderen Lettern Folianten füllen könnte. Das gilt auch von unserem „Status regiminis", der, zumal inhaltlich, durchaus nicht etwa „ledern" ist, wie man es von einem solchen formalen Werk erwarten könnte.

Gleich das erste Kapitel beschäftigt sich mit der Frage, warum Ferdinand II. schon seit Anfang seiner Regierung in Wien unausgesetzt residiere? Die Frage scheint uns heute kaum begreiflich. Und doch war Wien damals erst wieder seit 1612 Kaiserstadt, seit dem Regierungsantritte Kaiser Matthias'. Und noch Ferdinand residierte als Landesherr von Innerösterreich zunächst in Graz, wo er sich auch seine letzte Ruhestätte bereiten ließ. Daß er 1619 dauernd nach Wien übersiedelte und in Wien blieb, trotz aller Stürme innen und außen, ist ihm hoch anzurechnen. Lag ja doch Wien

noch ziemlich hart an der türkischen Grenze! Damals galt wirklich das Wort Metternichs, hinter St. Marx beginne der Orient, und unser Büchlein ermangelt nicht, auf S. 176 zu Nutz und Frommen der Wiener ein Formular zu bringen, wie sie mit ihrem gefürchteten nächsten Nachbar, dem Pascha von Ofen, zu korrespondieren hätten: „Spectabili et Magnifico Viro Hussain Bassae . . . pro tempore Locum tenenti Budinensi, Amico et Vicino nobis dilecto." Übrigens wird von diesem damals erst dreiunddreißigjährigen Hussein Pascha eine recht vorteilhafte Charakteristik gegeben und namentlich seine Unbestechlichkeit hervorgehoben. Blickt man auf eine Ansicht von Wien aus dieser Zeit, etwa in Braun und Hohenbergs Städtebuch von 1617, so fehlt selten als Vordergrundstaffage ein gegen Wien spähender türkischer Spahi. Wien war also eine gefährdete Grenzstadt, wie ja die beiden großen Belagerungen sattsam beweisen.

Als einen der Gründe für das Verbleiben Ferdinands in Wien gibt der Verfasser dessen Jagdluft an, die in den grünen Revieren um die Stadt reiche Befriedigung finde. Wohl zum Hofe und vielleicht zur nächsten Umgebung des Kaisers gehörig, wie die genaue Kenntnis der Tageseinteilung, die eingehende und durchaus loyale Charakteristik Ferdinands und seiner Familie beweist, zählt der Anonymus jene Jagdgründe mit Namen auf. Gleich heimatlichen Schwalben steigen jene traulichen Wiener Namen mitten unter dem glatten Latein des „Status" auf: „Brater, Begelhof, Newgebew, Caterburg (= Schönbrunn), Ebersdorff, Laxenburg, Wolkersdorff, Orth, Closter Newburg."

Daß diese Vorliebe Ferdinands für das fröhliche Weidwerk gewiß mit ein Grund war für ihn, in Wien

zu bleiben, beweist ja auch ein bekannter (leider oft gefälschter) Taler, der ihn als Jäger mit seinen Rüden und Falken am Nordrande der Stadt, also in der Pratergegend, darstellt.

Als zweites und wohl gegenwärtig noch wertvollstes Kapitel enthält nun unser Elzevirscher „Status regiminis“ eine durchaus originelle und sachkundige, nicht etwa schlecht und recht kompilierte Beschreibung der Stadt Wien mit besonderer Berücksichtigung der Befestigung, der Vorgänge von 1619 und der Protestantenfrage in Hernals. Diese Beschreibung, gegenwärtig so gut wie historisches Neuland, ist dennoch in alter Zeit schon benützt oder vielmehr übersetzt worden. Mitten im großen Elend des großen Krieges nämlich begann zu Frankfurt am Main seit 1642 Merian-Zeillers „Topographia Germaniae“ zu erscheinen.

Über Merian sprachen wir ausführlich in dem Kapitel über ihn (S. 92 ff.). Sein Mitarbeiter ist, wie wir wissen, (s. S. 135) ein gebürtiger Steirer, Martin Zeiller, aus der Gegend von Murau in Obersteiermark 1589 geboren, gestorben als Schulinspektor der freien Stadt Ulm. In echt österreichischer Bescheidenheit hat Zeiller seinen Anteil an dem gewaltigen Werk mehr unter den Scheffel gestellt, als es notwendig gewesen wäre. Meist tragen die Titelblätter der einzelnen Bände bloß seine Initialen M. Z. Nur in dem Artikel „Murau“ des Bandes Österreich geht ihm das Herz auf in heimatlicher Erinnerung. Er bezeichnet sich stolz als Verfasser aller der großen topographischen Werke und gedenkt seiner „lieben Eltern selige“, die hier „zwey Häuser“ besaßen. Vor Jahren ist es mir durch den Patriarchen der Wiener Antiquare, den nun auch schon verewigten Herrn Kubasta, gelungen, ein Kupferstichbildnis Zeillers zu erwerben. Es ist ihm

anno 1641 „als Denkmal der Verehrung und Liebe“ von einem ehemaligen Schüler, Johann Georg Styrtzel, der es bis zum Bürgermeister der freien Reichsstadt Rothenburg brachte, gestiftet, gewiß ein schönes Zeichen! Es stellt ein mildes freundliches Antlitz dar, trotz des grimmigen Schnauz- und Knebelbartes im Geschmack der Schwedenzeit. Glückliche Lehrer, glückliche Schüler, die Zeiller als Schulinspektor des Ulmer Ländchens beherrschte!

Zeiller nun hat die Beschreibung Wiens im „Status regiminis“ in fast wortgetreuer Übersetzung seinem Artikel „Wien“, im Bande „Österreich“ der Topographie, 1649 als einer der schönsten und reichillustriertesten „Meriane“ erschienen, zugrunde gelegt, übrigens dies auch loyal zitiert. Die Firma Merian hat gerade diesen Artikel, die damalige Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches betreffend, reich illustriert.

Der „Status“ selbst ist, wie die Elzevirdrucke meist, nicht illustriert. Nur ein zierlicher Kupfertitel ist vorhanden. Er stellt zwei gepanzerte Gestalten dar mit der Krone Karls des Großen auf dem Haupte, mit Reichsapfel und Zepter, mit welchen sie auf den eigentlichen Titel weisen. Es sind unzweifelhaft Ferdinand II. und sein Sohn Ferdinand III., seit 1636 römischer König. Das Ganze ist gekrönt vom Doppeladler, dessen Herzschild wieder umrahmt ist von der Kette und dem Widder des Goldenen Vließes. Trotz seiner Kleinheit (8 Millimeter) zeigt jener Herzschild doch die Wappen von Ungarn, Böhmen, Haus Österreich, Burgund, Kastilien, Leon und Habsburg, und zwar ganz scharf, eine technische Meisterleistung der Radiernadel eines Anonymus.

Das folgende Kapitel des „Status“ betrifft die Person Ferdinands II., seine Abstammung, seine

Tugenden und Eigenschaften überhaupt, seine Frömmigkeit und die Andachtsübungen, seine Geschäftsführung und seine Vergnügungen, endlich seine Tafel. Es würde, wenn bekannt, gewiß einen nicht unwichtigen Baustein zur Charakteristik dieses für die österreichische wie die deutsche Geschichte gleich wichtigen Fürsten ergeben, man mag auch sonst über ihn urteilen wie man will.

Es geht aus räumlichen Gründen nicht an, der weiteren Kapitel des „Status" mit gleicher Ausführlichkeit zu gedenken. Es folgen Kapitel über die Audienzen und Gottesdienste, über die Mitglieder der kaiserlichen Familie: den römischen König Ferdinand III., die Königin Maria Anna, den kunstsinnigen Bruder Ferdinands III., den Erzherzog Leopold Wilhelm, und die Töchter des Kaisers. Ausführungen sind ferner vorhanden über die Einkünfte des Kaisers, über die obersten Hofämter und Gesandten. Mit Seite 93 beginnt der eigentliche schematische Teil, etwa im Sinne eines modernen Handbuches, und zwar nach dem Stande von 1636. Der anonyme Verfasser konnte nicht ahnen, daß die Tage des kaum 59jährigen Monarchen schon gezählt waren, wie denn Ferdinand am 15. Februar 1637 verschied.

Es folgen nun eine Menge von Namen einzelner Hofwürdenträger und Beamter, von den wirklichen Geheimen Räten herab bis zu den Trabanten, „Buchsenspannern", „Zeltenschneidern", ja den „leibmundtaffelküchenwäscherinnen".

Namen von historischem Gewichte treffen wir in diesem Teile des „Status". So fällt mein Blick eben auf den Namen jenes Trauttmansdorf, des Ministers Ferdinands III., dem das Hauptverdienst am Zustandekommen des Westfälischen Friedens gebührt, auf den

bekannten Grafen Heinrich Schlick, den Hofkriegsratspräsidenten, auf den Grafen Wilhelm Slawata. Im ganzen sind nur fünfzehn Geheime Räte! Unter den Kämmerern treffen wir (bei der Aufzählung bedienen wir uns der alten Schreibweise) Namen wie Paar, Cavriani, Montecuculi, Fürstenberg, Pikolomini, Schwarzenberg, Auersperg, Dietrichstein, Trautson, Salm, Herberstein, Teufl. Unter den außerordentlichen Kämmerern sind vermerkt nebst einer Reihe von deutschen Reichsfürsten der Hoch- und Deutschmeister Johann Kaspar von Ampringen, der Fürst Maximilian von Lichtenstein, der Graf Franz Christoph Khevenhiller, der berühmte Geschichtsschreiber des Kaisers; Familienangehörige der Häuser: Maradas, Gallas, Harrach, Coloredo, Kuffstein, Kollonitsch, Starhemberg, Palffy, Tiefenbach, Thonrädl, Traun, Waldstein. In dieser Abteilung steht auch der Name Octavio Pikolominis und des Freiherrn Christoph Löbl, nach dem die anno 1683 im Hochsommer so heißumstrittene Bastei hieß. Ein aus Schillers „Wallenstein" bekannter Name, Freiherr von Questenberg, findet sich erst unter den Referenten des kaiserlichen Hofrates. Altösterreichische Beamtenfamilien, wie die Managetta, treten hier schon auf. Doch ist auffällig, daß der Beamtenkörper der einzelnen — äußerst wenigen — Behörden quantitativ ein recht bescheidener ist, vergleicht man ihn mit den „Wiener Standeskalendern" aus der Zeit Karls VI. (1739) oder der Zeit Maria Theresias. Der Übergang von der mittelalterlichen Naturalwirtschaft zum modernen Beamtenstaat war damals eben erst im Werden; trotzdem geht der österreichische Beamtenstaat ja schon auf Max I. und seine Behördenorganisation zurück.

Bekanntlich waren Ferdinand II. und noch mehr sein

Sohn Ferdinand III., sein Enkel Leopold I. und sein Urenkel Karl VI. große Freunde der Musik. Das spiegelt sich schon wider in unserem „Status“. Das Personal der Hofkapelle ist ein sehr reichhaltiges. Außer den mit Namen angeführten seien noch achtzig weitere Personen bei der kaiserlichen Kapelle beschäftigt, versichert der Autor. Unter den Geigern und Sängern überwiegen die Italiener, dem grausamen italienischen Brauche gemäß, der bis tief ins 19. Jahrhundert geübt wurde, gibt es darunter auch Kastraten, sogar einen Grafen „Comes Ottavio Ossasco“. Doch sind ihrer verhältnismäßig wenige im Vergleich zu anderen Höfen. Die wuchtigen Trompeter dagegen sind durchaus Deutsche. Hat ja Ferdinand II. den Trompetern des ganzen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation eine eigene „Ordnung“ 1627 gegeben! — Nun schließen sich die Titulaturen an, die dem Kaiser, den Mitgliedern der kaiserlichen Familie, den vornehmsten Ministern, den auswärtigen Potentaten, zumal den benachbarten türkischen Würdenträgern gebühren. Zwischendurch ist übrigens noch der Hofstaat der zweiten Gemahlin Ferdinands, Eleonora von Mantua-Gonzaga, eingeschoben.

Die Aufzählung der sämtlichen Stände des Heiligen Römischen Reiches und die Zusammensetzung des Reichskammergerichtes in Speyer ist durch die deutsche Kaiserwürde Ferdinands bedingt. Im Verzeichnisse der vom Kaiser in den Fürstenstand Erhobenen bemerken wir „Stenko Adalbert de Lobkowitz“ und — „Albertus Fridlandicus, Dux“, also Wallenstein. Es ist ein eigenartiges Zusammentreffen, daß im selben Saale, wo das Büchlein noch mit dieser Standeserhöhung des Friedländers lag, an der Wand auch sein von Ferdinand

eigenhändig unterzeichnetes Ächtungspatent von 1634 ausgestellt war.

Unter den zur Grafenwürde Beförderten gewahren wir „Tilly“ mit dem Titel „illustrissimus“, Waldeck, Cernin, Tertzka, Waldburg, Pappenheim, Holck („sie kennen das Holkische Jägerhorn!“), Aldringen, Isolan, Götz! Das blutige Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges steigt in diesen Namen vor unserem geistigen Blick auf.

Unter den Baronen Ferdinands II. finden wir die Stein, die Sickingen, die Nostitz, die Questenberg, die Schafgotsch, die Fuchs, die Baumgarten, die Laschanzky, die Berchtold, die Goltz vertreten.

Nun folgen in alphabetischer Reihenfolge die landständischen Herren- und Rittergeschlechter des Landes Österreich unter der Enns. Den Beschluß bildet eine diplomatisch höchst wertvolle Sammlung von Formularien für verschiedene Standeserhöhungen (Ernennungen). Zwei hiervon beziehen sich auf bestimmte Fälle, nämlich die Erhebung des Robert Dudley zum Herzog von Northumberland und die des Jugendfreundes und Bundesgenossen Ferdinands, des Herzogs Max von Bayern, zum Kurfürsten. In ersterem Diplom finden wir noch einmal die mittelalterliche Rechtsanschauung von der Universalität der römisch-deutschen Kaiserwürde vertreten. Hat ja auf Grund derselben zum Beispiel Kaiser Ludwig der Bayer 1338 den englischen König Eduard III. mit Frankreich belehnt!

Ohne Überhebung darf man nach dem Dargelegten behaupten, daß unser ältester österreichischer öffentlich erschienener Hof- und Staatsschematismus an historischem, kulturgeschichtlichem und typographischem Gehalt wirklich ein „κειμήλιον“, ein „Kleinod“ ist!



Titelblatt des „Status regiminis“ von 1637

Anmerkungen



Titelblatt des „Status regiminis“ von 1637

Anmerkungen

Die Klassiker der Wiener Ortskunde

(S. 43ff.)

Zuerst erschienen in „Deutsche Geschichtsblätter", Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung, herausgegeben von Dr. Armin Tille, XI. Band, Januar 1910, 4. Heft und XII. Band, März/April 1911, 6./7. Heft.

[1] A. Mayer, „Der Verein für Landeskunde in Niederösterreich", Wien 1890, S. 32.

[2] Seither erschienen mit dem IV. Bande Max Vancsas „Politische Geschichte der Stadt Wien 1520 bis 1740" und „Wiener Geschichtsquellen und Geschichtsschreibung 1520 bis 1740"; zumal letztere Arbeit, längst vorbereitet, beschäftigt sich in umfassender Weise, textlich wie bildlich, mit unserem Thema bis in die Tage Maria Theresias.

Außerdem erschien auch der „Historische Atlas des Wiener Stadtbildes", herausgegeben von Max Eisler (Wien 1919), mit dem die topographischen Darstellungen zusammengefaßt und vorläufig abgeschlossen werden.

Eine Beschreibung der Stadt Wien aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges

(S. 135 ff.)

[1] Die X. „Lerchen"-Legion gab nach Lazius' naiver Deutung dem Lande Österreich unter der Enns das bekannte Wappen: fünf Lerchen nach der einen, fünf Adler nach anderer Version im blauen Feld. Ihm selbst verlieh König Ferdinand ein ähnliches Wappen, wie er es am Schlusse des vierten Buches seiner „Vienna", Basel 1546, in blattgroßem, feinem Holzschnitte mit Stolz wiedergibt.

[2] Richtig Heinrich II. Jasomirgott, der erste in Wien residierende Landesherr.

[3] Wohl Akkon. Stadterweiterer ist indes nicht dieser, sondern der sechste Leopold, der Glorreiche.

[4] Gemeint ist unseres Wolfgang Lazius mächtigster Foliant, der 1598 zu Frankfurt a. M. in der Offizin Andreas Wechel erschien „Reipublicae Romanae in exteris provinciis ... commentariorum libri XII“. Er trägt in schöner Titelvignette das Musenroß, wie das beste Werk des Lazius, die „Vienna“, Basel 1546, den Arion mit dem Delphin des Druckers Oporinus.

[5] Die Schätzung dürfte stimmen. Hundert Jahre später, 1740, hatte Wien in Stadt und Vorstädten 170.000 Seelen.

[6] Die Basteien Alt-Wiens erfreuten sich namentlich nach 1683 solchen Rufes, daß man sie allen Kardinaltugenden gleichsetzte. Beweis dafür das seltene, nicht einmal im Katalog der Ausstellung von 1883 angeführte, reich mit Bildern allegorischer Art versehene Werk des Mathematikers Erhard Weigel: „Wienerischer Tugendspiegel, darinnen alle Tugenden nach der Anzahl der Festungslinien und Wällen bey der weltgepriesenen nunmehr zum andernmal so tapfer wider Türken und Tartaren defendierten kayserlichen Residenzstadt Wien vorgestellt werden.“ Nürnberg 1687.

[7] Diese „Zingelmauer“ ist auf der ältesten im Druckverfahren hergestellten Ansicht, dem großen Holzschnitt „Vienna Pannoniae“ in Schedels „Weltchronik“, Nürnberg 1493, schon sichtbar, ja auch schon auf der noch älteren Ansicht in dem Babenberger-Stammbaum in Klosterneuburg von 1483. Übrigens bestritt man, daß letztere tatsächlich die erste Ansicht sei, indem man den Marienzyklus im Wiener Schottenstift (Abb. bei Tietze, „Wien“) mit den Stadtbildern im Hintergrund für älter erklärte. Doch wies Moriz Dreger nach, daß der Teil des Zyklus mit den Stadtbildern erst den Neunzigerjahren des 15. Jahrhunderts entstammt.

[8] Gemeint ist der berühmte „Löbl“, den mit seinen Nachbarbollwerken Burgravelin und Burgbastei der sächsische Ingenieur Daniel Suttinger auf seinem feinen Kupferblatte „Türkische Belagerung der Kayserlichen Haubt und Residentz Statt Wien in Oesterreich 1683“ so großartig in dem Zustand vom 12. September 1683 dargestellt hat.

[9] Richtiger das Stadtgerichthaus, die „Schranne“.

[9a] Lugeck.

[10] Der romanische Bau des Domes rührt nur von Heinrich II. Jasomirgott her.

[11] Gerhardus de Roo: „Annales“, Innsbruck 1592, deutsch Augsburg 1621, ein bislang auch illustrativ (als Holzschnitt- und Porträtwerk) zu wenig gewürdigtes Buch. Roos Angabe für die Vollendung des Hochturms kommt der Wahrheit (1433) am nächsten.

[12] In der Herzogsgruft nur die Herzoge von Rudolf IV. angefangen.

[13] Richtiger Max I. als Stifter.

[14] Die Tumba im linken Seitenschiff stellt Rudolf IV. und seine Gemahlin Katharina von Böhmen dar.

[15] Das Urteil über den herrlichen gotischen Dom ist, wenn auch kühl, doch wenigstens nicht absprechend. Ganz anders der Franzose Kasimir Freschot († 1720) in seinen: „Mémoires de la cour de Vienne“ in der deutschen Ausgabe: „Relation von dem kayserl. Hofe zu Wien“, Köln 1705. Man traut seinen Augen nicht, dort (S. 8) zu lesen: „Der Dom, oder die Cathedralkirche ist ein gothisches Gebäude, welches von außen mit tausend Arabischen oder Gothischen Zierraten von steine ausgeschmücket ist, wie wir dergleichen an unterschiedlichen Orten sehen: als an dem Dom zu Mayland und Cölln, woran man noch heute zu tage den armen verstand selbiger Zeiten zu verwundern hat. Das Gebäude ist sehr stark und hoch, vorbey zur rechten ein Thurm, welcher biß an den Knopff von durchbrochenen steinen aufgeführet und noch mehr als die Kirche selbst mit den abgeschmackten Zierrathen des ungeschickten Altertums behaftet ist“ u. s. w. So urteilten die Allongeperücken und nach ihnen die Zopfzeit und selbst das Empire über die Gotik! Jetzt erst begreift man recht das Verdienst von Goethes: „Von deutscher Art und Kunst“, zu Ehren des Straßburger Münsters!

[16] Sagenhaft, die wirkliche Gründung des Bistums Wien erfolgte erst 1480.

[17] Sein Epitaph bei der jüngsten Renovierung aus dem Schutt erstanden, nun an der Evangelienwand der Kirche. Ein längeres lateinisches, für Wien gänzlich belangloses Zitat aus der ungarischen Geschichte des „Nicolaus Isthuanfius“ über Bastas Ende 1607 wurde hier übergangen.

[18] Hierauf bezieht sich die große Kupfertafel aus der Offizin Merian: „Das Schloß Hernals.“

[19] Gemeint ist die Peterskirche vor dem Umbau 1702. Sie

ist auf dem Stich Merians „Vienna Austriae“, einer Verkleinerung des Hufnagelschen von 1609, recht deutlich zu sehen.

[20] Durch die um 1550 Am Hof erfolgende Gründung ihres Gymnasiums, des nach der Vereinigung mit der Universität 1622 „Akademisches“ genannten.

[21] Das alte St.-Klara-Kloster lag in der Nähe des heutigen Lobkowitzplatzes (früher Schweinmarkt). An seine Stelle trat 1534 der mächtige Bau des Bürgerspitals, dessen hoher, noch 1683 mit einem großen Wetterhahn geschmückter Turm auf den alten Wiener Stadtansichten, selbst auf dem Revers der alten Salvator-Medaillen hervortritt.

[22] Die Stiftung der Tochter Max II., der Königin Elisabeth von Frankreich († 1582), darum „Königinkloster“. An der Stelle erhebt sich jetzt das Palais Pallavicini (Fries) mit den berühmten Karyatiden Zauners und ein Teil der Bräunergasse. Die Kirche im Wesentlichen erhalten als jetzige protestantische Kirche A. B. Die Aufhebung erfolgte 1782. Die letzte Äbtissin Gräfin Stürgkh starb erst 1803.

[23] Die beiden Frauenklöster 1783 aufgehoben. An sie erinnert noch die volkstümliche Straßenbezeichnung „Laurenzerbergl“ und „Jakoberhof“.

[24] Selbst das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges bewahrte also dem großen Helden von 1529 pietätvolle Erinnerung; nicht so das 18. Jahrhundert. Bei der Aufhebung 1784 wurden die Kupfersärge, auch der Salms, eingeschmolzen, die Gebeine vor die Linien hinausgeführt. Die prachtvolle Tumba Salms kam auf ein Familiengut in Mähren und prangt seit 18. April 1879 durch die Bemühungen des Wiener Altertumsvereines in der Votivkirche. Ergreifend klang hierbei die schlichte, aber tief empfundene Rede des Fürsten Hugo Salm auf den großen Ahnherrn. Eine Ansicht des alten Chorherrnstiftes bei Vischer: „Topographie von Unter-Österreich“, 1672. Was in den Fundamenten vor einigen Jahren gefunden wurde an Steinen von der Römer- bis zur Barockzeit, ist eingemauert in einem Hofe des „Dorotheums“, wie eine Inschrift besagt als Erinnerung „an den Vandalismus früherer Jahrhunderte“.

[25] In Wirklichkeit bei den Minoriten, gleich zwei anderen hohen Frauen: Blanka, der Gemahlin König Rudolfs III. und Isabella, der Gemahlin Friedrichs des Schönen; bei der

Umgestaltung der Kirche 1784 verschwanden die Epitaphien, namentlich das Blankas, ein Kunstwerk prächtigster Art.

[26] Im turmreichen Alt-Wien gewahrte man das Türmchen von St. Nikolaus, östlich vom Turm von St. Anna, so auf der überaus wertvollen und genauen Langansicht der Stadt von Daniel Suttinger vom 1. Januar 1683.

[27] Der eigentliche Gründer Rudolf IV. ist leider nicht genannt. Die Jahreszahl 1237, die als Gründungsjahr der Universität in allen Berichten vorkommt, bezieht sich indes auf die Bürgerschule von St. Stephan (A. Meyer, „Die Bürgerschule von St. Stephan“, Blätter des Vereins für Landeskunde 1880), die bloß eine Art Kommunalgymnasium war, doch mit anheimelndem Schulbrauch. So die Jugendspiele auf dem Stephansfreithof, die fröhlichen Lieder „Quem pastores“ und „puer natus in Bethlehem“ zu Weihnachten, das Glückwünschen zu Neujahr, das Gregorifest im März, das Maifest und im Herbst das Virgatumgehen, das Rutensuchen, das Ottokar Kernstock, der Steirer, in einem seiner Lieder besungen hat. Die Rute spielt allerdings eine große Rolle im damaligen Schulleben: „Der Rute Zucht treibt ohne Schmerzen (?) die Boßheit aus des Kindes Herzen“, sagt zum Beispiel Sebastian Brandt. Eine literarisch ganz ehrenwerte Leistung ist am Schluß aus dieser Schule hervorgegangen, die Übersetzung von Lazius' „Vienna“ durch den Rektor Abermann, einen Schwaben, 1619. Zugleich eine gute Leistung mit feinem Titelkupfer der Wiener Offizin Formica (Ameis). Neuauflage Frankfurt 1692. Gegenüber dem moderneren Lehrplan des 1552 bis 1555 entstandenen Jesuitengymnasiums, gegründet nach dem Muster der sächsischen Fürstenschulen St. Afra und Schulpforta durch Ferdinand I. (heute Akademisches Gymnasium), konnte sich die alte Bürgerschule nicht halten und ging im 17. Jahrhundert ein. Eine Tafel am „Churhaus“ von St. Stephan bezeichnet ihre Stätte.

[28] Dieses Prachtstück der Miniaturmalerei sowie der Dioscorides und die Bände der Corvina wiederholt im Prunksaal der Nationalbibliothek ausgestellt.

[29] Diese, dem „Status regiminis“ entnommene Bemerkung wurde dann von dem gehässigen Kasimir Freschot, dessen Ansichten über den Stephansdom schon gebracht wurden, maßlos aufgebauscht und die Burg förmlich als Baracke hingestellt

(1705), obwohl damals außer dem soliden Schweizerhof mit noch zwei Ecktürmen schon der gleichfalls stattliche Leopoldinische Trakt (jetzt gegen den Heldenplatz zu) stand. Küchelbäcker ist natürlich 1730 in seine Fußstapfen getreten. Vielleicht gaben gerade diese Nörgler den Anstoß für die Prachtbauten Karls VI.: Nationalbibliothek und Reichskanzlei!

[30] Gemeint ist hier nicht die alte deutsche Kaiserkrone, die sogenannte Krone Karls des Großen, die sich jetzt in der Schatzkammer befindet, damals aber in Aufbewahrung der Reichsstadt Nürnberg befand, sondern die Hauskrone Rudolfs II., die bei Gründung des Kaisertums Österreich am 11. August 1804 von Franz II. zur österreichischen Kaiserkrone erklärt wurde; ein Renaissancekunstwerk ersten Ranges (1602).

[31] Das „bürgerliche" Zeughaus Am Hof.

[32] Das sogenannte „untere Arsenal" in der Nähe des Neutors am Donauarm.

[33] Einst eine Art Forstamt. In der Renaissancezeit mit humorvollen Jagdszenen bemalt. Eine farbige Ansicht dieses natürlich längst verschwundenen Gebäudes im Museum der Stadt Wien.

[34] Am Eck der Dorotheergasse stand die Säule; an den Vorfall erinnerte auch das Haus „Zum Goldenen Becher" beim Stock im Eisen.

[35] Etwa der Vorläufer unseres Stadtparkes, doch weiter von der Stadt. Ein großer Kupferstich gibt ihn wieder.

[36] Der Richter in Gewerbe- und Handelssachen.

[37] Gemeint ist Leopold von Passau, Bruder Ferdinands II., später Landesherr von Tirol und Begründer der neuen Tiroler Linie. † 1632.

[38] Sein schönes Familienepitaph links vom Eingang in die Savoykapelle des Domes mit den melodischen Versen: „Excolui primum musas et Apollinis artes etc."

[39] Bezieht sich wohl nur auf das Land, die karolingische Ostmark.

[40] Erste Erwähnung Wiens als mittelalterliche Stadt in den Altaicher Annalen zum Jahre 1038 „Vienna ab Hungaris capta". Erstaunlich ist, daß Zeiller hiervon schon Kenntnis hat.

[41] Vor dem Denkmal Friedrichs III. (IV.)

[42] Hieronymus Ortel aus Nürnberg, gestorben zu Prag 1616, schrieb eine ungarische Chronologie. Sie wurde fortgesetzt durch den Schlesier Martin Meyer unter dem Titel „Ortelius redivivus et continuatus" (1665) und bis 1690 als „Adlersschwung" durch den Studenten Konstantin Feigius.

[43] Damals wurde der neue Stern und Halbmond, wie er sich jetzt im Museum der Stadt befindet, aufgesetzt (1591).

[44] Zu Zeiten Kaiser Leopolds I. lief wieder ein solcher Adler im inneren Burghof frei herum, der dem in tiefsem Sinnen herabschauenden Monarchen ein Glückszeichen vor der Schlacht von Hochstätt gegeben haben soll. Er „sahe den Kayser kontinuierlich an und schwunge die Flügel", was Fuhrmann in seinem „Alt und Neues Wien", II. Teil, 1739, sogar in einem eigenen blattgroßen Kupferstich abbildet.

Die Pest in Wien 1679 und die Augustin-Legende

(S. 162 ff.)

[1] Hierüber vgl. auch den Bericht des niederösterreichischen Landschaftsarztes Dr. Anselm Daniel Rezer schon anno 1653 bei Senfelder l. c. S. 41: „In denselben (sc. Winkeln) ist alles voller Müechteln, Meyß, Wanzen, Fliegenmist und ein solcher Gestankh, daß auch einem, so darbey vorübergehet, darüber möcht grausen. Es ist aber kein Wunder, es geschieht nichts darin als Unzucht, Füllerei, ein Mist bleibt ober dem andern liegen, vermodert, verfault und hievon werden dero Leiber, so darinnen wohnen, angesteckht. Und weilen solche stetiges von nichts anderst als Fresserei und Sauffen in ihren Adern strozen ... erwachset oftmahlen eine verdorbene Faulung in ihnen, auß dieser aber Pest und Pestilenzseuchen."

[2] Dies bringt P. Fuhrmann in einem eigenen anspruchslosen „Kupferl", wie er sich einmal ausdrückt, gezeichnet von seiner eigenen Hand. Kunstwerke sind es — mit Ausnahme der meist allegorischen Titelkupfer — nicht, berühren aber durch die naive Arbeit sympathisch. Das hier angeführte Bild stellt im rechten Vordergrund das saugende Himberger Kind unter

der „Gaiß“ dar. Übrigens ist es, gleich den Pestkranken im Vordergrund, in antikisierender Manier (vgl. auch die Reliefs auf der Grabensäule) recht kräftig dargestellt. Längs eines Zaunes fährt ein Pestkarren, dessen Kutscher unbarmherzig in die Pferde haut, auf die Pestgrube, bei einem steinernen „Marterl“, los. Auch Bahren und Sänften streben diesem Ziele zu. Im Hintergrund die Stadt Wien von der Kärntner-Bastei-Seite aus mit Pallisaden und Glacis, das Kahlengebirge und Dörfer zwischen beiden (Abb. auf S. 165).

[3] Auch die „Pest-Ordnung“ von 1679 der Rectores magnifici Mannagetta und Sorbait bestätigt S. 28 ff. das zahlreichere Hinsterben der „forchtsamen“ Leute und S. 43 das der „Weibsbilder“ in Pestzeiten, was wohl, wie die spätere Statistik lehrt, mit dem numerischen Überwiegen des Frauengeschlechtes zusammenhängt. Auch die eingeschlossene Lebensweise desselben zur damaligen Zeit mag beigetragen haben. Aber Mannagetta-Sorbait fügen hinzu: „Doch werden zu Zeiten Weiber gefunden, welche von dieser zarten Natur ausgenommen, vil ein gröberen Leib, auch dem Sprichwort nach, wohl neun Häut haben, die dem Lufft, und allen zustehenden Krankheiten mehrer, denn oft mancher Mann, widerstehen können.“ Auch haben sie beobachtet: „Die Faiste, Starke, und Wolleibige (Personen), so viel Jahr lang nicht krank gewesen, sein zu Sterbens-Leuffen in größerer Gefahr, als die so schwach und offt krank gelegen, weiln die schwachen Pulster-Pröbst zwar bald darnieder liegen, aber der Krankheiten gleichsam gewohntet, sich desto ehender erholen.“ (Zitat nach dem Exemplar des Verfassers.)

[4] Nach dem Katalog der Historischen Ausstellung der Stadt Wien 1883, S. 298.

[5] Sie war aus Holz, eine Vorläuferin der steinernen Kaiser Leopolds, die jetzt noch besteht. Ein Flugblatt mit dem Bilde der ersten Pestsäule von höchster Seltenheit im Museum der Stadt Wien. Die neue Pestsäule im Kupferstich schon bei Menken, „Leopolds des Großen Leben und Taten“, 1709, S. 1076, nebst genauer Beschreibung.

[6] Diese „kleine Statistik“, obwohl gewiß noch übertrieben, bringt auch Fuhrmann S. 985; sie ist glaubwürdiger als die große S. 986 mit 122.849 Opfern, so interessant auch die Angabe der Kreuze und Wege, wo die Bestattung vor sich ging, ist. Diese mögen hier angeführt werden (auch bei Sorbait: Consilium medicum):

„In der Rossau vor der Stadt, bey den dasigen 3 Creutzen, Im Auerspergischen Garten, Am Creutz nechst dabey, In der Spital-Au, Auf dem Bergl beym alten Lazareth, Im alten Lazareth, Im neuen Lazareth, Im Freythof, beym neuen Lazareth, In der Alstergassen bei den 3 Creutzen, Bey St. Ulrich in 2 Krüfften, Auf dasigem Feld, Auf dem Schotten Freythof, Auf dem Weeg, bey dem Garten hiebey, Bey dem Crobaten Dörffel, Hinter den Zäunen daselbst, Bey einem Creutz auf der Laimgruben, Auff dem Feld allda hinter den Gärten, Auf der Wien, bey einem Weingarten, Auf der Wieden, Hinter den Zäunen auf dem Weeg, bey 2 Creutzen in selbiger Gegend, Im Spital Freythof, Auf dem Freythof bei Nikolstorff, theils auf dem Weeg, theils auf der Hayd am Wiener Berg, Bey einem Creutz außer dem Klag-Baum, Auf dem Weg hinter der Favoriten, hin und wieder, Auf der Landstraß, in einer Krufften, auf dem Freythof allda, Bey den 3 Creutzen auf dem Weeg, Bey den Weißgärbern, In der Leopoldstadt, Auf dem Freythof allda bey der Kirchen, Auf dem neuen Freythof, Auf der Wiesen bey der Fahn-Stangen, Auf dem Thabor bey dem Creutz, Im Prater, Im Stadt-Gut, In der Au hin und wieder, An einem Creutz bey St. Brigitta, In Gumbendorf bei 2 Creutzen, und im Garten mehrer Theil Wiener, Auf St. Stephans Freythof, Im Burger-Spital, Auf dem Schotten-Freythof in der Stadt, Bey den Barmhertzigen, Zu Hernals im Freythof, Zu Waring.“ Für die Topographie Wiens zur leopoldinischen Zeit ist diese Aufzählung höchst belangvoll; die Ziffer ist wohl übertrieben, da Wien am Ende der Regierung Karls VI. (1740) erst 170.000 Einwohner hatte.

[7] „Ein kräftiges Gebet deß Heyligen Augustini“, wohl vom Verleger angefügt und der beste Beweis, daß man von irdischen Kräften bei dem entsetzlichen Wüten der Krankheit, zumal von den Mitteln der beiden Magnifizenzen, nicht viel mehr erwartete.

[8] Kürzlich ist auch bei Abraham a Sancta Clara eine Stelle entdeckt worden, die sich wohl auf Augustin und sein Pestabenteuer bezieht, wenn auch weder dieser mit Namen noch Wien, geschweige denn wie bei Feigius die nähere Örtlichkeit

(zwischen der Burg und St. Ulrich) angegeben ist. (Friedrich F. Ferzalek, „Des lieben Augustin Ende“ im „Neuen Wiener Journal“ vom Sonntag, 23. Oktober 1921.)

In Abrahams Werk „Wohlangefüllter Weinkeller“, zu Nürnberg bei Weigel 1710 erschienen (ein Jahr nach Abrahams Tod), heißt es im Register: „Spielmann, der sich vollgesoffen, wird von den herumfahrenden Todtengräbern auf den Wagen gelegt und in die Todtengrube versteckt. Er erwacht aber, bläset auf einem Tudel-Sack, wird herausgezogen und stirbt etliche Tage hernach.“ Etwas ausführlicher wird das Abenteuer im Text erzählt, wieder ohne Nennung von Ort, Jahr und Namen. Auch hier heißt es: „Er aber hat wenig Tag gelebt“, während Feigius erklärt: „So hat ihm dieses Nachtlager auch nicht das Wenigste geschadet.“ Mit F. F. Ferzalek stimme ich darin überein, daß sich die Stelle im „Weinkeller“ auf unseren Wiener Augustin bezieht. Bezüglich des Ausganges möchte ich aber doch dem Studiosus Feigius recht geben, der scharf Namen, Ort, Jahr, Lokalität angibt, während bei Abraham die Geschichte ziemlich verblasen dreißig Jahre nach dem Ereignis erscheint. Wäre Augustin wirklich an den Folgen seines Pestgrubensturzes umgekommen, so wäre dies für Abraham schon 1679 für sein moralisierendes „Merks Wien“, um mich wienerisch auszudrücken, „a g'mahte Wiesen“ gewesen, wenn der stadtbekannte „Hallodri“ ein solches Ende gefunden. Denn leider mußte der größte deutsche Humorist des 17. Jahrhunderts, unser lieber P. Abraham, vor allem „erbaulich“ wirken. Er konnte ihn daher für seine Bußschrift zunächst nicht brauchen. Bekannt war ihm der Vorfall sicherlich als Bewohner Wiens im großen Pestjahr. Erst nach einem Menschenalter bringt er die Geschichte mit moralischem Ausgang und ziemlich nebelhaft. Der Unwahrheit kann ihn niemand bezichtigen, denn er nennt weder Wien noch den Augustin, noch das Pestjahr 1679. Dem Feigius ist gerade der glückliche Ausgang des Abenteuers das Sympathische (ganz wie uns), die Rettung des vielleicht durch den Alkohol Immunisierten die Hauptsache, die er mit aller Genauigkeit fixiert. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß Feigius, der cand. iur. von hohen Semestern, selbst ein Trinkkumpan Augustins war. Auch einen anderen Alt-Wiener Spaßmacher, den „Baron Zwifel“, hat er ja literarisch fixiert. Fuhrmann, der Wiener

Chronist Karls VI., also einer den Ereignissen von 1679 nicht so fernstehenden Zeit, folgt der Darstellung des Feigius.

Des Johann Konstantin Feigius „Adlersschwung“

(S. 188 ff.)

[1] Hierüber verweise ich auf meine Abhandlung „Die Salvator-Medaille der Stadt Wien“, Wien 1907, Zeitschrift für Münz- und Medaillenkunde, I. Band, Heft 4.

[2] Es handelt sich um die Stücke 20 und 21 bei Hirsch, „Die Medaillen auf den Entsatz Wiens 1683“, Troppau 1883 (Tafel II, 10, 11).

[3] Wiener Geschichtsquellen und Geschichtsschreibung 1520 bis 1740, Separatabdruck aus dem IV. Bande der „Geschichte der Stadt Wien“, herausgegeben vom Altertumsverein Wien, 1909.

[4] Wohl übertrieben!

[5] Fuhrmann, S. 1020, spricht sehr charakteristisch von der „spratzelnden Glut“ jener Gebäude, die den Flüchtenden nächtlicher Weile den Weg erhellte. In und vor den Ruinen der Camaldulenser Kirche (jetzt Kirche auf dem Kahlenberg) fand am Sonntag, den 12. September 1683, der feierliche Gottesdienst vor der Schlacht statt, den der berühmte Marco d'Aviano zelebrierte. Der Berg hieß damals Josefsberg. Die Kapelle des heiligen Leopold auf dem jetzigen Leopoldsberg erhob sich wieder 1693.

Eine Beschreibung Wiens aus der Zeit Kaiser Karls VI.

(S. 216 ff.)

[1] Desing irrt; die Bevölkerung betrug bloß 170.000 Einwohner. Der Irrtum ist verzeihlich, weil durch die in den Straßen der inneren Stadt herumflutende Menschenmenge erzeugt. Auch heute wird man beim Anblick des Getümmels in der „Stadt“ deren Einwohnerzahl auf 300.000 bis 400.000 schätzen; und doch sind es nach der letzten Zählung kaum 60.000.

[2] Später mit dem Bösendorfer-Saal. Augenblicklich, dank einer „Überspekulation“ der Vorkriegszeit eine öde „Gstetten“!

[3] Jetzt Schönborn-Palais in der Renngasse.

[3a] Richtig: Questenberg-Palais.

[4] Kinsky-Palais.

[5] Später Unterrichtsministerium.

[6] Palais Breuner.

[7] In der Tirna-, später Savoy'sche Kapelle; linker Hand davon das Grabmal des Prinz Eugen.

[8] Turmspitze, Adler und Kreuz wurden neu aufgesetzt: 1843 (Medaille von Roth) und 1864. Die alten Zieraten im Museum der Stadt Wien, Abteilung I.

[9] Gegossen von Johann Achamer oder Aichamer, „kaiserl. Stuckgießer“. Hierüber Ogesser, Beschreibung der Metropolitankirche zu St. Stephan, Wien 1779, S. 47 ff.

[10] Tschischka: Die Metropolitankirche zu St. Stephan, Wien 1843, S. 117, dort der Gießvertrag vom 18. Dezember 1710 im Auszug.

[11] Später Kriegsministerium und Kirche zu den Chören der Engel Am Hof. Die Schule pro humanioribus heute Akademisches Gymnasium im Neubau Franz Schmidts seit 1865/66.

[12] Als „Bürgerschule von St. Stephan“.

[13] 1749 aufgelassen.

[14] Die in neuerer Zeit ausgebauten Teile gegen den Kohlmarkt. (Nach den Plänen Fischer von Erlachs.)

[15] Gemmen und Kameen.

[16] Karl VI. war, wie bereits bemerkt, ein eifriger Numismatiker, den die Lieblingsstücke seiner Sammlung selbst auf Reisen begleiteten.

[17] Augarten.

[18] Der vornehmste Friedhof Alt-Wiens, seit Karl VI. 1732 den Stephansfreithof aufhob. Das Ecce-Homo-Bild des letzteren („Zahnweh-Herrgott“) besteht noch, in eine äußere Nische des Domes gerückt, im Hintergrund Danhausers Armeseelenbild. (Der „Maria-Zeller“ Gottesacker wurde 1784 aufgelassen.)

[19] Dieses Gotteshaus steht noch heute in der „Alster-Gassen“. Die Schwarzspanier: Beethovens Sterbehaus und evangelische Garnisonskirche, gehören eher zum Annex der „Waringer-Gassen“.

[20] Witwe Leopolds I.

[21] Solche numismatisch geschätzte „Armenhauspfennige“ und „Raitpfennige“ aus Kupfer (Arbeitermarken) gab auch die Stadt Wien aus.

[22] Jetzt Palais Auersperg; die Rofranogasse, der Haupt-Rauf- und Duellplatz Alt-Wiens.

[23] Darum „am Schottenfeld“.

[24] Treffliche künstlerische Beobachtung! Ein Hauptvorzug der Karlskirche besteht wohl darin, daß Fischer von Erlach den Fehler der Baumeister bei der Peterskirche in Rom vermieden hat, wo der Portikus in seinen gewaltigen Massen (entgegen den Plänen Michelangelos!) die Kuppel schon von der Mitte des Platzes aus gesehen, erdrückt. Die Kuppel der Karlskirche dagegen kommt allerseits wunderbar zur Geltung.

[25] Heute Theresianum.

[26] Die Witwe Kaiser Josephs I.

[27] Tochter Kaiser Leopolds I., geboren 26. März 1689.

[28] Belvedere.

[29] Die Leopoldstadt bildete nur hierin eine Ausnahme, daß sie nicht von Starhemberg selbst, sondern erst von den Türken geschleift wurde.

[30] Der Neubau erst seit Maria Theresia und Franz I. Schon Herzog Albrecht III. residierte in Laxenburg († 1395).

[31] Kamen meist um bei der Kurutzeninvasion des Jahres 1704.

[32] Desing dürfte den bekannten Abenteurer des 18. Jahrhunderts, Verfasser der „Mémoires“, die schon zu jener Zeit auch deutsch erschienen, des „galanten Sachsen“ u. s. w. meinen. Pöllnitz war auch kurze Zeit österreichischer Offizier und später Oberzeremonienmeister König Friedrichs II. von Preußen.

[33] Heute Augarten.

[34] Zuerst in der Leopoldstadt, dann auf der Wieden, endlich in der Rossau.

[35] Das spezifische Wiener Kaffeehausleben ist also seit 170 Jahren ziemlich unverändert.

[36] Die Fabrikstätigkeit auf dem „Schottenfeld“, im Vormärz wegen des Reichtums der Fabrikanten Brillantengrund genannt, reicht somit bis in die Zeit Karls VI. zurück.

[37] Die berühmte Alt-Wiener Porzellanfabrik, deren Marke

das österreichische Bindenschildchen, vom Volke naiver Weise als „Bienenkorb" gedeutet, bald Weltruf erlangte. Bestand bis 1863.

[38] Im Advent, zum Beispiel noch in der theresianischen Zeit, schon um vier Uhr nachmittags.

[39] Vierzig Jahre früher muß der Fremdenverkehr noch recht bescheiden gewesen sein, denn das „Wiennerische Diarium" (jetzt „Wiener Zeitung") meldet gleich in seiner ersten Nummer vom 8. August 1703, daß an einem der früheren Tage „Niemand in Wien angekommen".

[40] Gasse und „Gäßl" sind hier Bezeichnungen für Verschiedenes: zum Beispiel die Rosengasse unweit des Grabens, das Rosen-„Gäßl" bei der Mölkerbastei, wie noch jetzt.

[41] Vielleicht das „Peiler Tor", ein „inneres" Stadttor, führte von der Naglergasse zum jetzigen Sparkassengebäude, doch schon 1732 abgebrochen.

[42] Gerichtsgebäude am Hohen Markt.

[43] Siebenbücherinnen am Salzgries, Kloster gestiftet von Eleonora von Mantua, zweiter Gemahlin Kaiser Ferdinands II. und bis 1782 deren Ruhestätte. Das Gebäude wurde in den Achtzigerjahren abgetragen.

Die Alt-Wiener Salvator-Medaille

(S. 312 ff.)

Die Literatur über diesen Gegenstand umfaßt eigentlich nur zwei größere „Nummern". Die grundlegende Arbeit von Unger-Schalk: „Zur Geschichte der Wiener Rats- und Salvator-Pfennige", Wien 1897, im Verlag der Österreichischen Gesellschaft für Münz- und Medaillenkunde (damals „Klub") und Schwerdfeger: „Die Salvator-Medaille der Stadt Wien", 1907 in der Zeitschrift für Münz- und Medaillenkunde derselben Gesellschaft, I. Band, Heft 4, erschienen. Verfasser dachte sich seine Schrift als etwaigen Geleitsbrief für die mit der Medaille Beteilten. Darum der Ausdruck „Salvator-Medaille" statt des richtigeren „Pfennig", womit volkstümlich der Begriff der Kleinigkeit verbunden ist.

Verzeichnis der Bilder

Die Kopfleisten stammen aus der „Theresiade" von Franz Christoph Scheyb aus dem Jahre 1746; sie sind gezeichnet und gestochen von Salomon Kleiner (s. S. 263 f.).

Das Bildnis von Valvasor stammt aus der Nationalbibliothek. Die übrigen Vorlagen sind aus dem Besitze des Verfassers; einige erscheinen hier zum ersten Male reproduziert.

Inhalt

